Leo N. Tolstoi

Was sollen wir denn tun?

Übersetzt von Carl Ritter,
mit einer Einführung von
Raphael Löwenfeld

www.tolstoi-friedensbibliothek.de
Band-Signatur
TFb_A007

Tolstoi-Friedensbibliothek.de
Reihe A | Band 7

Herausgegeben von
Peter Bürger

Kooperationspartnerin:

Solidarische Kirche im Rheinland

Leo N. Tolstoi

Was sollen wir denn tun?

Tak čto že nam delat'?
1882-1886

Übersetzt von Carl Ritter,
mit einer Einführung von
Raphael Löwenfeld
(1902)

Tolstoi Friedensbibliothek.de
TFb_A007

Die TFb-Buchausgabe mit ISBN-Nummer
wird nach Erscheinen angezeigt unter:
www.tolstoi-friedensbibliothek.de
(Menüpunkt: Buchreihe)

Leo N. Tolstoi

WAS SOLLEN WIR DENN TUN ?

Übersetzt von Carl Ritter,
mit einer Einführung von Raphael Löwenfeld

Tolstoi-Friedensbibliothek.de | Band-Signatur TFb_A007

Herausgeber, Redaktion & Gestaltung: Peter Bürger
https://www.tolstoi-friedensbibliothek.de/digital-bibliothek/
Düsseldorf, 25.06.2023

Inhalt

Vorbemerkungen des Herausgebers zu dieser Neuedition 7

Leo N. Tolstoi

WAS SOLLEN WIR DENN THUN?

Übersetzt von Carl Ritter 11

Einführung von Raphael Löwenfeld 13

Kapitel I – XXIV 19
Kapitel XXV – XXXIX 182

Anhang

Bruchstücke aus einem Privatbrief aus Anlaß einer Entgegnung auf den Artikel „An die Frauen“ 333

———

Bibliographische Übersicht zu Tolstois Werk „Was sollen wir denn tun?“ (1882-1886) 337

[Illustrationsseite]

Porträt Leo N. Tolstois aus dem Jahr 1887

VORBEMERKUNGEN DES HERAUSGEBERS ZU DIESER NEUEDITION

„Er, der Schmarotzer, der sein ganzes Leben von der Arbeit anderer Menschen gelebt hatte, er, der Untaugliche, der nicht seine Stiefel selbst putzen oder seinen Tee selbst zubereiten konnte, der nicht einen Tag leben konnte, wenn er nicht hundert helfende Hände hatte, die ihm bei allem halfen, – *er* kam hierher und wollte ihnen ‚helfen', die mit Schufterei und Verzicht nicht nur sich selbst halfen, sondern auch beitrugen, seine Nahrung, Kleidung und Reichtum zu verdienen, für ihn und alle seine ‚gebildeten' Kollegen! War das nicht Wahnsinn? Hatte er sich nicht verhalten wie ein Mann, der anderen aus dem Morast helfen möchte und dabei selbst bis zu den Haarspitzen im Morast steckt?"

ARNE GARBORG (1851-1924)
über Tolstois Hinwendung zu den Armen in Moskau[1]

1881 zieht LEO N. TOLSTOI mit seiner Familie in die Moskauer Chamovniki-Straße und wird Anfang 1882 Mitarbeiter einer Volkszählung[2] in der Großstadt. Wenige Jahre nach seiner Hinwendung zu ‚Christi Lehre' erhält er jetzt erschütternde Einblicke in die elende Lage der Besitzlosen. Die in diesem Band dargebotene Abhandlung „bietet einen grauenvollen Bericht von dem Leben und den Lebensbedingungen der Arbeiter. Viele Frauen hatten Kinder, wälzten sich aber trotzdem mit fremden Männern auf den schmalen Pritschen. Überall der gleiche unerträgliche Gestank, überall Menschen, die

[1] Zitiert nach Geir KJETSAA: Lew Tolstoj. Dichter und Religionsphilosoph. Gernsbach: Casimir Katz Verlag 2001, S. 206.

[2] Vgl. Lew TOLSTOI: Über die Volkszählung in Moskau [Januar 1882]. In: Lew Tolstoi: Philosophische und sozialkritische Schriften. (= Gesammelte Werke in zwanzig Bänden, herausgegeben von Eberhard Dieckmann und Gerhard Dudek, Band 15). Berlin: Rütten & Loening 1974, S. 153-164. – Der Anhang zu Carl Ritters Übersetzung der Schrift „Was sollen wir tun?" (erster Teil) enthält ebenfalls eine Übersetzung zum Artikel „Über die Volkszählung", die wir aber in der vorliegenden Neuedition fortlassen und erst später an anderer Stelle in der Tolstoi-Friedensbibliothek (Reihe B, Band 6) darbieten werden.

durch Alkohol verwahrlost waren, und in allen Gesichtern dieselbe Verachtung und Stumpfsinnigkeit. Tolstoj fühlte sich wie ein Arzt, der mit Medikamenten zu Kranken kommt, aber immer mit dem gleichen schlechten Gefühl, dass alles vergeblich ist. – Wenn diese Menschen an Hunger und Kälte zugrunde gingen, war es nicht ihre Schuld, folgerte Tolstoj. Sie waren mit unschuldigen Gefangenen zu vergleichen. Wenn jemand Schuld hatte, dann mussten das die Gefängniswärter sein, alle, die in Glanz und Freude lebten, in schicken Häusern wohnten und kostbare Wagen fuhren."[3] (GEIR KJETSAA)

Der begüterte Graf verliert sehr bald die Illusion, eine karitative Hilfe von oben könne das Geschick der Armen wenden. In seiner Schrift *„Was sollen wir denn tun?"* (Tak čto že nam delat'?, 1882-1886) knüpft er an zurückliegende Überlegungen zum Eigentumsbegriff an, geht besonders ausführlich der Frage ‚Was ist Geld?' nach (Kapitel XVII – XXI) und beleuchtet schonungslos den Widerspruch des eigenen Lebens: „Ich gehöre der Klasse von Menschen an, welche durch allerlei Kunststücke dem arbeitenden Volk das Notwendigste raubt, und die sich durch solche Kunststücke den nie ausgehenden verzauberten Rubel verschafft haben, der diese Unglücklichen dann wieder verführt. Ich will den Menschen helfen, und daher ist es zu allererst klar, dass ich zunächst einmal die Menschen nicht plündern, sie dann aber auch nicht verführen darf. Statt dessen habe ich mir durch die kompliziertesten, listigsten, bösartigsten, durch Jahrhunderte bewährten Kunstgriffe die Lage des Besitzers des nie ausgehenden Rubels geschaffen, das ist die Lage, bei der ich, ohne dass ich selbst je etwas zu arbeiten brauche, Hunderte, ja Tausende von Menschen zur Arbeit in meinem Dienste zwingen kann, was ich auch tue; und ich bilde mir ein, dass ich die Menschen bemitleide, dass ich ihnen helfen will. Ich sitze einem Menschen auf dem Nacken, habe ihn erdrückt und verlange von ihm, er solle mich tragen. Dabei suche ich alle Menschen und mich selbst davon zu überzeugen, dass ich den Menschen sehr bemitleide, während ich nicht daran denke, abzusteigen; ich behaupte, seine Lage durch alle nur möglichen Mittel erleichtern zu wollen, nur nicht durch das eine, dass ich von seinem Nacken heruntersteige." (→S. 97)

[3] KJETSAA: Lew Tolstoj. Gernsbach 2001, S. 206.

Die Frage ‚Was sollen wir tun?' ist auch eine Frage, die der Verfasser seiner eigenen – im Werk vor aller Welt kompromittierten – Familie stellt. Als wichtigsten Adressaten der Ausführungen müssen wir jedoch TOLSTOI selbst betrachten: ‚Was soll *ich* tun?' Nachdem der Widerspruch der eigenen Lebensführung einmal klar zum Vorschein bzw. zu Bewusstsein gekommen ist, will der Graf sein Gewissen nicht mehr beruhigen lassen: „Für die Seele ist es nicht das beste, unschuldig zu sein, sondern sich schuldig zu fühlen."[4]

GEIR KJETSAA schreibt über das Leben in der Großstadt: „Wenn Tolstoj in Moskau war, […] verließ er das Haus, sprach mit den Straßenmädchen auf der Polizeistation, schaute kurz in der Strumpffabrik vorbei, wo Frauen und Kinder von morgens fünf bis acht Uhr abends arbeiteten. Wenn er dann wieder nach Hause an einen mit Keksen und Apfelsinen gedeckten Tisch kam, brach einmal mehr Streit [mit seiner Ehefrau] aus: ‚Entweder ich muss dich verlassen, oder wir müssen unser Leben verändern und von unserer Hände Arbeit leben, wie es die Bauern tun'."[5] – Dieser Konflikt wird förmlich bis zum letzten Atemzug des Dichters ungelöst bleiben.

Allerdings kann LEO N. TOLSTOI das nunmehr spannungsreiche Miteinander in der eigenen Hausgemeinschaft zunächst auch humorvoll bzw. mit selbstironischer Distanz zur Sprache bringen. In den ‚Familien-Briefkasten' des Landgutes, der allen beim gemeinschaftlichen Vorlesen Erheiterung verschaffen soll, wirft er folgende ‚Patientenakte' eines verrückten Insassen des „Krankenhauses in Jasnaja Poljana" ein: „Lew Nikolajewitsch [Tolstoj]. Sanguinische Natur. Gehört zu den ruhigen Patienten. Leidet an einer Manie, die die deutschen Psychiater ‚Weltverbesserungsneurose' nennen […] Der Patient ist von dem Gedanken besessen, man könne das menschliche Leben verändern, indem man eine Menge Wörter benutzt. Generelle Symptome: Der Patient ist unzufrieden mit der bestehenden Weltordnung, er verurteilt alle außer sich selbst, er ist entsetzlich geschwätzig und nimmt keinerlei Rücksicht auf seine Zuhörer. Er leidet unter heftigen Stimmungsschwankungen, ist bald rasend und verärgert, bald zu Tränen gerührt sentimental. Spezielle Symptome: Der Patient hat eine Manie für unpassende und unnöti-

[4] Leo N. Tolstoi, hier zitiert nach KJETSAA: Lew Tolstoj. Gernsbach 2001, S. 207.
[5] KJETSAA: Lew Tolstoj. Gernsbach 2001, S. 213.

ge Aktivitäten, wie das Putzen und Besohlen von Stiefeln, Gras mähen u.s.w.“[6]

Gegenüber der ihm sehr nahestehenden Großtante Gräfin ALEKSANDRA ANDREJEWNA TOLSTAJA beschreibt er später seine Lage nach der religiösen und sozialen Neubesinnung folgendermaßen: „Meine Freunde, ja sogar meine Familie, wenden sich jetzt von mir ab. Die Liberalen und die Ästhetiker sehen jetzt in mir wie in Gogol einen Verrückten oder Geistesschwachen, während die Radikalen und Revolutionäre mich für einen Mystiker halten, einen Schwätzer; für die Regierung bin ich ein gefährlicher Revolutionär; die Kirche betrachtet mich als Teufel. Ich muss gestehen, dass dies alles schwer ist, nicht weil es mich verletzt, sondern weil es mein wichtigstes Ziel zunichte macht – einen liebevollen Umgang mit meinen Mitmenschen“[7].

Zunächst hatte TOLSTOI unter dem Titel *„Was sollen wir denn tun?“* nur einen Aufsatz schreiben wollen. Doch aus diesem Anfang erwuchs in den Jahren 1882 bis 1886 nach und nach ein stattliches Buch. Im Anhang bieten wir eine knappe Orientierung zur Editionsgeschichte – auch zu frühen Teilausgaben und Teilübersetzungen – an (→S. 337-339).

Im Jahr 1902 veröffentlichte Vladimir Čertkov in England die erste *unzensierte Gesamtausgabe* der Schrift in russischer Sprache. Zuvor war bereits die hier in *einem* Band neu edierte deutsche Übersetzung eben dieser Fassung erschienen, bearbeitet von Carl Ritter (→S. 17), versehen mit einer Einführung des Herausgebers Raphael Löwenfeld und ursprünglich aufgeteilt auf zwei Bände.

pb

---

[6] KJETSAA: Lew Tolstoj. Gernsbach 2001, S. 210.

[7] KJETSAA: Lew Tolstoj. Gernsbach 2001, S. 215. – Der Priester und geistliche Zensor Aleksandr M. Ivancov-Platonov wollte Tolstoi durchaus bei einer Veröffentlichung der Schrift *„Was sollen wir tun?“* behilflich sein, doch der maßgebliche Kleriker Oberprokuror Pobedonoscev betrachtete das Buch als schädlich; vgl. das Nachwort in Leo N. TOLSTOI: Was sollen wir denn tun? Band 2. (= Religions- und gesellschaftskritische Schriften, Band 4). Neu herausgegeben und durchgesehen von Paul H. Dörr. München: Eugen Diederichs Verlag 1991, S. 285-287 und 292-293.

Leo N. Tolstoi

Was sollen wir denn thun?

Übersetzt von Carl Ritter

Mit einer Einführung
von Raphael Löwenfeld

(1902/1911)

Textquelle der dargebotenen Übersetzung aus dem Jahr 1902 | Leo N. TOLSTOJ: Was sollen wir denn t[h]un? Erster Band. Mit Anhang über die Volkszählung in Moskau. (= Leo N. Tolstoj: Gesammelte Werke. Von dem Verfasser genehmigte Ausgabe von Raphael Löwenfeld: II. Serie, Band 5). Jena: Eugen Diederichs Verlag 1911. [323 Seiten; Kapitel I – XXIV.] – Leo N. TOLSTOJ: Was sollen wir denn t[h]un? Zweiter Band. Mit Anhang: Bruchstücke aus einem Privatbrief. (= Leo N. Tolstoj: Gesammelte Werke. Von dem Verfasser genehmigte Ausgabe von Raphael Löwenfeld: II. Serie, Band 6). Jena: Eugen Diederichs Verlag 1911. [279 Seiten; Kapitel XXV – XXXIX.]

EINFÜHRUNG

Raphael Löwenfeld

Die erschütternden Seelenkämpfe, die Tolstoj in seiner *„Beichte"* geschildert hat, hatten einen friedlichen Ausklang gefunden in der Rückkehr zu der Lehre Christi, in der geläuterten Auffassung, wie sie in der Schrift *„Mein Glaube"* dargelegt ist. Aus dem Mitgliede der bevorrechteten Gesellschaft mit allen überkommenen Anschauungen und Lebensformen war ein neuer Mensch geworden, der im Widerspruch stand mit allem, was ihn umgab. Wer so allein steht, muß in Kämpferstellung stehen; ein befriedigtes Ausruhen kann es für ihn nicht geben. Alles, was ihn im Leben antritt, gestaltet sich zu einer neuen Frage und heischt gebieterisch die Antwort. Kommt zu der ruhelosen inneren Arbeit ein äußerer Anlaß von genügender Stärke, so wird das Gemüt des mitempfindenden Beobachters in seinen Tiefen aufgewühlt und beginnt von neuem die nimmer endende Arbeit.

Die alte Hauptstadt Moskau erlebte (1882) das seltene Ereignis einer Volkszählung. Wo der größere Teil der Einwohner nicht lesen und nicht schreiben kann, ist eine Aufnahme der Seelenzahl einer großen Stadt eine schwere Aufgabe. Zweitausend Zähler waren aufgeboten, um das bedeutsame Werk durchzuführen. Tolstoj war unter ihnen. Ihm aber bedeutete die Volkszählung mehr als ein rein statistisches Werk: er wollte die Menschen, deren Zahl er feststellen sollte, auch kennen lernen, ihre Lebensweise, ihren sittlichen Zustand, er wollte vor allem andern erfahren, was ihnen das Schicksal an Lebensglück gewährt hat.

Mit furchtbarem Ernst trat er an seine Aufgabe heran, und als ein schmerzlich Verwundeter blieb er nach gethaner Arbeit zurück. Noch nie war ihm die äußere Erscheinung des Elends so nahe getreten, wie hier in der Großstadt, wo die Millionen früherer Landbewohner zusammenströmen, um Brot zu suchen, oft ohne es zu finden; und nie war ihm andererseits so klar geworden, wie falsch die Besitzenden die Lage der Ausgestoßenen beurteilen und auf wie falschem Wege sie der körperlichen und geistigen Not Abhilfe zu

schaffen suchen. So wie das bisher geschah, durfte es in Zukunft nicht mehr geschehen. Das war ihm klar geworden. Was also thun?

Was sollen wir denn thun? fragte er sich mit den Worten des Evangeliums (Lucas 3, 10) und suchte in seiner Weise nach Antwort. In seiner grüblerischen, tiefgehenden Weise, die zunächst alle überkommenen und vorgefaßten Meinungen abzustreifen strebt, und, auf persönliche Erfahrung gestützt, im unbeirrten Wahrheitsdrange den Problemen des Denkens und Handelns nachgeht.

Er brauchte Zeit, um alle Eindrücke zu ordnen, die er in den schmutzigen Nachtherbergen Moskaus empfangen hatte. Er hatte Mühe, sich von der Selbsttäuschung zu befreien, in der er befangen war, von mancher Regung des Hochmuts und der Selbstzufriedenheit, um nur durchzudringen zu der klaren Fragestellung und weiter zu ihrer rücksichtslosen Lösung. Er mußte erst tausend Irrtümer überwinden, die seinen Geist zu trüben vermochten, erst eine gewisse Höhe erklimmen, um von da aus die dumpfen Niederungen freien Blicks zu überschauen.

In diesem Sinne ist auch die umfangreiche Schrift *„Was sollen wir denn thun?“*, die Tolstoj abschnittweise in den Jahren 1884, 1885, 1886 niederschrieb, in ihrem ersten Teile nichts anderes als eine Beichte, in ihrem zweiten nichts anderes als die Darlegung eines Glaubensbekenntnisses; nur umfassender, weitreichender als die beiden unmittelbar vorausgegangenen Werke, die sich selbst als Beichte und Glaubensbekenntnis bezeichnen.

Alle Probleme des menschlichen Zusammenlebens werden hier erörtert. Denn es handelt sich um nichts Geringeres, als um den Nachweis, daß unsere Anschauungen von den Pflichten, die die Menschen gegen einander haben, und die Lebensformen, die sich aus diesen Anschauungen ergeben haben, die wiederum unsere Vorstellungen von Glück und unser Maß an Glück bestimmen, – daß sie alle ungerecht, veraltet, einer Umgestaltung von Grund aus bedürftig sind.

Der Rundgang unter den Verlassenen und Enterbten, unter den Gesunkenen und Verstoßenen hatte dem teilnahmsvollen Forscher klar gemacht, daß mit Geld, wie man meinte, hier nicht zu helfen war. Mit Gelde nicht. Was ist denn eigentlich Geld? Geld ist ein Mittel der Versklavung. Was auch die Wissenschaft von den wirtschaftlichen Beziehungen der Menschen und Völker, von der vielgepriese-

nen Nationalökonomie, sage – Geld ist der schlimmste Feind der Freiheit des Individuums. Wir glauben, die Sklaverei, wie sie das Mittelalter kannte, wie sie nahezu bis auf unsere Tage in der Leibeigenschaft fortlebte, überwunden zu haben; nein! wir haben ihr nur eine neue Form gegeben und täuschen uns selbst, bewußt oder unbewußt, darüber hinweg.

Indem die Besitzenden und Gebildeten, die sich in den Berufen des Staatsbeamten, des Kaufmanns, des Gelehrten und Künstlers von aller körperlichen Arbeit entfernt haben, den Arbeiter glauben machen, sie sorgten durch ihre Thätigkeit für ihn, entziehen sie ihm die Freiheit und zwingen ihn in dauernde Abhängigkeit. Und eine, auf der Grundlage der Entwicklungslehre aufgebaute Pseudo-Wissenschaft, die für sich ebenso zu Unrecht Unfehlbarkeit in Anspruch nimmt, wie es in früheren Perioden geschichtlichen Lebens die Religion that, stützt mit heuchlerischen Beweisen die bestehende gesellschaftliche Ordnung. Die Träger dieser Wissenschaft sind ebensolche eigennützige Priester, wie die eifervollen Diener der Kirche es waren. All unsere Kunst und Wissenschaft dient, unbewußt oder bewußt, nur der Rechtfertigung dieser Vergewaltigung des einen Teiles der Menschen durch den anderen. Und die gedrückte Mehrzahl der Menschen hat auch an unserer Wissenschaft und unserer Kunst keinen Anteil. Unsere schöpferischen Geister schaffen für die Klasse, der sie angehören. Die Erzeugnisse menschlichen Geistes sind nur Besitz einer Minderheit und darum wertlos. Wert hat nur die Arbeit, die *allen* Nutzen bringt. „In welchem Wirkungskreis der Mensch auch seinen Beruf erblicken mag: ob in der Beherrschung anderer, in der Verteidigung seiner Landsleute, in der Abhaltung eines Gottesdienstes, in der Belehrung seiner Nebenmenschen, in der Auffindung von Dingen, die die Annehmlichkeiten des Lebens erhöhen, in der Forschung nach den Gesetzen des Weltalls, in der Verkörperung der ewigen Wahrheiten durch künstlerische Gestaltung – für den vernünftigen Menschen wird die oberste und nicht zu bezweifelnde Pflicht immer darin bestehen, daß er zum Zwecke der Erhaltung seines eigenen Lebens und des seiner Mitmenschen thätigen Anteil nimmt am allgemeinen Kampfe mit der Natur."

Diesen thätigen Anteil am allgemeinen Kampfe mit der Natur hat die herrschende Minderzahl, die in den Städten lebt und nur zeitweilig in den milden Monaten des Jahres sich auf dem Lande mit

städtischem Überfluß einrichtet, gänzlich verlernt. Genußleben bei den Einen, erdrückende Arbeit bei den Anderen, ist das Merkmal unserer Gesellschaft, das Kainszeichen verewigten Unrechts.

Wir müssen das Eigentum aufgeben und körperliche Arbeit leisten. Das ist das Heilmittel.

Denn Eigentum ist eine Wahnvorstellung, eine Selbsttäuschung, eine Lüge. Nur mein Körper gehört mir; was außer ihm ist, kann ich nicht mein eigen nennen.

Schon sind die Anzeichen dafür da, daß die unterdrückte Minderheit sich der bestehenden Ungerechtigkeit bewußt wird und eine Änderung des unerträglichen Zustandes erstrebt. Wollen wir der gewaltsamen Lösung dieser Spannung aus dem Wege gehen, so müssen wir das Heilmittel ergreifen. Aber mehr als der entartete Mann ist die Frau, die Mutter, berufen, dieser Umgestaltung die Wege zu bahnen. An euch Frauen, an die nichtentarteten, treuen Pflegerinnen der zukünftigen Menschheit, wende ich mich!

Das ist in gedrängtester Knappheit der Gedankengang des reichgegliederten Werkes, in dem die Grundlagen unseres Zusammenlebens in allen Beziehungen erörtert werden, und das zugleich für die Person Leo Tolstojs die letzten Entscheidungen trifft.

Denn wie er es hier entworfen hatte, gestaltete er fortan sein eigenes persönliches Leben.

Mit der Schrift *„Was sollen wir denn thun?“* hat die Umwandlung seiner Anschauungen und seiner Lebensführung ihre endgültige Form gefunden. In dieser Form verharrte er, unbekümmert um das Urteil von Feind und Freund, frei von falschem Stolz auf die Höhe der Anschauung, die er erklommen zu haben glaubte, mit der Selbstsicherheit des Mannes, der in ehrlichem Ringen die Normen für sein Verhältnis zur Welt gefunden hat und allen Mächten zum Trotz nach deren Geboten handelt.

Die einzelnen Probleme, die in der Schrift *„Was sollen wir denn thun?“* in klar gegliedertem Zusammenhänge behandelt sind, kehren dann oft in Tolstojs Werken in neuer Darstellung wieder. Ausführlicher und mit tieferer Begründung wird der Gedanke der Sklaverei unserer Zeit noch einmal großartig in der Schrift *„Das Reich Gottes ist in Euch“* durchgearbeitet, der Wert unseres Kunstschaffens in dem Werke *„Was ist Kunst“* theoretisch geprüft; und die Dichtungen der kommenden Jahrzehnte, von denen das Schauspiel *„Die*

Macht der Finsternis" und der Roman *„Die Auferstehung"* neben den Meisterwerken der früheren Schaffensperiode einen Platz beanspruchen, sind nur die künstlerische Gestaltung der neu gewonnenen Weltanschauung. –

Die Schrift *„Was sollen wir denn thun?"* erscheint *hier zum ersten Male ganz und ungekürzt.*

Das Werk war natürlich in Rußland verboten. Nur Bruchstücke konnten gedruckt werden, und auch diese mußten sich Verstümmelungen gefallen lassen. Im 12. Bande der Moskauer Originalausgabe sind unter dem Titel „Werke der letzten Jahre" einzelne Abschnitte erschienen. Sie fassen unter den Überschriften „Was sollen wir denn thun? – Das Leben in der Stadt – Das Leben auf dem Lande – Der Beruf der Wissenschaft und der Kunst – Arbeit und Genußleben – An die Frauen" – mehrere Kapitel zu je einem Ganzen zusammen. Diese Bruchstücke liegen auch den Übersetzungen zugrunde, die außerhalb Rußlands erschienen sind. Später hat die bekannte Verlagshandlung Elpidin in Genf Teile des Werkes herausgegeben. Die drei gesonderten Hefte, die dort erschienen sind, führen die Titel: *Was ist mein Leben*? (Kakowa moja žizn`) – *Geld* (Djengi) – *Was sollen wir denn thun*? (Tak čto že nam delat`) – und würden, in dieser Reihenfolge aneinandergefügt, ungefähr dem Gesamtwerke entsprechen, wenn sie nicht bedeutende Stücke der endgültigen Redaktion Tolstojs vermissen ließen.

Unserer Ausgabe liegt diese endgültige Redaktion zu Grunde. Wladimir Grigorjewitsch Tschertkow hat den Originaltext aufs sorgfältigste durchgesehen; er wird in einigen Monaten in seiner (russischen) „Gesamtausgabe der in Rußland verbotenen Werke Tolstojs" erscheinen. Die Übersetzung für unsere Ausgabe hat mit großer Sorgfalt und Sachkenntnis Carl Ritter angefertigt.

Zum besonderen Verständnis der Beziehungen des Werkes zu Tolstojs Persönlichkeit fügen wir dem ersten Teile noch den Aufsatz „Über die Volkszählung in Moskau"[1] bei, dem zweiten Teile „Bruchstücke aus einem Privatbrief", geschrieben aus Anlaß einer Entgegnung auf den Artikel „An die Frauen".

[1902]

[1] [In der vorliegenden Neuedition der Gesamtausgabe fortgelassen; vorgesehen ist eine Neuedition dieses Textes über die Volkszählung in Band TFb_B006; *pb*.]

[Illustrationsseite]

1904 entstandenes Bildnis von Leo Tolstoi nach einem
älteren Gemälde von Iwan Nikolajewitsch Kramskoj (1873)

Leo N. Tolstoi

WAS SOLLEN WIR DENN THUN ?

Und das Volk fragte ihn und sprach: „Was sollen wir denn thun?“ Er antwortete und sprach zu ihnen: „Wer zween Röcke hat, der gebe dem, der keinen hat; und wer Speise hat, thue auch also.“ (Luk. III, 10 u. 11)

Ihr sollt euch nicht Schätze sammeln auf Erden, da sie die Motten und der Rost fressen, und da die Diebe nachgraben und stehlen. Sammelt euch aber Schätze im Himmel, da sie weder Motten noch Rost fressen, und da die Diebe nicht nachgraben und stehlen.
Denn wo euer Schatz ist, da ist auch euer Herz.
Das Auge ist des Leibes Licht. Wenn dein Auge einfältig ist, so wird dein ganzer Leib licht sein.
Wenn aber dein Auge ein Schalk ist, so wird dein ganzer Leib finster sein. Wenn aber das Licht, das in dir ist, Finsternis ist: wie groß wird dann die Finsternis selber sein?
Niemand kann zween Herren dienen. Entweder er wird einen hassen und den anderen lieben; oder er wird einem anhangen und den anderen verachten. Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon.

Darum sage ich euch: Sorget nicht für euer Leben, was ihr essen und trinken werdet; auch nicht für euern Leib, was ihr anziehen werdet. Ist nicht das Leben mehr denn die Speise! Und der Leib mehr denn die Kleidung?
Darum sollt ihr nicht sorgen und sagen: Was werden wir essen? Was werden wir trinken? Womit werden wir uns kleiden? Nach solchem allem trachten die Heiden. Denn euer himmlischer Vater weiß, daß ihr des alles bedürfet. Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles zufallen. (Matth. VI, 19–25, 13–34.)

Es ist leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, denn daß ein Reicher ins Reich Gottes komme. (Matth. XIX, 24; Luk. XVIII, 25; Mark. X, 25.)

I.

Ich hatte mein ganzes Leben außerhalb der Stadt zugebracht. Als ich im Jahre 1881 nach Moskau übersiedelte, um dort zu leben, setzte mich das Elend der Stadt in Erstaunen. Ich kenne die Armut der Dörfer, aber die der Städte war mir neu und unverständlich. Man kann in Moskau durch keine Straße gehen, ohne einem Bettler zu begegnen, und zwar ganz besonderen Bettlern, die keine Ähnlichkeit mit denen auf dem Lande haben. Diese Bettler – sind nicht solche mit einem Bettelsack und die im Namen Christi bitten, wie sich die Bettler auf den Dörfern charakterisieren lassen, das sind Bettler ohne Bettelsack und ohne den Namen Christi. Die Moskauer Bettler tragen keine Betteltasche und bitten nicht um Almosen. Meistens suchen sie nur, wenn sie einem begegnen oder jemand an sich vorübergehen lassen, den Blick aufzufangen. Und je nach dem Blick des Betreffenden bitten sie oder bitten sie nicht. Ich kenne einen solchen Bettler aus adligem Geschlecht. Er ist ein Greis, der langsam daherschreitet, indem er sich bei jedem Schritt vornüberbeugt. Wenn er jemandem begegnet, so neigt er sich vornüber und macht gleichsam eine Verbeugung vor einem. Wenn man stehen bleibt, greift er nach seiner Mütze, die mit einer Kokarde versehen ist, und bettelt einen an. Wenn man nicht stehen bleibt, so giebt er sich den Anschein, als hätte er bloß eine solche Gangart, und dann geht er weiter, indem er sich abermals vornüberneigt. Das ist ein echter Moskauer Bettler, der das Betteln studiert hat. Anfangs wußte ich nicht, warum die Bettler Moskaus nicht offen betteln, dann begriff ich, warum sie nicht um Almosen bitten, konnte ihre Lage aber dennoch nicht verstehen.

Als ich einmal durch die Afanaßjewgasse ging, bemerkte ich, daß ein Schutzmann einen von der Wassersucht aufgedunsenen und in Lumpen gehüllten Menschen in eine Lohnkutsche setzte. Ich fragte: „Warum geschieht das?“ Der Schutzmann erwiderte: „Wegen Bettelei.“ – „Ist denn das verboten?“ – „Es wird doch wohl verboten sein“, antwortete der Schutzmann. Man fuhr mit dem Wassersüchtigen davon. Ich nahm mir ein anderes Lohnfuhrwerk und fuhr hinterher. Ich wollte erfahren, ob es wahr ist, daß es verboten sei, um Almosen zu bitten, und in welchem Sinne es verboten sei. Ich konnte durchaus nicht verstehen, wie man es einem Menschen verbieten

könne, einen anderen um etwas zu bitten, und außerdem wollte ich nicht daran glauben, daß es verboten sei, um Almosen zu bitten, wo doch ganz Moskau voll von Bettlern war. Ich betrat die Polizeistation, nach der man den Bettler gebracht hatte. In der Polizeistation saß ein mit einem Säbel und einer Pistole bewaffneter Mann. Ich fragte: „Weswegen ist dieser Mensch verhaftet worden?" Der Mann mit dem Säbel und der Pistole sah mich streng an und sagte: „Was geht Sie das an?" Indessen fühlte er doch wohl die Notwendigkeit, mir einiges zu erklären, und so fügte er denn hinzu: „Die Regierung ordnet es an, diese Leute zu arretieren, also wird es wohl notwendig sein." Ich ging fort. Der Schutzmann, der den Bettler hergebracht hatte, saß im Vorzimmer auf einer Fensterbank und blickte melancholisch in ein Notizbuch. Ich fragte ihn: „Ist es wahr, daß es den Bettlern verboten ist, im Namen Christi um Almosen zu bitten?" Der Schutzmann besann sich, sah mich an, dann verfinsterte sich sein Gesicht, oder er schien vielmehr wieder einzuschlafen, und während er sich wieder auf das Fensterbrett setzte, sagte er: „Die Regierung ordnet es an, also wird es wohl notwendig sein." Hierauf begann er wieder, sich mit seinem Buche zu beschäftigen.

„Nun, wie steht es, hat man ihn eingesteckt?" fragte mich der Lohnkutscher. Den Kutscher schien die Sache offenbar auch zu interessieren. „Ja", sagte ich. Der Kutscher schüttelte den Kopf.

„Wie ist denn das bei euch in Moskau; ist es denn verboten, in Christi Namen um Almosen zu bitten?" fragte ich.

„Wer kann da was wissen?" sagte der Kutscher.

„Wie ist denn das?" sagte ich, „der Bettler ist doch Christi, und man führt ihn nach der Polizei?"

„Heutzutage ist man schon von dieser Meinung abgekommen. Das Betteln ist nicht mehr gestattet."

Nach diesem Ereignis sah ich noch einige Male, wie Schutzleute Bettler nach der Polizeistation und hierauf nach dem Jussupowschen Arbeitshaus führten. Einmal begegnete ich auf der Mjasnitzkaja einem Haufen solcher Bettler, etwa dreißig Mann, vorn und hinten schritten Schutzleute. Ich fragte: „Weswegen geschieht das?" – „Wegen Bettelei."

Es stellte sich heraus, daß es nach dem Gesetz in Moskau all den Bettlern, die man zu mehreren auf jeder Straße Moskaus trifft und die während der Messe und besonders während der Beerdigungen

in Reihen vor jeder Kirche stehen, verboten ist, um Almosen zu bitten. Aber weswegen fängt man die einen ein und läßt die anderen in Frieden? Oder giebt es unter ihnen gesetzlich anerkannte und nicht anerkannte Bettler, oder sind ihrer so viele, daß man sie nicht alle einfangen kann, oder aber verhaftet man die einen, während sich wieder neue ansammeln?

Es giebt in Moskau sehr viel Bettler von jeder Sorte. Es giebt solche, die vom Betteln leben; es giebt auch wirkliche Bettler, welche aus irgend einem Grunde nach Moskau gekommen sind und wirklich Not leiden.

Unter diesen Bettlern gibt es häufig einfache Männer und Frauen, in bäuerlicher Kleidung. Ich bin oft solchen begegnet. Einige sind hier krank geworden und können sich, wenn sie das Krankenhaus wieder verlassen haben, weder ernähren, noch schaffen sie es, aus Moskau fortzukommen. Einige von ihnen haben wohl außerdem ein wenig herumgebummelt (zu diesen gehörte wahrscheinlich auch jener Wassersüchtige), einige sind auch nicht krank gewesen, sondern es sind solche, denen ihr Haus abgebrannt ist, oder Greise und Frauen mit Kindern; einige sind aber auch gesunde und arbeitsfähige Leute. Diese völlig gesunden Männer, die bettelten, interessierten mich ganz besonders.

Diese gesunden und arbeitsfähigen Bettler erregten mein Interesse auch aus dem Grunde, weil ich es mir seit meiner Ankunft in Moskau zur Gewohnheit gemacht hatte, um mir Bewegung zu verschaffen, mit zwei Männern, die dort Holz sägten, auf die Sperlingsberge arbeiten zu gehen. Diese beiden Arbeiter waren genau solche arme Leute wie jene, welche ich auf der Straße antraf.

Der eine hieß Peter und war ein Soldat aus dem Gouvernement Kaluga, der andere hieß Sjemjon und war ein Arbeiter aus dem Wladimirschen. Sie hatten nichts außer einem Anzug am Leib und ihre zwei Hände. Und mit diesen Händen erwarben sie bei sehr harter Arbeit etwa vierzig bis fünfundvierzig Kopeken pro Tag, wovon sie beide noch etwas zurücklegten – der aus Kaluga, um sich einen Pelz zu kaufen – der aus Wladimir, um Geld für die Reise nach seinem Dorf zu sammeln. Wenn ich daher ebensolche Leute auf der Straße traf, interessierte ich mich besonders für sie.

Warum arbeiten diese und warum betteln jene?

Wenn ich solch einem Manne begegnete, fragte ich ihn gewöhn-

lich, wie er in eine solche Lage gekommen sei? Einmal begegne ich einem gesunden Mann mit einem grau schimmernden Bart. Er bettelt mich an; ich frage ihn, wer er und woher er sei. Er sagte, er sei zum Arbeiten aus Kaluga hergekommen. Im Anfang habe er Arbeit gefunden, er habe alte Holzabfälle zu spalten gehabt. Nachdem er und ein Genosse bei einem Arbeitgeber alles Holz gespalten, hätten sie nach einer anderen Arbeit gesucht; sie hätten keine gefunden; der Freund sei abgeschwenkt, und nun schlage er sich schon die zweite Woche in dieser Weise durch, alles sei aufgezehrt und er habe nichts mehr, um sich eine Säge oder ein Instrument zum Spalten des Holzes zu kaufen.

Ich gebe ihm Geld zu einer Säge und nenne ihm einen Ort, an den er zur Arbeit kommen soll. Ich hatte mich schon vorher mit Peter und Ssemjon verabredet, daß sie den Genossen aufnehmen und noch einen Mitarbeiter für ihn finden sollten.

„Sieh nur zu und komm', da giebt es viel Arbeit."

„Ich werde schon kommen. Wie sollte ich nicht? Meinen Sie, es ist ein Vergnügen, sich so durchzuschlagen?" sagte er. „Ich kann arbeiten."

Der Mann verbeugt sich und verspricht zu kommen, und ich habe den Eindruck, daß er mich nicht betrügen will, sondern die Absicht hat, zu erscheinen.

Am anderen Tage gehe ich zu den mir bekannten Arbeitern und frage, ob der Mann gekommen sei. Nein, er sei nicht dagewesen. Und in derselben Weise haben mich mehrere betrogen. Auch von solchen bin ich betrogen worden, die mir sagten, sie brauchten nur Geld für eine Fahrkarte, um nach Hause zu fahren; nach einer Woche aber traf ich sie wieder auf der Straße. Viele von ihnen erkannte ich wieder, und sie erkannten mich; zuweilen aber hatten sie mich vergessen und wiederholten dieselbe Lüge, als sie mich sahen. So erkannte ich, daß auch unter dieser Art Menschen viele Betrüger sind. Aber auch diese Betrüger waren sehr elend; alle waren sie halb bekleidete, arme, elende und kränkliche Menschen; es waren dieselben Leute, welche thatsächlich erfrieren oder sich erhängen, wie wir es in den Zeitungen lesen.

II.

Wenn ich von dieser Armut in den Städten mit Stadtbewohnern sprach, sagte man mir immer: O, das ist noch gar nichts – all das, was Sie gesehen haben. Gehen Sie einmal auf den Chitrow-Markt und in die dortigen Nachtherbergen, da werden Sie die echte „goldene Rotte" finden. Ein Spaßvogel sagte mir, das sei jetzt schon keine Rotte mehr, sondern ein ganzes Regiment: so zahlreich seien sie geworden. Der Spaßvogel hatte recht, aber er hätte noch mehr recht gehabt, wenn er gesagt hätte, daß diese Leute in Moskau keine Rotte und kein Regiment, sondern eine ganze Armee ausmachen, wie ich glaube an die fünfzigtausend Mann. Wenn mir die alten Stadtbewohner von der Armut in der Stadt sprachen, so erzählten sie mir dieses immer mit einem gewissen Vergnügen, als brüsteten sie sich vor mir damit, daß sie das wüßten. Ich erinnere mich, daß auch in London die von altersher dort Ansässigen, als ich dort war, sich gleichsam damit brüsteten, wenn sie von dem Elend in London sprachen. „Seht einmal, wie es bei uns steht!" Und ich wollte diese ganze Armut kennen lernen, von der man mir geredet hatte. Mehrmals schlug ich die Richtung nach dem Chitrow-Markte ein, aber ein jedesmal wurde mir ängstlich zu Mute; ich schämte mich. „Wozu soll ich hingehen und mir die Leiden der Menschen ansehen, denen ich doch nicht helfen kann?" so sprach eine Stimme in mir. „Nein, wenn du hier lebst und alle Schönheiten des Stadtlebens kennen lernst, so geh und sieh dir auch dieses an", sagte eine andere Stimme. So ging ich denn im Dezember des vorvergangenen Jahres, an einem kalten und windigen Tage, nach diesem Zentrum des städtischen Elends, nach dem Chitrow- Markt. Es war ein Werktag, etwa um vier Uhr. Schon als ich längs der Ssoljanka ging, konnte ich immer mehr und mehr Menschen in seltsamen Anzügen bemerken, die nicht ihnen gehörten, und mit noch seltsamerem Schuhwerk, Menschen mit einer besonderen, ungesunden Gesichtsfarbe und, was die Hauptsache ist, mit einer eigenartigen, ihnen allen gemeinsamen Mißachtung für alles, was sie umgab. In dem seltsamsten, unmöglichsten Kostüm ging so ein Mensch ganz frei daher, offenbar ohne jeden Gedanken darüber, wie er wohl den anderen Menschen erscheine. All diese Menschen gingen nach einer Richtung. Ohne mich nach dem Weg zu erkundigen, der mir unbekannt war, ging ich

hinter ihnen her und kam nach dem Chitrow-Markt. Auf dem Markte fand ich ebensolche Weiber in zerrissenen Kapotten, altmodischen Pelzen, Jacken, Stiefeln und Galoschen, die ebenso unbefangen in Bezug auf ihre scheußliche Kleidung, alt und jung, herumsaßen, irgend was verkauften, oder umhergingen und schimpften. Auf dem Marktplatz waren wenig Menschen. Der Markt war offenbar zu Ende und die Mehrzahl der Leute ging bergan am Markt vorbei und über den Marktplatz weg, immer nach einer Richtung. Ich ging hinter den Menschen her. Je weiter ich kam, um so mehr ebensolche Leute strömten auf dem einen Weg zusammen. Als ich am Markt vorüber war und eine Straße hinausstieg, holte ich zwei Frauen ein, eine alte und eine junge; beide trugen graue und zerfetzte Kleider. Sie gingen und unterhielten sich über irgend etwas.

Auf jedes notwendige Wort folgte ein unnötiges und ganz unanständiges Wort, oder auch zwei.

Die Frauen waren nicht betrunken: sie schienen um etwas besorgt zu sein, und die Männer, die ihnen entgegenkamen, vor oder hinter ihnen gingen, gaben gar nicht acht auf ihre, für mich so seltsame, Redeweise. Hier wurde offenbar immer so gesprochen. Links waren private Nachtquartiere, und einige bogen dorthin ab, andere gingen weiter. Als wir auf dem Berge waren, kamen wir an ein großes Eckhaus. Die Mehrzahl der Menschen, die mit mir gegangen waren, blieb an diesem Hause stehen. Längs des ganzen Trottoirs dieses Hauses standen oder saßen auf den nackten Fliesen oder auf dem Schnee, der auf der Straße lag, lauter solche Menschen. Rechts vom Eingangsthor die Frauen – links die Männer. Ich ging an den Frauen vorbei, dann auch an den Männern (im ganzen waren es einige Hundert) und blieb dort stehen, wo die Reihe aufhörte. Das Haus, vor dem diese Leute warteten, war die Ljapinsche unentgeltliche Nachtherberge. Die Menschenmenge bestand aus Leuten, die ein Nachtquartier haben wollten und auf Einlaß harrten. Um fünf Uhr abends wird ihnen geöffnet und dann werden sie hineingelassen. Hierher gingen alle, die ich überholt hatte.

Ich blieb dort stehen, wo die Reihe der Männer aufhörte. Die mir Zunächststehenden betrachteten mich und zogen mich mit ihren Blicken an. Die Kleiderreste, die diese Leiber bedeckten, waren sehr mannigfaltig. Aber der Ausdruck der Augen dieser Menschen, die auf mich gerichtet waren, war immer derselbe. In allen Blicken lag

die Frage: warum hast du, ein Mensch aus einer anderen Welt, dich neben uns gestellt? Wer bist du? Bist du ein stolzer Reicher, der sich an unserem Elend freuen, sich aus Langeweile zerstreuen und uns noch quälen will, oder bist du, was ja nicht vorkommt, was nicht möglich ist, ein Mensch, der uns bemitleidet? Auf allen Gesichtern stand diese Frage. Man sieht mich an, unsere Augen begegnen sich, und man wendet sich weg. Ich wollte mit einem der Leute ein Gespräch anknüpfen, konnte mich aber lange nicht entschließen. Aber während wir schwiegen, hatten unsere Blicke uns schon näher gebracht; wie auch das Leben uns trennen mochte, nachdem unsere Blicke sich zwei-, dreimal begegnet waren, fühlten wir, daß wir alle Menschen seien, und wir hörten auf, uns vor einander zu fürchten. Mir zunächst stand ein Mann mit einem aufgedunsenen Gesicht und einem roten Bart, in einer zerrissenen Jacke, abgetretenen Galoschen mit fast nackten Füßen. Und es waren doch acht Grad Kälte. Drei- oder viermal trafen sich unsere Blicke, und ich fühlte mich ihm so nahe, daß ich mich jetzt nicht nur nicht schämte, ihn anzureden, sondern mich eher geschämt hätte, nichts zu sagen. Ich fragte ihn, woher er sei? Er antwortete bereitwillig und fing an, mit mir zu sprechen; andere näherten sich uns. Er stammte aus Smolensk, und war gekommen, Arbeit zu suchen, um sich zu nähren und seine Steuern bezahlen zu können. „Arbeit ist nicht zu bekommen", meinte er, „heuer haben uns die Soldaten die ganze Arbeit weggenommen. Ich treibe mich jetzt so herum, bei Gott, ich habe zwei Tage nicht gegessen." Er sagte das schüchtern, mit einem Versuch zu lächeln. Ein alter Soldat, der Sbitjen[2]* verkaufte, stand nicht weit von uns. Ich rief ihn heran. Er goß ein wenig Sbitjen in ein Glas. Der Mann nahm das heiße Glas in die Hände, und ehe er trank, wärmte er sich die Hände daran, um die Wärme nicht unbenützt entfliehen zu lassen. Während er sich die Hände wärmte, erzählte er mir seine Abenteuer. Diese Abenteuer oder diese Erzählungen der Abenteuer sind fast immer dieselben: erst hatte man eine kleine Arbeit, dann hörte sie auf, – im Nachtquartier wurde einem der Geldbeutel mitsamt der Fahrkarte gestohlen, und nun kann der Betreffende nicht aus Moskau fortkommen. Er erzählte, daß er sich tagsüber in den Schenken aufhalte, um es warm zu haben, und sich daselbst vom „Imbiß"

[2] *Russisches Getränk aus Kwas und Zwetschen.

nähre (das sind in den Schenken ein paar Brotschnitten); zuweilen gäbe man ihm was, zuweilen jage man ihn fort, und dann übernachte er hier umsonst im Ljapinschen Haus. Er warte nur auf die Polizeirevision, dann werde er als Paßloser ins Gefängnis gebracht und mit einer Arrestantengruppe in seine Heimat transportiert. „Wie man sagt, ist Donnerstag Revision". (Das Gefängnis und die Etappe sind für ihn das gelobte Land.)

Während er erzählte, bestätigten etwa drei Männer aus der Menge seine Worte und sagten, daß sie in ganz derselben Lage seien. Ein magerer, blasser und langnäsiger Jüngling, der am oberen Teil des Körpers nur ein Hemd trug, das noch dazu an den Schultern zerrissen war, und eine Mütze ohne Schirm als Kopfbedeckung hatte, drängte sich seitwärts durch die Menge zu mir. Er zitterte fortwährend heftig und bemühte sich, verächtlich über die Reden der Männer zu lachen, weil er glaubte, damit meinen Ton zu treffen; dazu sah er mich immer an. Ich bot auch ihm Sbitjen an. Auch er nahm das Glas und wärmte sich daran die Hände. Eben wollte er etwas sagen, als ihn ein großer, schwarzer Mann mit einer Adlernase, in einem Hemd von Kattun, einer Weste und ohne Mütze, zurückdrängte. Der Adlernasige bat auch um Sbitjen.

Hierauf kam ein betrunkener Greis mit einem keilförmigen Bart, er trug einen mit einem Strick umgürteten Mantel und Bastschuhe, dann ein kleiner Mann mit einem geschwollenen Gesicht und thränenden Augen, in einer braunen Rankinjacke und mit nackten Knieen, die durch die Löcher einer Sommerhose hindurchschimmerten und vor Zittern zusammenschlugen. Weil er zitterte, konnte er das Glas nicht festhalten, und er goß den Inhalt über sich aus. Man fing an, auf ihn loszuschimpfen. Er lächelte bloß schmerzlich und zitterte. Dann drängte sich eine verwachsene, in Lappen gehüllte Mißgeburt, deren nackte Füße mit Lumpen umwickelt waren, dann eine Gestalt, die an einen Offizier erinnerte, dann wieder etwas wie ein Priester an mich heran.

All dieses Kalte und Hungernde, Flehende und Unterwürfige drückte sich um mich herum und drängte sich zu dem Sbitjen. Der Sbitjen war ausgetrunken; einer der Leute bat mich um Geld, und ich gab ihm welches. Es entstand eine Verwirrung und ein Gedränge. Der Hausknecht des benachbarten Hauses schrie die Menge an, sie solle das Trottoir seinem Hause gegenüber räumen, und die

Menge folgte unterwürfig seinem Befehl. Aus der Menge kamen Aufsichtsbeamte hervor und nahmen mich unter ihre Obhut – sie wollten mich aus dem Gedränge hinausführen, aber die Menge, die vorher das Trottoir entlang stand, war jetzt ganz aus der Ordnung gekommen und drückte sich an mich. Alle sahen mich bittend an; und ein Gesicht war immer noch elender, ausgemergelter und gedrückter als das andere.

Ich verteilte alles, was ich bei mir hatte. Ich hatte nicht viel Geld mitgenommen: ungefähr 20 Rubel, und ich ging mit der Menge in die Nachtherberge hinein. Diese stellt ein gewaltiges Haus dar. Es besteht aus vier Abteilungen. In den oberen Stockwerken sind die Abteilungen für die Weiber, in den unteren die für die Männer. Zuerst betrat ich die Abteilung für Frauen, ein großes Zimmer, das ganz von Bänken erfüllt war, die an die Bänke der dritten Klasse in den Eisenbahnwagen erinnern. Die Bänke sind in zwei Etagen angeordnet, unten und oben. Seltsame, mit Lumpen bedeckte Weiber bloß in Kleidern, alte und junge, kamen herein und nahmen einen Platz ein, die einen unten, die anderen oben. Einige von den alten bekreuzigten sich und beteten für den, der dieses Heim eingerichtet, andere lachten und schimpften. Ich ging weiter, nach unten. Dort waren die Männer untergebracht. Unter ihnen sah ich einen von denen, denen ich Geld gegeben hatte. Als ich ihn sah, mußte ich mich plötzlich furchtbar schämen; ich beeilte mich fortzukommen, und mit dem Gefühl, ein großes Verbrechen begangen zu haben, verließ ich dies Haus und ging heim. Zu Hause eilte ich die mit Teppichen bedeckte Treppe hinauf und betrat das Vorzimmer, dessen Diele mit Tuch ausgeschlagen war. Dann legte ich den Pelz ab und nahm eine Mahlzeit ein, welche aus fünf Gängen bestand, und von zwei Dienern in Fräcken, weißen Halsbinden und weißen Handschuhen serviert wurde.

Vor dreißig Jahren hatte ich in Paris mit angesehen, wie einem Mann im Beisein von tausend Zuschauern mit einer Guillotine der Kopf abgeschlagen wurde. Ich wußte, daß dieser Mensch ein furchtbarer Verbrecher war: ich kannte all die Betrachtungen, welche seit so vielen Jahrhunderten von den Menschen niedergeschrieben werden, um diese Art von Handlungen zu rechtfertigen; ich wußte, daß das absichtlich und mit Bewußtsein geschah, aber in dem Augenblick, als Kopf und Leib sich trennten und in den Kasten hinabfielen,

schrie ich auf und begriff, nicht mit dem Verstand oder mit dem Herzen allein, sondern mit meinem ganzen Wesen, daß alle Raisonnements, die ich über die Todesstrafe gehört hatte, ein böser Unfug sind, daß, zu wie vielen die Menschen auch zusammenkommen mögen, um einen Mord, dieses schändlichste Verbrechen der Welt, zu begehen, wie sie sich auch nennen mögen; ich begriff, daß ein Mord ein Mord bleibt, und daß hier vor meinen Augen dieses Verbrechen geschehen war. Ich hatte durch meine Gegenwart und weil ich mich nicht hineingemischt hatte, dieses Verbrechen gutgeheißen und hatte Anteil an ihm. Ebenso begriff ich, angesichts dieser hungernden, frierenden und erniedrigten Menge von tausenden von Menschen, nicht nur mit dem Verstand oder mit dem Herzen, sondern mit meinem ganzen Wesen, daß die Existenz von zehntausenden solcher Leute in Moskau, während ich mit tausend anderen meinen Magen mit Filet und Stör überlade, meine Pferde und meinen Fußböden mit Tuch und Teppichen bedecke, daß dieser Zustand – und wenn selbst alle Gelehrten der Welt sagen mögen, er sei notwendig – ein Verbrechen ist, das nicht ein einziges Mal begangen ist, sondern beständig begangen wird, und daß ich mit meinem Luxus es nicht nur zulasse, sondern geradezu daran teil habe. Für mich bestand der Unterschied dieser beiden Eindrücke nur darin, daß ich in jenem Fall nur das eine zu thun vermochte, ich konnte nämlich den Mördern, die bei der Guillotine standen und den Mord leiteten, zurufen, daß sie eine Sünde begehen und sie mit allen Mitteln daran zu hindern suchen. Aber auch, wenn ich das gethan hätte, so konnte ich im voraus wissen, daß mein Vorgehen den Mord nicht aufhalten werde; hier aber konnte ich nicht nur einen Trunk und das bißchen Geld darreichen, das ich bei mir hatte, ich konnte auch meinen Mantel hergeben und alles, was ich zu Hause hatte. Ich habe das aber nicht gethan und darum fühlte ich, fühle ich es noch heute und werde nicht aufhören es zu fühlen, daß ich Anteil habe an einem sich immer vollziehenden Verbrechen, solange ich noch Nahrung im Überfluß habe, während ein anderer gar keine besitzt, solange ich zwei Anzüge habe, während ein anderer auch nicht einmal einen hat.

III.

An demselben Abend, als ich aus dem Ljapinschen Hause zurückkehrte, erzählte ich einem Freunde meine Eindrücke. Mein Freund – ein Stadtbewohner – begann, mir nicht ohne Vergnügen zu erklären, daß das eine ganz gewöhnliche Erscheinung in den Städten sei, daß nur ich als Provinzbewohner etwas Besonderes darin sähe, daß das immer so war, sein werde und immer so sein müsse, und daß es eine notwendige Bedingung der Zivilisation sei. In London stehe es damit noch schlechter, also liege hier nichts Schlimmes vor, und es sei kein besonderer Grund zur Unzufriedenheit vorhanden. Ich suchte meinen Freund zu widerlegen, aber mit einem solchen Feuer und einer solchen Erbitterung, daß seine Frau aus dem Nebenzimmer herbeigelaufen kam und fragte, was passiert sei. Es stellte sich heraus, daß ich, ohne es selbst zu merken, vor meinem Freunde stand, mit thränenerstickter Stimme schrie und mit den Händen fuchtelte.

Ich rief: „So kann man nicht weiter leben, man kann nicht so leben, es geht nicht." Man sagte mir, ich solle mich wegen meiner übertriebenen Erregtheit schämen, ich könne auch über nichts mit Ruhe reden, ich rege mich in einer unangenehmen Weise auf und, was die Hauptsache ist, man bewies mir, daß die Existenz solcher Unglücklicher durchaus kein Grund sei, seinen Nächsten das Leben zu vergiften.

Ich fühlte, daß das ganz richtig war und schwieg still, aber im Innern meiner Seele fühlte ich, daß auch ich Recht hatte, und ich konnte mich nicht beruhigen. Das für mich immer fremdartige Stadtleben wurde mir jetzt so zuwider, daß all die Genüsse eines luxuriösen Lebens, die mir früher als solche erschienen waren, mir jetzt zur Qual wurden. Und so sehr ich auch bemüht war, in meiner Seele auch nur eine Möglichkeit der Rechtfertigung unseres Lebens zu entdecken, ich konnte nicht mehr ohne Gereiztheit mein eigenes, oder ein fremdes Gastzimmer sehen, keinen vornehm gedeckten Tisch, keine Equipage, keinen satten Kutscher und keine Pferde, keine Läden, keine Theater, keine Gesellschaften. Es war mir unmöglich, neben all diesem nicht die hungernden, frierenden und erniedrigten Bewohner des Ljapinschen Hauses zu sehen. Und ich konnte auch den Gedanken nicht los werden, daß diese beiden

Dinge zusammenhängen, und daß eins aus dem andern folgt. Ich erinnere mich, daß dasselbe Gefühl meiner Schuld, wie es mir in der ersten Minute erschien, mir auch fürderhin verblieb, aber in dieses Gefühl mischte sich sehr bald ein anderes und verdunkelte es.

Wenn ich über meine Eindrücke von dem Ljapinschen Hause zu meinen nahen Freunden und Bekannten sprach, antworteten mir alle dasselbe, was mir mein erster Freund gesagt hatte, den ich angeschrieen hatte, aber daneben lobten sie meine Güte und mein Mitgefühl, und sie gaben mir zu verstehen, daß dieses Schauspiel so besonders stark auf mich gewirkt hätte, weil ich, Lew Nikolajewitsch, ein so guter und edler Mensch sei. Und ich schenkte ihnen gerne Glauben. Und kaum hatte ich Zeit, mich zu besinnen, als an Stelle der Gefühle der Selbstanklage, der Reue, die ich im Anfang gespürt hatte, in mir schon das Gefühl der Zufriedenheit mit meiner Tugend und der Wunsch, sie den Leuten zu zeigen, Platz gegriffen hatte.

Wahrscheinlich, sagte ich mir, bin ich thatsächlich hieran durch mein luxuriöses Leben nicht schuld, schuld sind die notwendigen Bedingungen des Lebens. Die Änderung meines Lebens kann doch das Übel, das ich gesehen habe, nicht wieder gut machen. Wenn ich mein Leben ändere, mache ich nur mich selbst und meine Angehörigen unglücklich, und jenes Elend bleibt bestehen, wie vorher.

Und daher liegt meine Aufgabe nicht, wie es mir vorher schien, darin, mein Leben zu ändern, sondern darin, soweit es in meiner Macht steht, mitzuarbeiten an der Verbesserung der Lage jener Unglücklichen, die mein Mitgefühl herausgefordert hatten. Die Sache ist die, daß ich ein sehr edler und guter Mensch bin und meinen Nächsten Gutes zu thun wünsche. Ich begann mir den Plan einer philantropischen Thätigkeit zu machen, durch die ich meine ganze Tugendhaftigkeit zum Ausdruck bringen konnte. Doch muß ich hinzufügen, daß ich, auch während ich über diese philantropische Thätigkeit nachdachte, die ganze Zeit über im Innern meiner Seele fühlte, daß das nicht das Richtige war, aber, wie das häufig zu sein pflegt, die Arbeit des Verstandes und die Phantasie, übertönte die Stimme des Gewissens. Zu dieser Zeit fand eine Volkszählung statt; diese erschien mir als ein Mittel, jene Wohlthätigkeit ins Werk zu setzen, durch die ich meinen Edelmut zum Ausdruck bringen wollte. Ich wußte von vielen wohlthätigen Institutionen und Gesellschaften, die in Moskau existierten, aber ihre ganze Thätigkeit

schien mir falsch geleitet und unbedeutend im Verhältnis zu dem, was ich zu thun gedachte. Und ich sann mir folgendes aus. Ich wollte in den reichen Leuten das Mitgefühl für die Armut der Stadt wachrufen, Geld sammeln, Leute finden, die an dieser Sache mitarbeiten, zugleich mit der Volkszählung alle Stätten der Armut aufsuchen und während der Volkszählung in Connex mit den Unglücklichen treten, die genaueren Verhältnisse ihrer Armut kennen lernen und ihnen durch Geld, Arbeit, Auswanderung aus Moskau, sowie durch Unterbringung der Kinder in Schulen, der Greise und alten Frauen, in Greisenheimen helfen sollten. Nicht genug, ich glaubte, daß sich aus den Leuten, die sich damit abgeben würden, eine weiterbestehende Gesellschaft bilden werde, welche die Stadtviertel Moskaus unter sich verteilen und darauf achten werde, daß die Armut und die Bettelei dort nicht entstehen könne; daß sie diese im Anfang ihrer Entstehung ausrotten und nicht so sehr die Pflicht der Heilung als die der Hygiene des städtischen Elends erfüllen werde. Ich stellte mir schon vor, daß es schließlich nicht nur keine Bettler, sondern nicht einmal Notleidende in der Stadt geben, daß all dies durch mich geschehen werde und daß wir, d. h. alle Reichen, hieraus in unserem Gastzimmer sitzen, Mahlzeiten von fünf Gängen essen, in unsern Equipagen nach dem Theater und in Gesellschaften fahren würden, ohne uns durch solche Schauspiele, wie ich sie im Ljapinschen Hause gesehen, beunruhigen zu lassen. Nachdem ich mir diesen Plan zurecht gemacht, schrieb ich einen Aufsatz darüber und bevor ich ihn drucken ließ, begab ich mich zu den Bekannten, von denen ich eine Unterstützung erwartete. Allen, die ich an diesem Tage sah (ich wandte mich in erster Linie an die Reichen), sagte ich ein und dasselbe, fast dasselbe, was ich in meinem Artikel geschrieben hatte. Ich schlug ihnen vor, die Volkszählung zu benutzen, um die Armut in Moskau kennen zu lernen und ihr Abhilfe durch Geld und durch die That zu schaffen, um zu erreichen, daß es in Moskau keine Armen mehr gäbe, auf daß wir Reichen mit ruhigem Gewissen die gewohnten Güter des Lebens genießen könnten. Alle hörten mich aufmerksam und ernsthaft an, und dabei ging mit allen ohne Ausnahme ein und dasselbe vor. Sowie die Zuhörer begriffen, um was es sich handelte, schienen sie sich unangenehm berührt und ein wenig beschämt zu fühlen. Wie es schien, schämten sie sich auch vor allen Dingen um meinetwillen, weil ich Dumm-

heiten sagte, die aber so beschaffen waren, daß man es nicht direkt aussprechen konnte, daß es Dummheiten waren. Es war so, als ob ein gewisser äußerer Grund den Zuhörer verpflichtete, dieser meiner Dummheit Vorschub zu leisten. O ja! Das versteht sich! Das wäre sehr schön, – sagte man mir – das versteht sich von selbst, daß man damit nur einverstanden sein kann. Ja, Ihr Gedanke ist vortrefflich. Ich selbst habe daran gedacht – aber bei uns ist man allgemein so gleichgiltig, daß man kaum auf einen Erfolg rechnen darf … Übrigens, ich für meinen Teil bin natürlich bereit, Sie hierbei zu unterstützen!"

Ähnliches sagten mir alle. Alle waren mit mir einverstanden, aber, wie mir schien, nicht aus Überzeugung, auch nicht aus eigenem Bedürfnis, sondern aus einem gewissen äußeren Grunde, welcher es ihnen nicht erlaubte, mir nicht zuzustimmen. Ich bemerkte das schon daran, daß nicht ein einziger von denen, die mir ihre Unterstützung durch Geld zusagten, von selbst die Summe nannte, welche er dazu geben wollte, so daß ich sie selbst ansehen und fragen mußte, „kann ich also darauf rechnen, daß Sie etwa 300 oder 200 oder 100 oder 30 oder 25 Rubel stiften", und kein einziger gab mir das Geld. Ich bemerke das, weil die Menschen, wenn sie für Dinge Geld ausgeben, die sie selber gerne haben möchten, sich gewöhnlich beeilen, das Geld auszugeben. Für eine Loge zum Gastspiel der Sarah Bernhard giebt man das Geld gleich her, um den Handel zu befestigen. Hier aber erbot sich von all denen, welche Geldbeiträge zu stiften sich bereit erklärt, und ihre Sympathie für mein Unternehmen ausgedrückt hatten, kein einziger, das Geld sogleich herzugeben, sondern sie gaben mir stillschweigend ihre Zustimmung zu der Summe, welche ich vorschlug. Im letzten Hause, wo ich an diesem Tage gegen Abend erschien, traf ich zufällig eine große Gesellschaft beisammen. Die Wirtin dieses Hauses beschäftigt sich schon seit einigen Jahren mit Wohlthätigkeitsbestrebungen. Vor dem Hause standen einige Wagen, im Vorzimmer sahen einige Lakaien, in teuren Livreen. Im großen Gastzimmer saßen an zwei von Lampen erleuchteten Tischen Damen und junge Mädchen in teuren Kleidern, mit teurem Aufputz und beschäftigten sich damit, kleine Puppen anzukleiden; einige junge Leute saßen gleichfalls in der Nähe der Damen. Die von diesen Damen gemachten Puppen sollten in einer Lotterie für die Armen zur Verlosung kommen.

Der Anblick dieses Gastzimmers und der darin versammelten Menschen berührte mich unangenehm. Abgesehen davon, daß das Vermögen der hier Anwesenden einige Millionen ausmachen mochte, abgesehen davon, daß allein die Zinsen von dem Kapital, das hier auf Kleider, Spitzen, Bronzesachen, Broschen, Wagen, Pferde, Livreen, Lakaien verwendet sein mochte, hundertmal mehr ausmachten, als das, was all diese Damen durch ihre Arbeit erzeugten, hiervon abgesehen: die Ausgaben all dieser Damen für den Besuch in diesem Hause, die Handschuhe, die Wäsche, die Wagenfahrt, die Kerzen, Thee, Zucker und das Backwerk, all dieses kostete der Wirtin hundertmal mehr, als das, was hier an Geldwert hervorgebracht werden konnte. Ich sah das alles mit an und hätte daher begreifen können, daß ich hier keine Sympathie für meine Sache vorfinden werde; aber ich war hierher gekommen, um meinen Plan zu unterbreiten und so schwer es mir auch wurde, ich sagte ihnen alles, was ich sagen wollte (ich sprach über alles in derselben Weise, wie ich es in meinem Artikel dargestellt hatte). Von den hier Anwesenden bot mir eine Dame Geld an, weil sie, wie sie behauptete, wegen ihrer Empfindsamkeit nicht im stande sei, selbst zu den Armen zu gehen, doch wollte sie gern Geld dafür geben; wie viel Geld es sein solle und wem sie es zustellen werde, verschwieg sie. Eine andere Dame und ein junger Mann boten mir ihre Dienste an; sie wollten zu den Armen gehen, aber ich nahm ihr Anerbieten nicht an. Die gewichtigste Persönlichkeit aber, an die ich mich wandte, meinte, es ließe sich hierbei nicht viel thun, weil es an Mitteln fehle. Daß es aber an Mitteln fehle, liege daran, daß die reichen Leute in Moskau über ihr Geld schon Bestimmung getroffen hätten, man habe ihnen schon alles abgenommen, was nur möglich, daß all diesen Wohlthätern schon Medaillen und andere Ehrenzeichen verliehen seien, auch Beförderungen stattgefunden hätten, und daß man, um in pekuniärer Beziehung Erfolg haben zu können, die Regierung um neue Auszeichnungen ersuchen müsse, dies sei das einzige wirksame Mittel, aber es sei sehr schwer zu erreichen. Als ich an diesem Tage nach Hause kam, ging ich mit dem Vorgefühl zu Bett, daß aus meinem Plan nichts herauskommen werde; dazu kam noch das Gefühl der Scham und das Bewußtsein, daß ich den ganzen Tag über etwas sehr Albernes und Schmachvolles getrieben hatte; trotzdem gab ich diese Sache nicht auf. Erstens hatte ich mit der Sache angefangen und ein

falsches Schamgefühl hätte mich gehindert, sie jetzt fallen zu lassen, zweitens aber gab mir nicht nur der Erfolg dieses Planes, sondern schon die bloße Beschäftigung damit, die Möglichkeit, meine Lebensweise unter den Bedingungen fortzusetzen, unter denen ich bisher gelebt hatte. Ein Mißerfolg aber hätte mich dem Zwang unterworfen, mich von meiner ganzen Lebensweise loszusagen, und nach einem neuen Lebensweg zu suchen. Davor aber fürchtete ich mich ohne es selbst zu wissen, daher schenkte ich meiner inneren Stimme keinen Glauben und setzte die einmal begonnene Sache fort. Nachdem ich meinen Aufsatz in Druck gegeben hatte, las ich ihn nach dem Korrekturbogen im Rathaus vor. Ich las ihn, während ich unter Thränen erröten mußte, mit stockender Stimme; so peinlich war es mir. Ebenso peinlich war es, wie ich bemerken konnte, für die Zuhörer. Auf meine Frage, die ich nach Schluß der Vorlesung an die Herren, welche die Leitung der Volkszählung übernommen hatten, stellte, ob sie meinen Vorschlag annehmen und auf ihren Plätzen bleiben wollten, um zwischen der Gesellschaft und den Notleidenden zu vermitteln, erfolgte ein peinliches Schweigen. Dann hielten zwei Herren eine Rede. Diese Reden machten das Peinliche meines Vorschlags gleichsam wieder gut; es wurde mir volle Sympathie ausgedrückt, doch wurde auf die Unausführbarkeit meines Gedankens, der übrigens bei allen die höchste Anerkennung fand, hingewiesen. Alle fühlten sich erleichtert. Aber als ich dann, um doch meine Absicht durchzusetzen, die Vorsteher einzeln befragte: ob sie bereit seien, bei der Volkszählung die Bedürfnisse der Armen zu erforschen und dann auf ihren Plätzen zu verbleiben, um als Vermittler zwischen den Armen und den Reichen zu dienen, fühlten sich wiederum alle peinlich berührt. Es war, als läge in ihren Blicken die Erwiderung: Jetzt hat man aus Achtung vor dir deine Dummheit vertuscht und nun kommst du wieder damit. Derart war der Ausdruck der Gesichter, aber mit Worten sagten sie, sie seien dazu bereit und zwei von ihnen antworteten mir, zwar ein jeder für sich, aber doch als hätten sie sich verabredet, mit denselben Worten: „Wir halten uns für moralisch verpflichtet es zu thun“. Denselben Eindruck machte meine Erklärung auch auf die Studenten, die bei der Volkszählung mitwirkten, als ich ihnen sagte, daß wir, außer der eigentlichen Zählung, während derselben wohlthätige Zwecke verfolgen werden. Als ich mit ihnen darüber sprach, merkte ich, daß es

ihnen peinlich war, mir in die Augen zu sehen, wie man sich schämt, einem guten Kerl in die Augen zu sehen, wenn er Dummheiten redet. Einen ebensolchen Eindruck machte mein Aufsatz auf den Redakteur der Zeitung, als ich ihm meinen Artikel überreichte, desgleichen auf meinen Sohn, meine Frau, sowie auf die verschiedenartigsten Leute. Alle fühlten sich peinlich berührt, und doch hielten es alle für notwendig, meinen Gedanken gutzuheißen, aber jeder begann sogleich nach dieser Äußerung der Anerkennung seine Bedenken zu äußern, ob die Sache Erfolg haben könne, und alle begannen aus einem gewissen Grunde (aber auch alle ohne Ausnahme) die Gleichgiltigkeit und Herzlosigkeit unserer Gesellschaft zu verurteilen, sowie die aller Menschen, natürlich mit Ausnahme der eigenen Person.

Im Innersten meiner Seele fuhr ich fort, zu empfinden, daß all dieses nicht das Richtige sei, daß bei all dem nichts herauskommen werde; indessen, der Aufsatz war gedruckt und ich hatte es übernommen, an der Volkszählung teilzunehmen. Ich hatte die Sache ins Werk gesetzt und nun riß sie mich selbst mit sich fort.

IV.

Man hatte mir für die Volkszählung auf meine Bitte hin im Stadtteil Chamownitschewski bei dem Smolenskschen Markt, die Prototschny-Gasse zwischen der Durchfahrt Beregowaja und der Nikolskij-Gasse angewiesen. In diesem Stadtteil befinden sich Häuser, die gemeinsam das Rshanow-Haus oder die Rshanowsche Festung genannt werden. Diese Häuser gehörten einmal einem Kaufmann Rshanow, jetzt gehören sie den Simins. Ich hatte schon längst von diesem Ort gehört, er sei die Herberge des entsetzlichsten Elends und Lasters und darum hatte ich die Veranstalter der Volkszählung gebeten, mir diesen Stadtteil zu überlassen. Mein Wunsch ward erfüllt.

Nachdem ich vom Stadtrat die Aufforderung erhalten hatte, begab ich mich, einige Tage vor der Volkszählung, nach meinem Viertel um es zu besichtigen. Nach einem Plan, den ich erhalten hatte, fand ich die Rshanowsche Festung sogleich. Ich ging durch die

Nikolskij-Gasse dorthin. Diese Gasse schließt links mit einem finstern Hause ab, das auf dieser Seite keine Eingangsthür hat. Nach dem Äußeren des Hauses erriet ich, daß dies die Rshanowsche Festung war. Während ich die Nikolskij-Gasse bergab ging, holte ich einige Knaben zwischen zehn und vierzehn Jahren in Jacken und Mänteln ein, welche den Berg hinabrutschten, die einen auf ihren Füßen, andere auf einem Schlittschuh. Sie glitten längs dem gefrorenen Abhang des Trottoirs hinab, das sich am Haus entlang zog.

Die Knaben trugen sehr zerrissene Kleider und waren, wie alle Jungen der Stadt, lebhaft und mutig. Ich blieb stehen, um sie zu beobachten. Aus einer Ecke kam ein altes zerlumptes Weib mit gelben herabhängenden Wangen hervor. Sie ging in die Stadt nach dem Smolenskij-Markt und keuchte furchtbar bei jedem Schritt, wie ein erschöpftes Pferd. Als sie an mir vorbeikam, blieb sie stehen und hielt den rasselnden Atem an. An jedem andern Ort hätte dieses Weib mich um Geld gebeten, hier redete sie mich bloß an. „Da sieh mal!“ sagte sie, indem sie auf die herumlaufenden Knaben zeigte, „die können nichts als Unsinn treiben. Die werden gerad’ solche Rshanower, wie ihre Väter.“ Einer der Knaben in einem Mantel und mit einer Mütze ohne Schirm, hörte ihre Worte und blieb stehen. „Was schimpfst du,“ schrie er die Alte an. „Du bist selbst nichts anderes als eine Rshanowsche Ziege.“ Ich fragte den Jungen, „wohnt ihr hier?“ – „Ja, und sie auch, sie hat ein Scheit Holz gestohlen,“ schrie der Junge, hob den einen Fuß in die Höhe und fuhr weiter. Das Weib begann furchtbar zu schimpfen, worin sie zuweilen durch ihren Husten unterbrochen wurde. Während dessen kam ein alter Mann mitten auf der Straße den Berg hinab. Er war weiß, wie ein Schwan, ganz in Lumpen gehüllt und schwenkte die Hände fortwährend hin und her (in der einen Hand trug er ein Bündel, das ein Hörnchen und einige Bretzel enthielt). Der Alte machte den Eindruck eines Menschen, der sich soeben in einem Ausschank gestärkt hatte. Er hatte offenbar das Schimpfen des alten Weibes gehört und ergriff ihre Partei. „Euch will ich schon kommen, euch Teufelskindern,“ schrie er auf die Jungen ein, indem er sich den Anschein gab, als wolle er den Knaben nachlaufen, dann ging er an mir vorbei auf das Trottoir. Dieser Greis wäre auf dem Arbatplatz durch sein Alter, seine Schwäche und Armut jedermann aufgefallen. Hier war das ein lustiger Arbeiter der von seiner täglichen Arbeit nach Hause kam.

Ich ging dem Alten nach, er bog links um die Ecke in die Prototschnaja-Gasse ein, ging an dem ganzen Hause und am Eingangsthor vorbei und verschwand in der Thür einer Schenke.

Auf die Prototschnaja-Gasse münden zwei Thore und einige Thüren, die zu einer Schenke, einem Ausschank und zu einigen Eßwarenläden, sowie zu anderen Läden gehören. Das eben ist die Rshanowsche Festung. Hier ist alles grau, schmutzig, übelriechend. Die Gebäude wie die Wohnungen, die Häuser wie die Menschen; die Mehrzahl der Menschen, die ich hier antraf, waren zerlumpt und halb angezogen. Die einen gingen, die anderen liefen aus einer Thür in die andere. Zwei davon feilschten um irgend einen Lappen. Ich ging um das ganze Gebäude herum von der Prototschnaja-Gasse und der Beregowaja-Durchfahrt aus und blieb, als ich wieder zurückkam, vor einem der Häuser stehen. Ich wäre gern hineingegangen, um zu sehen, was dort im Inneren vorgeht, aber ich fürchtete mich. Was hätte ich sagen können, wenn man mich gefragt hätte, was ich hier suchte.

Nach einigem Zögern ging ich doch hinein. Sowie ich den Hof betrat, spürte ich einen widerwärtigen Gestank. Der Hof war furchtbar schmutzig. Ich bog um die Ecke und in demselben Augenblick vernahm ich links und über mir auf einer Galerie von Holz das Geräusch von Schritten, das von laufenden Menschen herrührte, zuerst auf den Dielen der Galerie, und dann längs den Stufen einer Treppe. Erst kam ein mageres Weib mit aufgestreiften Ärmeln, einem verblichenen, rosafarbenem Kleide und Stiefeln ohne Sohlen herbeigelaufen. Gleich nach ihr kam ein zottiger Mann in einem roten Hemde, sehr weiten Hosen, die einem Weiberrock glichen, und Galoschen. Der Mann packte das Weib unten an der Treppe. „Du läufst mir nicht davon," sagte er lachend. „Seht doch den schielenden Teufel," begann das Weib, offenbar geschmeichelt durch diese Verfolgung; als sie mich jedoch erblickte, schrie sie zornig: „Zu wem wollen Sie?" Da ich zu niemandem wollte, wurde ich verlegen und lief fort. An all dem war nichts Wunderbares; aber dieses Ereignis ließ mir plötzlich, nachdem ich kurz zuvor auf der andern Seite des Hofes das schimpfende Weib, den lustigen Alten und die schlittschuhlaufenden Knaben gesehen hatte, das Werk, das ich begonnen, in ganz anderem Lichte erscheinen. Ich hatte es unternommen, diesen Menschen mit Hilfe der Moskauer Reichen zu helfen. Ich begriff hier

zum erstenmal, daß für diese Unglücklichen, welche ich mit meinen Wohlthaten beglücken wollte, außer der Zeit, wo sie unter Hunger und Kälte leidend vor dem Hause auf Einlaß warten, noch eine Zeit existiert, die sie doch wohl auf etwas verwenden; jeder Tag hat vierundzwanzig Stunden und das macht für sie ein ganzes Leben aus, an das ich bisher nicht gedacht hatte.

Zum erstenmal sah ich an dieser Stelle ein, daß all diese Leute nicht bloß den Wunsch haben, vor Hunger und Kälte geborgen zu sein, sondern doch auch die vierundzwanzig Stunden, die der Tag hat, irgendwie verbringen, während welcher sie leben müssen, wie jeder andere. Ich begriff, daß diese Menschen zürnen und trauern, wichtig thun und klagen und lustig sein müssen. Ich sah zum erstenmal klar ein, so sonderbar es erscheint, dies auszusprechen, daß das Unternehmen, das ich begonnen, nicht allein darin bestehen könne, einige tausend Menschen satt zu machen, wie man tausend Hammel füttert und in den Stall sperrt, sondern daß es sich darum handle, den Menschen Gutes zu thun. Und als ich begriff, daß ein jeder von diesen Tausenden ein ebensolcher Mensch, mit derselben Vergangenheit, denselben Leidenschaften, Versuchungen, Verirrungen, denselben Gedanken und Fragen – ein ebensolcher Mensch war wie ich auch, da erschien mir das von mir begonnene Werk so schwer, daß ich meine Ohnmacht zu fühlen begann. Doch ich hatte es einmal angefangen und ich setzte es fort.

V.

Am ersten festgesetzten Tage kamen die Studenten, denen die Zählung oblag, schon ganz früh am Morgen, während ich, der Philantrop, erst um zwölf zu ihnen kam. Ich konnte nicht früher kommen, weil ich erst um zehn Uhr aufgestanden war, hierauf meinen Kaffee einnehmen, rauchen und auf die Beendigung meiner Verdauung warten muhte. Ich kam um zwölf Uhr an das Thor des Rshanowschen Hauses. Ein Schutzmann zeigte mir eine Schenke an der Beregowaja-Durchfahrt, wohin die Herren von der Volkszählung alle diejenigen bestellt hatten, die nach ihnen fragen sollten. Ich betrat die Schenke. Sie war sehr dunkel, übelriechend und schmutzig, vorn ein Büffet, links ein Zimmer mit Tischen, die mit schmutzigen

Servietten bedeckt waren, rechts ein großes Zimmer mit Säulen und ebensolchen kleinen Tischen an den Fenstern und Wänden. Hie und da saßen einige Leute an den Tischen, zerlumpte, sowie auch sauber gekleidete Arbeiter oder kleine Kaufleute und ein paar Frauen. Die Schenke war sehr schmutzig, aber man merkte sogleich, daß das Geschäft gut ging, an dem wichtigen Ausdruck auf dem Gesichte des Gehilfen und an der übereiligen Bereitwilligkeit der Kellner. Kaum war ich hereingekommen, als schon ein Kellner bereit stand, mir den Mantel abzunehmen und mir zu bringen, was ich bestellen würde. Man sah, daß hier die Praxis einer schnellen und pünktlichen Arbeit geübt wurde. Ich fragte nach den Herren von der Volkszählung. „Wanja!" rief ein kleiner, nach deutscher Art gekleideter Mann, der etwas im Schrank am Büffet zurechtstellte; das war der Wirt der Schenke, ein Bauer aus Kaluga, Iwan Fedotitsch mit Namen, der die Hälfte der Wohnungen in den Siminschen Häusern gemietet hatte und sie an die Bewohner weitervermietete. Ein Kellner kam herbeigelaufen. Es war ein magerer Bursche von etwa achtzehn Jahren, mit einer gebogenen Nase und gelber Gesichtsfarbe. „Begleite den Herrn zu den Zählern, sie sind nach dem großen Flügel, über dem Brunnen, gegangen." Der Bursche warf die Serviette hin, zog den Mantel über das weiße Hemd und die weißen Hosen an, setzte einen Hut mit einem großen Schirm auf und führte mich, rasch mit den Füßen trippelnd, durch die Hinterthür, die mit einem Gewicht versehen war.

In der fettigen, stinkenden Küche trafen wir an der Thür eine alte Frau, die sehr vorsichtig ein übelriechendes Gekröse in einem Lappen trug. Aus dem Vorhaus traten wir auf einen abschüssigen Hof hinaus, der ganz mit hölzernen Gebäuden aus steinernem Fundament verbaut war. Der Gestank aus diesem Hofe war sehr stark. Der Ausgangspunkt dieses Gestankes war ein Abort, um den herum sich immer, so oft ich auch vorüberkam, Menschen drängten. Dieser Abort diente übrigens nicht seinem eigentlichen Zweck, sondern er war bloß der Ausgangspunkt für den Ort, den man gewöhnlich zu diesem Zwecke benutzte. Wenn man durch den Hof ging, war es unmöglich, diesen Ort nicht zu bemerken; es wurde einem immer übel, wenn man in die ätzende Atmosphäre hineintrat, die Atmosphäre des von dort herkommenden Gestankes. Der Bursche gab acht auf seine weißen Hosen und führte mich vorsichtig über den

gefrorenen Dreck an diesem Ort vorüber nach einem der Gebäude. Die Leute im Hof und auf den Galerien blieben alle stehen, um mich zu betrachten. Offenbar war ein saubergekleideter Mensch in dieser Gegend ein Wunder. Der Bursche fragte eine Frau, ob sie nicht die Herren von der Volkszählung gesehen habe – und etwa drei Mann antworteten gleichzeitig auf seine Frage. Die einen sagten, sie seien über dem Brunnen, andere sagten, sie seien dort gewesen, jetzt aber seien sie zu Nikita Iwanowitsch gegangen. Ein alter, nur mit einem Hemd bekleideter Mann, der in der Nähe des Aborts mit der Ordnung seiner Kleider beschäftigt war, sagte, sie seien in Nummer dreißig. Der Bursche war der Ansicht, daß diese Meinung die allerwahrscheinlichste sei und führte mich nach Nummer dreißig unter den Dachvorsprung einer Kellerwohnung in Finsternis und Gestank, der jedoch von anderer Art war, als der auf dem Hofe. Wir stiegen hinab und gingen auf dem Erdboden durch einen langen Korridor. Als wir durch den Korridor kamen, öffnete sich hastig eine Thür und ein betrunkener Greis im Hemd, der offenbar kein Arbeiter war, sprang heraus. Eine Wäscherin mit aufgestreiften Ärmeln und mit Seife bedeckten Armen stieß und jagte diesen Mann unter durchdringendem Geschrei vor sich her. Mein Führer Wanja stieß den Betrunkenen fort und hielt ihm eine Standrede. „Das ist kein Ort, solch einen Skandal zu machen“, sagte er, „und das will noch ein Offizier sein.“ Jetzt traten wir in die Thür der Nummer dreißig. Wanja suchte die Thür aufzumachen. Die Thür machte ein Geräusch, ging auf, öffnete sich, Seifendampf und der sauere Geruch einer schlechten Mahlzeit, mit Tabakrauch vermischt, strömte auf uns ein, und wir traten in vollständige Finsternis. Die Fenster befanden sich am entgegengesetzten Ende; hier aber führten nach rechts wie nach links Korridore aus Brettern, und Thüren gingen unter verschiedenen Winkeln auf das Zimmer hinaus. Diese Thüren waren mit kleinen, mit einer wässerigen, weißen Farbe bestrichenen Tafeln versehen. In dem dunklen Zimmer links konnte man ein Weib in einem großen Becken waschen sehen, aus der einen Thüre rechts schaute eine alte Frau hervor, durch eine andere offene Thür sah man einen stark behaarten Mann mit einem roten Gesicht, in Bastschuhen, auf dem Lager sitzen. Seine Hände lagen auf den Knieen, er schlenkerte mit den Füßen, an denen er die Bastschuhe trug, und sah finster auf sie hinunter.

Am Ende des Korridors war eine kleine Thür, welche in das Zimmer führte, in dem sich die Herren von der Volkszählung befanden. Dieses Zimmer gehörte der Besitzerin der ganzen Nummer dreißig. Sie hatte die ganze Nummer bei Iwan Fedotitsch gemietet und vermietete sie an einzelne Bewohner und als Schlafstätten.

In diesem ganz kleinen Zimmer saß unter einem Heiligenbild von Flittergold einer der Studenten mit den Zetteln und fragte einen Mann in Hemd und Weste gleich einem Untersuchungsrichter aus. Dieser war ein Freund der Wirtin, der an ihrer Stelle auf die Fragen antwortete. Die Wirtin, eine alte Frau, war auch anwesend und außerdem noch zwei merkwürdige Einwohner. Als ich eintrat, war das Zimmer schon ganz voll; ich drängte mich bis zum Tisch durch. Ich begrüßte den Studenten, und er setzte seine Fragen fort. Ich betrachtete unterdessen die Bewohner und fragte sie für meine Zwecke aus. Es stellte sich heraus, daß ich in dieser ersten Wohnung keinen einzigen Menschen finden konnte, den ich mit meinen Wohlthaten hätte überschütten können. Die Wirtin, welche trotz ihrer Armut, die mich im Vergleich mit den Gemächern, in denen ich wohnte, wohl erschrecken konnte, immerhin anständig lebte, selbst im Vergleich mit den Ärmeren unter den Bewohnern der Stadt, führte im Verhältnis zu der Armut auf dem Lande, die mir sehr gut bekannt war, geradezu ein Leben im Überfluß. Sie hatte ein Daunenbett, eine Decke zum Zuknöpfen, einen Ssamowar, einen Pelz und einen Schrank voll Geschirr. Einen ebenso wohlhabenden Eindruck machte der Freund der Wirtin. Er hatte eine Uhr mit einer Kette. Die Einwohner waren ärmer, aber es war keiner unter ihnen, der einer sofortigen Hilfe bedurft hätte. Um Unterstützung baten nur: die Frau, die Wäsche in dem Becken wusch, ein von ihrem Mann verlassenes Weib mit einigen Kindern, „eine alte Witwe ohne Mittel zum Leben“, wie sie sich ausdrückte, und dann jener Bauer mit den Bastschuhen, der mir gesagt hatte, er habe heute noch nicht gegessen.

Aber aus den Antworten auf meine Fragen ging hervor, daß all diese Personen nicht allzu sehr Not litten und daß man sie erst gründlich kennen lernen müßte, um ihnen zu helfen. Als ich der von ihrem Manne verlassenen Frau vorschlug, ihre Kinder in einem Asyl unterzubringen, wurde sie verwirrt und nachdenklich. Sie bedankte sich sehr, aber es war klar zu sehen, daß sie es nicht wünschte. Sie hätte eine Unterstützung durch Geld vorgezogen. Das ältere Kind,

ein Mädchen, helfe ihr beim Waschen und das mittlere sähe nach dem kleinen Jungen. Die alte Frau wollte sehr gern in ein Armenhaus, als ich aber ihren Winkel näher ansah, überzeugte ich mich, daß die Alte nicht Not litt. Sie hatte eine Kiste mit ihrer Habe, eine Theekanne mit einem Hals von Blech, zwei Tassen, und ein paar Bonbonschachteln mit Thee und Zucker. Sie strickte Strümpfe und Handschuhe und erhielt eine monatliche Unterstützung von einer wohlthätigen Dame. Der Mann aber litt eigentlich weniger Mangel an Nahrung als an berauschenden Getränken, und was man ihm auch gegeben hätte, es wäre in die Schenke gewandert, sodaß in dieser Wohnung gar keine solchen Leute waren, von denen, wie ich glaubte, das ganze Haus voll sei, d. h. solche, die ich mit Geld hätte glücklich machen können. Das waren vielmehr Arme von zweifelhafter Art. So schien es mir. Ich notierte mir die Alte, die Frau mit den Kindern und den Mann; ich beschloß, mich mit ihnen zu beschäftigen, jedoch erst, nachdem ich jene wahrhaft Unglücklichen versorgt hatte, die ich in diesem Hause zu finden erwartete. Ich stellte fest, daß die Unterstützung, die wir den Notleidenden zuwenden wollten, in einer gewissen Reihenfolge stattfinden müsse.

Zuerst sollten die Allerelendesten, dann erst die Genannten in Betracht kommen. Aber in jeder folgenden Wohnung war es ebenso, überall waren solche, deren Lage besonders zu untersuchen war, ehe man ihnen helfen konnte. Solche Unglückliche aber, denen man nur Geld zu geben brauchte, um aus ihnen Glückliche zu machen, solche gab es nicht. So sehr ich mich auch schämen muß, es auszusprechen, ich begann etwas wie eine Enttäuschung zu empfinden, daß ich in diesen Häusern nichts fand, was dem ähnlich war, was ich erwartet hatte. Ich hatte geglaubt, hier ganz besondere Menschen zu finden, als ich jedoch alle Wohnungen durchwandert hatte, kam ich zur Überzeugung, dass die Bewohner dieser Häuser gar keine besonderen Menschen waren, sondern ganz genau ebensolche, wie die, unter denen ich selbst lebte. So wie unter uns, gab es auch da mehr oder weniger Gute oder Schlechte, Glückliche oder Unglückliche. Die Unglücklichen waren es ganz in derselben Weise wie die Unglücklichen unter uns, d. h. ihr Unglück bestand nicht in den äußeren Lebensverhältnissen, sondern es war in ihnen selbst begründet, ein Unglück, das nicht durch irgend einen Geldschein zu heben ist.

VI.

Die Bewohner dieser Häuser bilden die unterste Klasse der Stadtbewohner. Es giebt ihrer wohl mehr als hunderttausend. Hier in diesem Hause giebt es allerhand Vertreter dieser Bevölkerung: Kleine Arbeitgeber und Meister, Schuhmacher, Bürstenbinder, Tischler, Drechsler, Schuster, Schneider, Schmiede, Fuhrleute, unabhängige Zwischenhändler und Verkäuferinnen, Wäscherinnen, Lumpenhändler, Wucherer, Tagelöhner, sowie Leute ohne bestimmte Beschäftigung, ebenso Bettler und unzüchtige Weiber.

Hier giebt es viele von denselben Leuten, welche ich am Eingangsthor des Ljapinschen Hauses getroffen hatte, aber diese Menschen sind hier unter dem arbeitenden Volke zerstreut. Außerdem hatte ich jene in ihrer unglücklichsten Zeit beobachtet, als alles ausgezehrt und vertrunken war und sie frierend und hungernd aus den Schenken verjagt, wie auf das himmlische Manna, auf Einlaß ins unentgeltliche Nachtquartier harrten, von wo aus sie in das von ihnen ersehnte Gefängnis zu kommen hofften, um von dort nach der Heimat gebracht zu werden. Hier aber sah ich sie unter der großen Menge von Arbeitern und zu einer Zeit, wo sie auf irgend eine Weise zu 3 oder 5 Kopeken oder zu einer Schlafstelle gekommen waren; zuweilen hatten sie sogar einige Rubel für Speise und Trank und, so sonderbar es klingt, ich empfand hier nichts, was dem Gefühl ähnlich war, das ich im Ljapinschen Hause hatte, im Gegenteil, beim ersten Rundgang überkam uns – die Studenten und mich – ein beinahe frohes Gefühl; warum sage ich „beinahe“, das ist nicht die volle Wahrheit. Das Gefühl, das uns aus der Berührung mit diesen Leuten erwuchs, war, es mag sonderbar erscheinen, ganz einfach ein höchst beglückendes Gefühl.

Der erste Eindruck war der, daß die Mehrzahl der Bewohner dieses Hauses ein arbeitsames und gutes Volk war. Den größeren Teil der Bewohner trafen wir bei der Arbeit. Die Wäscherinnen am Waschbecken, die Tischler an der Hobelbank, die Schuhmacher auf ihren Schemeln sitzend. Die engen Wohnungen waren voll von Menschen und die Beschäftigung ging munter fort. Es roch nach dem Schweiß der Arbeit, beim Schuster nach Leder, beim Tischler nach Hobelspähnen, oft vernahm man ein Lied, man sah sehnige Arme mit aufgestreiften Ärmeln schnell und geschickt ihre gewohn-

ten Bewegungen machen. Überall begrüßte man uns froh und freundlich. Nirgends fast rief unser Eindringen in das gewohnte Leben dieser Leute etwas von jenem Ehrgeiz hervor oder dem Verlangen, sich in seiner Wichtigkeit zu zeigen oder einen mit einem forschen Wort abzufertigen, eine Erscheinung, die bei der Ankunft der Zähler in der Mehrzahl der Wohnungen wohlhabender Leute hervortrat. Alles das unterblieb. Ganz im Gegenteil: man antwortete uns auf alle Fragen, so wie es sich gehörte, ohne diesen Fragen eine besondere Bedeutung beizulegen. Unsere Fragen waren für diese Leute nur eine Gelegenheit, sich zu amüsieren und darüber zu spaßen, wie jeder einzuschätzen sei, ob man einen für zwei, oder zwei für einen zu rechnen habe. Viele trafen wir bei der Mahlzeit oder beim Theetrinken an und jedesmal gaben sie, wenn wir sie mit den Worten begrüßten „Mahlzeit" oder „Guten Appetit", zur Antwort: „Bitte, nehmen Sie Platz" und sie rückten auch wohl zusammen, um uns Platz zu machen. Wir hatten erwartet, hier einen Zufluchtsort für eine immer wechselnde Bevölkerung zu finden, und nun erfuhren wir, daß in diesem Hause viele Wohnungen existierten, die ständig bewohnt wurden. Ein Tischler und seine Arbeiter und ein Schuster mit seinen Gesellen wohnten schon zehn Jahre lang hier. Beim Schuster war es sehr eng und schmutzig, aber die Leute, die alle an der Arbeit waren, waren sehr fröhlich.

Ich versuchte es, mich mit einem der Arbeiter zu unterhalten, um etwas über das Elend seiner Lage und die Verschuldung bei seinem Meister von ihm zu erfahren, jedoch der Arbeiter konnte mich nicht verstehen und äußerte sich überaus günstig über seinen Herrn und über sein eigenes Leben. In einer Wohnung wohnte ein alter Mann und seine Frau, die mit Äpfeln handelten. Ihr Zimmer war warm, sauber und voll von schönen Sachen. Der Fußboden war mit Matten von Stroh bedeckt, die sie sich aus einem Apfeldepot mitbrachten. Sie besaßen Kisten, einen Schrank einen Ssamowar und allerhand Geschirr. In den Ecken hingen mehrere Heiligenbilder, vor denen zwei Lampen brannten. An der Wand hingen zwei mit Tuch überzogene Pelze, die mit einem Laken verhängt waren. Die Alte hatte strahlenförmige Runzeln im Gesicht und war sanft und gesprächig; sie war offenbar sehr glücklich über ihr ruhiges und geordnetes Leben.

Iwan Fedotitsch, der Gastwirt und der Besitzer der Wohnungen,

kam aus der Schenke zu uns und ging mit uns herum. Er scherzte freundlich mit verschiedenen Mietern, nannte sie bei Vor- und Vaternamen und gab uns kurze Charakteristiken von ihnen. Alle waren ganz gewöhnliche Menschen. Da gab es einen Martin Ssemjonowitsch, einen Peter Petrowitsch, eine Marja Iwanowna – alles Menschen wie andere auch.

Wir waren darauf vorbereitet, nichts als ein einziges großes Elend zu finden. Und nun bot sich uns nicht nur kein furchtbares Elend, sondern etwas wirklich Schönes dar, etwas, was uns Achtung abzwang. Und diese tüchtigen Menschen waren so sehr in der Mehrzahl, daß die zerlumpten, untergehenden, müßigen Leute nur verstreut unter jenen auftraten und den Gesamteindruck nicht störten. Die Studenten wunderten sich weniger darüber als ich. Sie waren einfach gekommen, ein nützliches Werk zu thun, ein Werk zum Nutzen der Wissenschaft, wie sie meinten,. So machten sie bloß nebenher ihre Beobachtungen. Ich aber war der Wohlthäter, ich war gekommen, den Unglücklichen, den verkommenen und verdorbenen Menschen zu helfen, die ich in diesem Hause zu finden geglaubt hatte. Und nun sah ich hier, statt unglücklicher, verdorbener und verkommener Menschen eine überwiegende Menge von arbeitsamen, ruhigen, zufriedenen, freundlichen und fröhlichen Leuten.

Besonders stark kam mir das zum Bewußtsein, wenn ich in diesen Wohnungen auf jenes wirkliche himmelschreiende Elend stieß, dem ich abhelfen wollte. Immer, wenn ich dieses Elend vorfand, entdeckte ich, daß schon Abhilfe dafür geschaffen, die Unterstützung dargebracht war, welche ich hatte leisten wollen. Den Leuten war also schon vor meiner Ankunft geholfen worden, ab er durch wen? Durch dieselben unglücklichen, verdorbenen Menschen, die ich hatte retten wollen, und zwar hatten sie einander so geholfen, wie ich es nicht fertig gebracht hätte.

In einem Kellerraum lag ein einsamer Greis, der am Typhus erkrankt war. Der Mann hatte Niemanden, der zu ihm gehörte. Eine Witwe mit ihrem Töchterchen, die ihm sonst fremd war und nur in einem Winkel in seiner Nachbarschaft wohnte, pflegte ihn, brachte ihm Thee zum Trinken und kaufte für ihr eigenes Geld Medizin für ihn. In einer anderen Wohnung lag eine Frau im Wochenbett. Ein Mädchen, das vom Umherstreifen lebte, wiegte das Kind der Frau, machte ihm eine Saugflasche zurecht und ging zwei Tage lang ihrem

Broderwerbe nicht nach. Ein Mädchen, das eine Waise geworden war, hatte ein Schneider in seine Familie ausgenommen, der selbst drei Kinder hatte. So blieben also nur jene Unglücklichen und Müßiggänger, Beamten, Schreiber, Lakaien, die keine Stellungen hatten, Bettler, Trinker, Dirnen und Kinder, denen nicht mit einem Schlage durch Geld geholfen war, sondern die man erst ordentlich kennen lernen mußte; man mußte erst einmal überlegen, wo man ihnen einen Platz anweisen könne. Ich hatte einfach nach Unglücklichen gesucht, deren Unglück in ihrer Armut bestand und denen man helfen konnte, indem man ihnen etwas vom eigenen Überflusse abgab. Aber gerade diese konnte ich, wie es mir schien, durch ein besonderes Mißgeschick, nicht entdecken. Ich traf nur solche Unglückliche, denen man viel Zeit und Mühe widmen mußte, um ihnen zu helfen.

VII.

Die Unglücklichen, welche ich mir aufschrieb, ordneten sich in meiner Vorstellung von selbst in drei Kategorien: Leute, welche aus ihren früheren günstigen Verhältnissen herausgedrängt, wieder in diese hineinzukommen hofften (die Leute dieser Kategorie entstammten den oberen und unteren Klassen); hierauf Dirnen, deren es in diesen Häusern sehr viele giebt. Die dritte Kategorie endlich bilden die Kinder. Am stärksten war die erste Kategorie vertreten, und ich hatte mir die meisten von diesen aufgeschrieben, d. h. von solchen, die aus ihren früheren guten Verhältnissen gebracht, wieder in sie hineinzukommen hofften. Diese Art Menschen, besonders aus den besseren Ständen und aus der Beamtenwelt, war in diesen Häusern sehr stark vertreten. Fast in allen Wohnungen, die wir in Begleitung von Iwan Fedotitsch besuchten, sagte uns dieser: „Hier brauchen wir das Formular nicht selbst auszufüllen, hier ist ein Mann, der das kann, wenn er nur heute nüchtern ist.“ Und Iwan Fedotitsch rief diesen Mann bei seinem Vor- und Vaternamen. Das war immer ein Mensch, der aus einer höheren Klasse herabgesunken war. Aus den Ruf des Iwan Fedotitsch kam dann meist aus einer dunklen Ecke irgend ein früherer reicher Edelmann oder Beamter, gewöhnlich betrunken und halb angekleidet, hervorgekrochen.

Wenn er nicht betrunken war, übernahm er die ihm angebotene Arbeit mit großer Bereitwilligkeit, machte eine bedeutsame Kopfbewegung, legte die Stirn in Falten und machte in gelehrten Ausdrücken seine Bemerkungen dazu, während er mit ängstlicher Vorsicht die saubere, bedruckte Karte aus rotem Papier in den schmutzigen, zitternden Händen hielt und mit stolzer Geringschätzung auf seine Zimmergenossen herabsah, als triumphiere er jetzt über sie, die ihn so oft unwürdig behandelt hatten, durch seine Überlegenheit und seine Bildung. Er freute sich offenbar darüber, wieder mit jener Welt in Berührung kommen zu können, in welcher Zettel auf rotem Papier gedruckt werden, mit jener Welt, in der er selbst einmal gelebt hatte. Auf meine Fragen nach ihrem früheren Leben erzählten mir diese Leute nicht nur mit Bereitwilligkeit, sondern geradezu mit Begeisterung die Geschichte ihres Lebens, die sie gleich einem auswendig gelernten Gebete hersagten, sowie die Geschichte des Unglücks, das über sie hereingebrochen war, vor allem aber schilderten sie mir ihre frühere gesellschaftliche Stellung, in die sie ihrer Erziehung gemäß eigentlich hineingehörten.

Solche Menschen sind in großer Anzahl in den Wohnungen des Rshanowschen Hauses verstreut. Darunter giebt es eine Wohnung, die allein von Männern und Frauen dieser Gattung bewohnt ist. Als wir uns ihr näherten, sagte Iwan Fedotitsch zu uns:

„Jetzt kommen wir ins adlige Quartier."

Die Wohnung war ganz voll: fast alle ihre vierzig Bewohner waren anwesend; es gab wohl im ganzen Hause kaum mehr gefallene, unglückliche, alte, kränkliche, sowie junge, bleiche, verzweifelte Gesichter. Ich unterhielt mich mit einigen von ihnen. Man bekommt fast immer dieselbe Geschichte, nur in den verschiedenen Phasen ihrer Entwickelung, zu hören. Ein jeder war einmal reich, oder Vater, Bruder, Onkel waren es, oder sind es noch jetzt. Man hatte entweder selber eine gute Stellung oder der Vater hatte eine solche; da ereignete sich ein Unglück, an dem immer entweder Neider oder die eigene Gutmütigkeit oder ein ganz besonderer Zufall schuld hatten; alles ging dabei verloren, und nun müßte der Betreffende in dieser ihm verhaßten und fremden Umgebung, unter Läusen, Trinkern und lasterhaften Menschen untergehen, während er durch eine Nahrung, die aus Brot und Leber bestand, sowie durch Betteln sein Dasein fristete. Alle Gedanken, Wünsche und Erinnerungen dieser

Leute sind allein auf die Vergangenheit gerichtet. Die Gegenwart erscheint ihnen als etwas Unnatürliches, Abscheuliches und der Beachtung Unwertes. Für sie existiert nur die Vergangenheit und die Erwartung einer besseren Zukunft, die sich jeden Augenblick realisieren kann; dazu bedarf es nur einer Kleinigkeit, aber diese Kleinigkeit ist bis jetzt noch nicht da, und weil man nicht weiß, woher sie kommen soll, muß nun ein Menschenleben zwecklos zu Grunde gehen; so wartet der eine ein Jahr, der andere zwei, ein dritter dreißig Jahre. Der eine brauchte sich bloß feiner anzukleiden, um sich bei einem einflußreichen Manne, der sich für ihn interessiert, vorstellen zu können, ein anderer hätte bloß nötig, sich anzuziehen, seine Schulden zu bezahlen und nach Orel zu fahren; ein dritter brauchte nur die im Leihhaus versetzten Gegenstände auszulösen und bedürfte nur ganz geringer Geldmittel, um einen Prozeß fortsetzen zu können, den er ganz sicher gewinnen muß; dann wäre alles wieder gut. Sie sagen alle, daß sie nur irgend einer äußeren Sache bedürfen, um von neuem in die Verhältnisse kommen zu können, die sie für die ihnen angemessenen, für ihr Glück halten.

Wenn ich nicht durch meinen Tugendstolz ganz berauscht gewesen wäre, ich hätte bloß ihre jungen oder alten, meist schwächlichen, sinnlichen, aber doch gutmütigen Gesichter ansehen dürfen, um zu begreifen, daß ihr Unglück nicht durch irgendwelche äußere Mittel aus der Welt zu schaffen sei, daß sie sich in keiner Lebenslage wahrhaft glücklich fühlen können, solange ihre Ansicht von der Welt und vom Leben dieselbe bleibt, nämlich die, daß sie auserwählte Menschen seien, die sich in besonders unglücklichen Verhältnissen befinden. Sie müssen erst einsehen, daß sie Menschen gleichen Schlages sind wie die, die uns zu jeder Zeit umgeben, Menschen wie wir selber. Ich erinnere mich, daß der Verkehr mit dieser Art Leuten besonders qualvoll für mich war. Jetzt verstehe ich, warum das so war. Ich erblickte mich selbst in ihnen, wie in einem Spiegel. Wenn ich mich in mein eigenes Leben und in das meiner Kreise gründlich hineingedacht hätte, so hätte ich entdecken müssen, daß zwischen unserem Leben und dem dieser Leute kein prinzipieller Unterschied besteht. Wenn die Menschen meiner Kreise, welche jetzt in großen Wohnungen und in eigenen Häusern auf dem Ssiwzew Wrashek und an der Dimitrowka und nicht in dem Rshanowschen Hause wohnen, heute vielleicht noch süße Speisen und Erträge genießen

dürfen, statt von Leber und Hering mit Brot zu leben, so sind sie deshalb doch gerade so unglücklich wie jene. Sie sind ebenso unzufrieden mit ihrer Lage, gedenken ebenso mit Wehmut der vergangenen Zeiten und hoffen auf eine bessere Zukunft, und der Zustand, den sie herbeisehnen, gleicht dem, den die Bewohner des Rshanowschen Hauses für sich erflehen, auf ein Haar. Das heißt: sie möchten selber weniger arbeiten und andere für sich arbeiten lassen. Der Unterschied ist nur ein zeitlicher und gradueller. Wenn ich damals daran gedacht hätte, so hätte ich das begreifen müssen; aber ich dachte nicht tiefer darüber nach, sondern ich fragte diese Leute bloß aus, schrieb sie mir auf, weil ich glaubte, ihre genaueren Lebensverhältnisse, ihre Bedürfnisse kennen lernen und ihnen helfen zu können. Ich verstand nicht, daß man einem solchen Menschen nur helfen kann, indem man seine ganze Lebensauffassung ändert. Meine Lebensauffassung war aber nicht besser als die ihre, und ich lebte in einer Weltanschauung, welche selbst erst verändert werden mußte, damit diese Menschen aufhören könnten, unglücklich zu sein.

Ich sah nicht ein, daß diese Leute nicht darum unglücklich waren, weil es ihnen gleichsam an einer nahrhaften Speise fehlte, sondern weil ihr Magen verdorben war und sie nun eine gesunde Nahrung nicht mehr befriedigte, da sie nach einer den Appetit reizenden Speise Verlangen trugen; ich sah nicht ein, daß sie nicht der Speise bedurften, um geheilt zu werden, sondern daß zuerst ihr kranker Magen kuriert werden mußte. Ich eile mit dem Folgenden ein wenig voraus, will aber doch schon hier bemerken, daß ich von all den Leuten, die ich mir aufgeschrieben hatte, keinem wirklich geholfen habe, trotzdem für einige doch geschehen ist, was sie verlangten und was sie dem Anschein nach über ihr Los hätte erheben können. Drei von ihnen habe ich mir besonders gemerkt. Alle drei hatten dasselbe Schicksal. Nachdem sie sich mehrfach wieder aufgerichtet hatten, fielen sie immer wieder zurück; sie befinden sich jetzt in genau derselben Lage wie vor drei Jahren.

VIII.

Die zweite Kategorie der Unglücklichen, denen ich auch später helfen zu können hoffte, waren gefallene Mädchen und Frauen. Im Rshanowschen Hause gab es sehr viel Mädchen dieser Art – junge, die sich noch etwas Weiblichkeit bewahrt hatten, und greuliche alte, welche jegliche Ähnlichkeit mit einem Menschen verloren hatten. Die von mir im Anfang nicht gehegte Hoffnung, diesen Frauen helfen zu können, erwachte in mir nach folgendem Vorfall:

Es war etwa um die Mitte unseres Rundgangs. Wir hatten uns schon eine gewisse Fertigkeit angeeignet, mit den Leuten umzugehen. Wenn wir einen neuen Raum betraten, so pflegten wir sofort nach dem Besitzer der Wohnung zu fragen. Einer von uns setzte sich und machte sich irgend einen Platz frei, um seine Eintragungen machen zu können, während ein anderer in der Wohnung umherging, jeden einzelnen ausfragte und dem ersteren seine Erhebungen mitteilte.

Als wir eine der im Erdgeschoß gelegenen Wohnungen betraten, ging einer der Studenten, um den Wirt zu suchen, während ich alle in der Wohnung Anwesenden auszufragen begann. Die Einteilung der Wohnung war folgende: in der Mitte des quadratischen, sechs Arschin großen Zimmers stand ein Ofen; vom Ofen gingen strahlenförmig vier Abteilungen aus, welche vier Kammern bildeten. In dem ersten Durchgangsraum, der mit Pritschen ausgestattet war, hielten sich zwei Personen auf, ein Greis und eine Frau. Gleich dahinter befand sich eine längliche Kammer; in derselben wohnte der Wirt, ein junger, mit einer grauen Tuchjoppe bekleideter, wohlanständiger, sehr bleich aussehender Kleinbürger. Links von der ersten Ecke lag die dritte Kammer; dort befand sich ein schlafender, wahrscheinlich betrunkener Mann und eine Frau in einer rosafarbenen, vorn offenen und hinten zusammengezogenen Bluse. Die vierte Kammer war hinter dem Verschlag. Dieselbe hatte einen Eingang in die Kammer des Wirtes.

Der Student betrat das Zimmer des Wirtes, während ich im Eingangszimmer stehen blieb und den Alten und die Frau ausforschte. Der Alte war ein Buchdruckergeselle und hatte nun gar keine Mittel zum Leben mehr. Das Weib war die Frau eines Kochs. Ich begab mich hierauf weiter in die dritte Kammer und fragte die Frau in der

Bluse nach dem schlafenden Manne. Sie sagte, es sei ein Gast. Hierauf fragte ich die Frau, wer sie selber sei. Sie sagte, sie sei eine Bäuerin aus Moskau. „Womit beschäftigen Sie sich?“ Sie fing an zu lachen und antwortete nicht.

„Wovon leben Sie?“ wiederholte ich, weil ich glaubte, sie hätte meine Frage nicht verstanden.

„Ich sitze in der Schenke“, sagte sie.

Ich verstand sie nicht und fragte aufs neue: „Wovon leben Sie?“

Sie antwortete nicht und lachte. Im vierten Zimmer, wo wir auch noch nicht gewesen waren, hörte man einige Frauen lachen. Der Wirt, ein Mann aus kleinbürgerlichem Stande, kam aus seiner Kammer hervor und näherte sich uns. Er hatte offenbar meine Fragen und die Antworten der Frau gehört. Er sah die Frau streng an und wandte sich hierauf zu mir:

„Sie ist eine Prostituierte“, sagte er, wie es schien, sehr erfreut darüber, daß er zeigen konnte, daß er dieses Wort kannte, ein Wort, das sonst nur in der Sprache der Beamten gebräuchlich ist, und zufrieden damit, daß er es richtig ausgesprochen hatte. Als er das gesagt hatte, wandte er sich mit einem kaum bemerkbaren, zufriedenen Lächeln, das wohl mir galt, an die Frau. Und kaum hatte er sich zu ihr hingewandt, als sich der Ausdruck seines Gesichtes sogleich total veränderte. In einer eigentümlichen raschen Redeweise, wie man mit einem Hunde zu sprechen pflegt, sagte er zu ihr, ohne sie anzusehen: „Was soll das alberne Geschwätz: ‚Ich sitze in der Schenke!‘? Wenn du dich in der Schenke aufhältst, so sag’ doch gleich, daß du eine Prostituierte bist.“ Er wiederholte das Wort noch einmal. „Das kennt nicht einmal seinen eigenen Namen.“

Dieser Ton verletzte mich.

„Wir haben keinen Grund, ihr Vorwürfe zu machen“, sagte ich. „Wenn wir alle nach den Geboten Gottes leben würden, so würden auch diese hier nicht existieren.“

„Ja, das ist eine merkwürdige Sache“, sagte der Wirt mit einem unnatürlichen Lächeln.

„Also sollen wir sie auch nicht schelten, sondern bedauern. Sind sie denn schuld an ihrem Schicksal?“

Ich weiß nicht mehr genau, wie ich mich ausgedrückt habe, ich weiß nur, daß ich empört war über den verächtlichen Ton dieses jungen Mannes, der Besitzer einer Wohnung war, die von Weibern

bewohnt wurde, welche er Prostituierte nannte. Ich mußte diese Frau bedauern, und so kam es, daß ich mich darüber äußerte. Kaum aber hatte ich etwas gesagt, als ich in jenem Zimmer, wo ich das Lachen vernommen hatte, die Bretter der Betten krachen hörte, und über dem Verschlag, der nicht bis an die Decke reichte, erschien der Kopf einer Frau mit wirrem, krausem Haar, kleinen, geschwollenen Augen und einem rotglänzenden Gesicht. Gleich darauf tauchte ein zweiter und dritter solcher Kopf auf. Die Frauen waren offenbar auf ihre Betten gesprungen, streckten alle drei ihre Hälse aus und hielten den Atem an und horchten schweigend, mit gespannter Aufmerksamkeit auf uns.

Es entstand ein verlegenes Schweigen. Der Student, der vorher gelacht hatte, wurde ganz ernst; auch der Wirt wurde verlegen und senkte den Blick. Die Frauen sahen mich noch immer atemlos an und warteten. Meine Verlegenheit war noch größer als die der anderen. Ich hatte gar nicht erwartet, daß ein zufällig hingeworfenes Wort eine solche Wirkung haben würde. Es war, als wäre das mit Knochen besäte Todesfeld des Hesekiel erzittert vor der Berührung mit dem Geiste und als hätten die toten Knochen sich bewegt. Ich hatte, ohne es mir zu überlegen, ein Wort der Liebe und des Mitleids gesprochen, und dieses Wort hatte so gewirkt, als ob alle einzig und allein auf dieses Wort gewartet hätten, damit sie aufhören konnten, leblose Körper zu sein, und wieder auferstehen durften. Alle sahen mich an und warteten darauf, was weiter kommen würde. Sie warteten darauf, daß ich das Wort sagen würde, nach welchem die Knochen sich einander nähern, sich mit Fleisch bekleiden und wieder lebendig werden würden. Aber ich fühlte, daß mir die Worte und die Thatkraft fehlten, das angefangene Werk weiter fortzusetzen – ich fühlte es innerlich, daß ich gelogen hatte, daß ich ein ebensolcher Mensch sei, wie sie alle, daß ich weiter nichts zu sagen hatte, und so begann ich aufs neue mir ihre Namen und den Stand der Personen in dieser Wohnung aufzuschreiben.

Dieses Ereignis führte mich von neuem irre; ich glaubte diesen Unglücklichen helfen zu können. Bei meiner Eitelkeit kam mir das damals sehr leicht vor. Ich sagte mir: „zunächst wollen wir uns einmal diese Frauen aufschreiben (wer diese „Wir“ eigentlich waren, darüber gab ich mir damals keine Rechenschaft), und wenn das erst

geschehen ist, wollen wir schon für sie sorgen." Ich bildete mir ein, daß wir, dieselben Leute, die diese Mädchen im Verlaufe von mehreren Generationen in diesen Zustand gebracht haben, es uns bloß eines schönen Tages vorzunehmen brauchen, um alles wieder gut zu machen. Statt dessen hätte ich bloß an mein Gespräch mit jener Dirne zu denken brauchen, welche das Kind der Wöchnerin wiegte, um die Sinnlosigkeit dieser Voraussetzung einzusehen. Als wir die Frau mit dem Kinde sahen, dachten wir, es sei ihr eigenes Kind. Auf unsere Frage, wer sie sei, sagte sie ganz einfach, sie sei eine Dirne. Sie sagte nicht, sie sei eine Prostituierte. Nur der Hauswirt bediente sich dieses abscheulichen Ausdruckes. Die Annahme, daß sie ein Kind habe, brachte mich auf den Gedanken, sie dieser Lage zu entreißen. Ich fragte sie: „Gehört das Kind Ihnen?"

„Nein, es gehört der Frau dort."

„Warum wiegen Sie es denn?"

„Sie hat mich darum gebeten; sie liegt im Sterben."

Obgleich meine Voraussetzung sich nicht bestätigt hatte, fuhr ich fort, mit ihr zu reden. Ich forschte sie aus, wer sie sei und wie sie zu ihrer Beschäftigung gekommen sei. Sie erzählte mir einfach und bereitwillig ihre Geschichte. Sie war die Tochter eines Kleinbürgers aus Moskau, der Fabrikarbeiter gewesen war. Sie hatte ihre Eltern verloren und kam nun zu einer Tante. Während sie bei dieser lebte, fing sie an, die Schenken zu besuchen. Jetzt war die Tante gestorben. Als ich sie fragte, ob sie ihr Leben nicht ändern wolle, schien sie meine Frage gar nicht einmal zu interessieren. Wie kann aber auch die Vorstellung von etwas ganz Unmöglichem jemand interessieren? Sie begann zu lachen und sagte:

„Wer kann mich denn mit meiner gelben Karte überhaupt zu was brauchen?"

„Nun, wenn sich z. B. eine Stellung als Köchin für Sie finden ließe?" sagte ich.

Ich kam deshalb auf diesen Gedanken, weil sie ein starkes, blondes Weib mit einem gutmütigen, etwas dummen, runden Gesicht war. Die meisten Köchinnen sehen so aus. Meine Worte gefielen ihr offenbar nicht.

„Wie kann ich Köchin sein, wo ich nicht einmal Brot zu backen verstehe", sagte sie auflachend. Sie sagte zu mir, sie verstehe es nicht, nach dem Ausdruck ihres Gesichtes aber sah ich sehr wohl,

daß sie gar nicht Köchin sein wollte, daß sie den Beruf und Stand einer Köchin geringschätzte.

Dieses Weib, das ganz einfach, wie das Weib im Evangelium, alles hingab, was sie besaß, um einer Kranken zu helfen, hält, genau so, wie ihre übrigen Genossinnen den Stand eines Arbeiters für etwas Erniedrigendes und Verächtliches. Man hatte sie so erzogen, daß sie gewohnt war, ohne Arbeit zu leben. So führte sie ein Leben, das ihre ganze Umgebung als das für sie natürliche hielt. Darin bestand ihr wahres Unglück. Und durch dieses Unglück wurde sie in der Lage festgehalten, in der sie sich befand. Das hat sie dazu gebracht, daß sie in die Schenken ging. Wer von uns Männern oder Frauen kann sie von dieser falschen Lebensauffassung befreien? Wo sind die Menschen unter uns, welche davon überzeugt sind, daß ein der Arbeit gewidmetes Leben ehrenhafter ist, als ein im Müßiggang verbrachtes; die davon überzeugt sind und dieser Überzeugung gemäß leben und die Menschen nach ihr werten und ehren? Wenn ich damals darüber nachgedacht hätte, hätte ich einsehen können, daß weder ich noch sonst jemand diese Krankheit zu heilen vermag.

Ich hätte es damals einsehen können, daß jene hinter dem Verschlag hervorschauenden erstaunten und gerührten Gesichter nur ihr Erstaunen über eine Äußerung des Mitleids für sie ausdrückten, aber durchaus nicht die Hoffnung, von ihrem unsittlichen Lebenswandel geheilt zu werden. Sie sehen das Unsittliche ihrer Lebensführung gar nicht ein. Sie sehen wohl, daß man sie beschimpft und verachtet, warum das aber geschieht, können sie nicht einsehen. Ihr Leben hat von Anfang an diesen Lauf genommen, sie sind unter ebensolchen Frauen ausgewachsen, wie sie selber, sie wissen, daß es immer solche Frauen gegeben hat und immer geben wird, und daß sie eine Notwendigkeit für die Gesellschaft sind; eine Notwendigkeit, die so groß ist, daß sogar Regierungsbeamte zu dem Zweck existieren, um ihre Lebensweise zu regeln. Außerdem wissen sie, daß sie eine gewisse Macht über die Männer ausüben, sie sich unterwerfen und oftmals mehr Gewalt über sie haben als andere Frauen. Sie sehen, daß ihre Stellung in der Gesellschaft, trotzdem sie von allen geschmäht werden, von Männern und Frauen und ebenso auch von der Regierung anerkannt wird, und darum können sie auch gar nicht einsehen, was sie bereuen und worin sie sich bessern sollen. Während eines Rundganges erzählte mir einer der Studen-

ten, daß in einer der Wohnungen eine Frau lebe, die ihre dreizehn jährige Tochter verschachere. Um dieses Mädchen zu retten, begab ich mich nach dieser Wohnung. Mutter und Tochter leben in großer Armut, die Mutter ist eine kleine, schwarzhaarige Prostituierte von etwa vierzig Jahren. Sie ist nicht nur häßlich, ihre Häßlichkeit ist geradezu abstoßend. Die Tochter ist ebenso unsympathisch. Auf meine vorsichtigen Fragen nach ihrem Leben antwortete die Mutter mißtrauisch, feindselig und kurz, weil sie mich offenbar für einen Feind hielt, der etwas Böses im Schilde führte; die Tochter antwortete gar nichts, sie sah die Mutter nicht einmal an, sie vertraute ihr augenscheinlich vollkommen. Ein wahrhaft herzliches Mitleid riefen sie nicht wach, eher schon meinen Widerwillen. Aber ich hatte bei mir beschlossen, daß die Tochter gerettet werden müsse, darum wollte ich bei einigen mitleidigen Damen Interesse für die elende Lage dieser Frauen erwecken und sie hierher schicken. Hätte ich indessen die ganze Vergangenheit der Mutter in Betracht gezogen, hätte ich daran gedacht, wie sie diese Tochter in ihrer elenden Lage, wahrscheinlich ohne alle Hilfe von Seiten der Menschen, unter schweren Opfern auferzogen, hätte ich die Lebensauffassung dieser Frau in Erwägung gezogen, so hätte ich eingesehen, daß in der Handlungsweise der Mutter durchaus nichts Böses oder Unsittliches lag: sie hat für ihre Tochter gethan, was sie vermochte, und thut es noch immer, d. h. sie handelt so, wie sie es für das beste hält. Man hätte dieser Mutter ihre Tochter natürlich gewaltsam entreißen können; aber es wäre unmöglich gewesen, die Mutter zu überzeugen, daß sie unrecht thut, wenn sie ihre Tochter verkauft. Wenn man schon jemand retten wollte, so mußte es die Mutter sein – zuerst mußte man sie vor jener Lebensauffassung retten, die von allen gebilligt wird, nach welcher eine Frau außer der Ehe leben darf, d. h. ohne Kinder zu haben und ohne zu arbeiten, einzig und allein ihren Lüsten fröhnend. Wenn ich hieran gedacht hätte, so hätte ich begriffen, daß die Mehrzahl der Damen, welche ich hierher schicken wollte, um dieses Mädchen zu retten, selber ohne Kinder und ohne Arbeit nur dem Dienste ihrer Sinnlichkeit lebt und ihre Töchter ganz bewußt zu einer solchen Lebensführung erzieht: die eine Mutter führt ihre Tochter in die Schenke, eine andere führt sie auf Bälle. Aber beide Mütter haben dieselbe Auffassung vom Leben, nämlich die, daß das Weib die Lüste des Mannes befriedigen müsse und daß

dieser dafür verpflichtet sei, sie zu ernähren, für ihre Nahrung und Kleidung zu sorgen und sie zart zu behandeln . Wie also könnten unsere Damen diese Frau und ihre Tochter sittlich heben?

IX.

Noch seltsamer war mein Verhältnis zu den Kindern. In meiner Wohlthäterrolle richtete ich meine Aufmerksamkeit auch auf die Kinder mit der Absicht, die unschuldigen Wesen, welche in diesem Strudel des Lasters untergehen, zu retten; ich schrieb sie auf, um mich später einmal ihrer anzunehmen.

Unter diesen Kindern erregte meine besondere Verwunderung ein zwölfjähriger Knabe mit Namen Sserjosha. Dieser lebhafte, kluge Junge hatte früher bei einem Schuhmacher gelebt und hatte jetzt kein Heim mehr, weil sein Pflegevater ins Gefängnis gekommen war; er that mir von Herzen leid und ich hätte ihm gerne was Gutes gethan.

Jetzt will ich erzählen, welch ein Ende meine wohlthäterische Thätigkeit an diesem Knaben nahm, weil das Erlebnis mit diesem Jungen meine falsche Stellung als Wohlthäter aufdeckt. Ich nahm den Jungen zu mir und beschäftigte ihn in der Küche. Ich konnte doch diesen mit Läusen behafteten Knaben aus jener Lasterhöhle nicht mit meinen eigenen Kindern zusammenbringen; hielt ich mich doch schon deshalb für sehr edel und gut, weil er zwar nicht mich selbst, aber doch meine Köchin belästigte, weil nicht ich selber freilich, aber meine Köchin ihm zu essen gab, und weil ich ihm abgelegte Sachen zu tragen gab. Der Knabe blieb eine Woche bei mir. In dieser Woche sprach ich im Vorübergehen einige Worte mit ihm, und ich ging einmal während eines Spazierganges zu einem mir bekannten Schuster und schlug ihm vor, den Jungen in die Lehre zu nehmen. Ein Bauer, der bei mir zu Besuch war, erklärte sich bereit, ihn als Arbeiter zu sich aufs Dorf in seine Familie zu nehmen. Aber der Knabe wollte nicht, und nach einer Woche war er verschwunden.

Ich ging in das Rshanowsche Haus, um nach ihm zu fragen. Er war dorthin zurückgekehrt, und als ich vorbeikam, war er gerade

nicht zu Hause. Schon seit zwei Tagen hatte er an den Presnenschen Teichen eine Beschäftigung gefunden, wo er für dreißig Kopeken pro Tag an einer Prozession von Gauklern teilzunehmen hatte, die sich als Wilde verkleideten und einen Elefanten mit sich führten. Diese Leute gaben auch öffentliche Vorstellungen. Ich suchte ihn noch einmal auf, aber er war so undankbar, daß er mich offenkundig mied. Wenn ich mich damals in die Lage dieses Jungen versetzt und zugleich an mein eigenes Leben gedacht hätte, so hätte ich begriffen, daß dieser Junge schon verdorben war, weil er bereits die Freuden eines müßigen Lebens ohne Arbeit kennen gelernt hatte. Ich aber hatte ihn, um ihn zu bessern und ihm zu helfen, in mein Haus genommen. Was aber hatte er dort gefunden. Meine Kinder und Verwandten, die teils jünger, teils älter als er, nie zur Arbeit für ihren eigenen Lebensunterhalt gezwungen wurden, sondern vielmehr mit allen Mitteln bemüht waren, anderen Leuten Arbeit aufzubürden, die alles um sich her verunreinigten und verdarben, sich den Magen mit fetten, wohlschmeckenden und süßen Speisen überluden, Geschirr zerbrachen und Speisen, die für diesen Knaben Leckerbissen waren, verschütteten oder sie den Hunden zu fressen gaben. Wenn ich ihn aus jener Höhle genommen und an einen schönen Ort gebracht hatte, so mußte er naturgemäß die Lebensauffassung gewinnen, die an einem solchen Orte die herrschende ist. Und nach dieser Auffassung begriff er, daß man an einem schönen Ort ein Leben ohne Arbeit führen, gut essen und trinken und fröhlich leben müsse. Freilich wußte er nicht, daß auch meine Kinder eine schwere Arbeit hatten: das Auswendiglernen der Deklinationen der lateinischen und griechischen Grammatik, und er hätte auch den Zweck dieser Arbeit nicht begreifen können. Aber es leuchtet ein, daß, wenn er das begriffen hätte, der Einfluß, den das Beispiel meiner Kinder auf ihn haben mußte, von noch größerer Wirkung gewesen wäre. Er hätte begriffen, daß meine Kinder so erzogen werden, daß sie, ohne jetzt arbeiten zu müssen, auch in Zukunft im stande seien, auf Grund ihres Diploms so wenig als möglich zu thun und doch die Güter des Lebens so viel als möglich zu genießen. Er hatte es auch begriffen und war nicht zu den Bauern gegangen, um dessen Vieh zu hüten und mit ihm zusammen Kartoffeln und Kwas zu essen, sondern er war nach dem zoologischen Garten gegangen, um, als Wilder verkleidet, für dreißig Kopeken einen Elefanten zu führen.

Ich hätte begreifen sollen, wie unsinnig es von mir war, der ich doch selbst meine Kinder in Luxus und vollständigem Müßiggang erzog, andere Leute und deren Kinder bessern zu wollen, wenn sie in einer von mir so genannten Lasterhöhle, dem Rshanowschen Hause, zu Grunde gingen, wo indessen drei Viertel der Bewohner für ihren eigenen Unterhalt und den anderer arbeiten. Aber ich verstand damals nichts von alledem.

Im Rshanowschen Hause gab es sehr viele Kinder, die sich in der allertraurigsten Lage befanden; da gab es Kinder von Prostituierten, Waisenkinder, sowie Kinder, die von Bettlern auf der Straße herumgetragen wurden. Alle waren sehr elend. Mein Versuch mit Sserjosha hatte mir indessen gezeigt, daß ich, wenn ich mein früheres Leben fortsetzen wollte, nicht im stande war, ihnen zu helfen. Während der Zeit, als Sserjosha bei uns war, entdeckte ich in mir eine sonderbare Neigung, unser Leben und besonders das meiner Kinder vor ihm zu verbergen. Ich fühlte, daß all meine Bemühungen, ihn an ein besseres, arbeitsames Leben zu gewöhnen, durch das Beispiel, das meine Kinder durch ihr Leben gaben, vereitelt wurden. Einer Prostituierten oder einer Bettlerin ein Kind wegzunehmen, ist sehr leicht. Wenn man die dazu erforderlichen Geldmittel besitzt, ist es auch sehr leicht, das Kind zu waschen, zu reinigen, es sauber anzukleiden, satt zu machen und es sogar in allerhand Wissenschaften zu unterrichten; es aber zu lehren, sich selbst sein Brot zu verdienen, ist für uns, die wir das selber nicht thun, sondern vielmehr das Gegenteil davon zu thun gewohnt sind, nicht nur sehr schwer, sondern geradezu unmöglich, weil wir sowohl durch unser Beispiel, als auch durch jene materielle Unterstützung, die uns nichts kostet, das Kind zum Gegenteil davon verleiten.

Einen jungen Hund kann man wohl zu sich nehmen, füttern, pflegen, ihn lehren, etwas im Maul zu tragen, und sich dann über ihn freuen, bei einem Menschen aber genügt es nicht, daß wir ihn pflegen, füttern und ihm das Griechische beibringen; wir müssen einem Menschen lehren, wie er leben soll, d. h. daß er weniger von anderen nehmen und ihnen um so mehr geben soll; wir aber können ihm nur das Gegenteil davon beibringen, wenn wir ihn in unser eigenes Haus nehmen oder ihn in ein zu diesem Zweck gegründetes Asyl bringen.

X.

Jenes Gefühl des Mitleids mit den Menschen und des Abscheus vor mir selbst, wie ich es im Ljapinschen Hause hatte, fühlte ich nun nicht mehr; denn ich war ganz von dem Wunsche durchdrungen, das von mir in Angriff genommene Werk zu vollenden – nämlich den Menschen zu helfen, welche ich hier treffen würde. Aber seltsam! Es scheint doch ein sehr edles Werk zu sein, welches unsere Liebe zu den Menschen stärken müßte, den Armen Geld zu geben, d. h. ihnen Gutes zu thun. Aber es kam ganz anders: diese Thätigkeit erzeugte in mir eine Art Groll gegen die Menschen, ich begann sie hart zu beurteilen. Am Abend während meines ersten Rundganges entstand eine ganz ähnliche Scene wie im Ljapinschen Hause, aber sie machte auf mich nicht mehr denselben Eindruck wie dort, sondern rief ein ganz anderes Gefühl in mir hervor. Die Sache fing damit an, daß ich in einer Wohnung gerade einen solchen unglücklichen Menschen vorfand, der einer augenblicklichen Hilfe bedurfte. Ich fand dort eine hungrige Frau, die zwei Tage lang nichts gegessen hatte.

Das war so: Ich fragte in einem großen, beinahe leerstehenden Nachtquartier ein altes Mütterchen, ob hier ganz arme Leute wohnten, die nichts zu essen hätten? Das Mütterchen dachte nach und nannte mir zwei Namen; dann aber schien sie sich auf noch jemand zu besinnen und sagte: „Richtig, die liegt wohl hier“ – sie sah bei diesen Worten in eine der Kammern hinein, „diese hat, wie ich glaube, wirklich nichts gegessen.“

„Unmöglich! Wer ist sie?“

„Sie war früher eine Dirne, jetzt will sie aber niemand mehr haben; woher soll sie es also nehmen? Die Wirtin hat bis jetzt Mitleid mit ihr gehabt, jetzt aber will sie sie fortjagen … Agafja, hör' doch“, rief die Alte.

Wir traten näher, da erhob sich jemand von der Pritsche. Es war eine halb ergraute, zum Skelett abgemagerte Frau mit wirrem Haar. Ihre Kleidung bestand nur aus einem schmutzigen, zerrissenen Hemd, und ihre Augen glänzten und hatten etwas eigentümlich Starres. Sie sah uns mit ihren starren Augen an, suchte mit ihrer mageren Hand nach ihrer Jacke, um ihre unter dem zerrissenen Hemd hervorguckende nackte, knöcherne Brust zu verdecken, und bellte

uns gleichsam an: „Was ist denn nur, was ist geschehen?“

Ich erkundigte mich nach ihrem Leben, aber sie konnte mich lange nicht verstehen und sagte:

„Ich weiß selber nichts, man will mich vertreiben.“

Ich schäme mich, davon zu sprechen, aber ich fragte sie, ob es wahr sei, daß sie nichts gegessen habe? Sie antwortete mit derselben fieberhaften Schnelligkeit, während sie mich immer ansah:

„Gestern habe ich nichts gegessen und heute auch nicht.“

Der Anblick dieser Frau rührte mich, aber in ganz anderer Weise wie im Ljapinschen Hause: damals schämte ich mich vor mir selber, aus Mitleid mit diesen Leuten, hier war ich erfreut, endlich einmal gefunden zu haben, was ich suchte: einen hungrigen Menschen.

Ich gab ihr einen Rubel, und ich erinnere mich, daß ich mich sehr darüber freute, daß die anderen es gesehen hatten. Als die Alte das sah, bat sie mich auch um Geld. Es war mir so angenehm, den Leuten etwas geben zu können, daß ich schon gar nicht mehr überlegte, ob einer es nötig hatte oder nicht, und auch der Alten Geld gab. Die Alte begleitete mich bis an die Thür, und die Leute im Korridor hörten es, wie sie mir dankte. Wahrscheinlich war es bekannt geworden, daß ich Erhebungen über die Armut anstellte, was die Erwartungen von manchen erregt haben mochte, denn einige Leute folgten uns von nun ab. Schon im Korridor bettelten einige mich an. Unter diesen befanden sich unverkennbare Trinker, die mich abstießen; aber da ich der Alten etwas gegeben hatte, hatte ich nunmehr nicht das Recht, diese abzuweisen, und so gab ich denn auch ihnen etwas. Während ich das Geld austeilte, kamen immer neue hinzu. Auf den Treppen und Gallerien erschienen Leute, die mich beobachteten; es entstand eine Bewegung. Als ich in den Hof trat, kam ein Junge schnell von der Treppe herabgelaufen und drängte sich durch die Menge. Er sah mich nicht und rief hastig: „Er hat der Agaschka einen Rubel gegeben!“ Als der Junge unten war, schloß er sich der Menge an, die mir folgte. Ich trat auf die Straße hinaus; allerhand Menschen gingen hinter mir her und baten um Geld. Ich verteilte alles, was ich an Kleingeld bei mir hatte und ging hierauf in einen kleinen offenen Laden, wo ich den Verkäufer bat, mir zehn Rubel zu wechseln. Und nun geschah dasselbe wie im Ljapinschen Hause. Es entstand eine schreckliche Verwirrung. Alte Weiber, Edelleute, Bauern, Kinder, drängten sich an den Laden und streckten die Hand

aus; ich verteilte das Geld und fragte einige über ihr Leben aus, worauf ich sie mir in meinem Büchlein notierte. Der Händler hatte die mit Pelz gefütterten Ecken seines Kragens nach innen gekehrt, und saß da wie ein Götzenbild, er blickte hin und wieder nach der Menge und sah gleich darauf wieder weg. Er fühlte offenbar, wie auch alle anderen, daß das dumm von mir war, aber er konnte es doch nicht laut sagen.

Im Ljapinschen Hause hatte mich das Elend und die Erniedrigung der Menschen erschreckt, und ich hatte das Gefühl gehabt, als ob ich mit Schuld daran trüge, ich hatte das Bedürfnis und den Wunsch empfunden, besser zu werden. Jetzt aber machte eine ganz ähnliche Szene einen ganz anderen Eindruck auf mich: einmal empfand ich etwas wie Abneigung gegen viele von denen, die mich belagerten, und außerdem eine gewisse Unruhe darüber, was wohl die Händler und Hausknechte über mich denken mochten.

Als ich an diesem Tage nach Hause kam, war mir nicht gut zu Mute. Ich fühlte, daß das, was ich gethan hatte, dumm und unsittlich war. Aber, wie es immer bei einer inneren Unklarheit zu sein pflegt, ich sprach viel von meinem Unternehmen, als ob ich gar nicht an seinem Erfolge zweifelte.

Am anderen Tage ging ich allein zu den Personen, die ich mir notiert hatte, die mir elender als die anderen erschienen waren, und denen meiner Meinung nach am leichtesten zu helfen war. Wie ich schon bemerkt habe, habe ich keinem von diesen geholfen. Denn es zeigte sich, daß es schwerer war, ihnen zu helfen, als ich dachte. Und daher ist es mir nicht gelungen, sei es nun, weil ich es nicht verstand, sei es, weil es unmöglich war, einem von diesen zu helfen; ich habe sie nur zum besten gehabt. Ich war mehrere Male vor meinem letzten Besuch im Rshanowschen Hause, aber jedesmal passierte ein und dasselbe: eine Menge bettelnder Leute, in der ich mich ganz verlor, belagerte mich. Ich fühlte die Unmöglichkeit, irgend etwas zu thun, aus dem Grunde, weil sie zu zahlreich waren, und daher empfand ich eine Abneigung gegen sie, weil ihrer so viele waren; aber auch jeder einzelne erweckte keine Sympathie. Ich fühlte, daß ein jeder von ihnen mich belog oder wenigstens nicht die volle Wahrheit sagte und mich bloß als einen Geldbeutel ansah, aus dem man Geld hervorholen konnte. Und oft wollte es mir scheinen, als ob das Geld, das man mir entlockte, die Lage des Betreffenden nicht nur

nicht verbesserte, sondern eher verschlechterte. Je häufiger ich diese Häuser besuchte, je öfter ich mit ihren Bewohnern in Berührung kam, um so klarer wurde es mir, wie unmöglich es sei, etwas auszurichten, aber ich hielt trotzdem an meinem Unternehmen fest, bis zum letzten nächtlichen Rundgang während der Volkszählung.

Mit besonderer Beschämung denke ich an diesen Rundgang. Sonst ging ich allein; diesmal aber waren wir unser zwanzig. Um sieben Uhr versammelten sich diejenigen bei mir, die an diesem nächtlichen Rundgang teilnehmen wollten. Es waren mir fast alles unbekannte Leute: Studenten, ein Offizier und zwei von meinen Bekannten aus meinen Kreisen, welche mich mit den üblichen Worten: *„C'est très intéressant"* gebeten hatten, sie unter die Volkszähler aufzunehmen. Diese beiden mir bekannten Weltleute hatten sich ganz besonders angezogen; sie trugen eine Art von Jägerjoppen, hohe Reisestiefel und eine Kleidung, in der sie auf die Jagd gingen und die sich nach ihrer Meinung zum Besuch des Nachtquartiers besonders gut eignete. Sie nahmen Taschenbücher und seltsame Bleistifte mit sich. Sie befanden sich in jener besonders erregten Stimmung, wie wenn man auf die Jagd, zum Duell oder in den Krieg zieht. An ihnen war das Alberne und Falsche unserer Situation besonders klar ersichtlich, doch auch wir alle befanden uns in derselben falschen Situation.

Vor der Abfahrt fand eine Beratung nach Art eines Kriegsrates statt, womit man anfangen und wie man die Arbeit unter sich verteilen solle *ec*. Diese Beratung glich jenen Beratungen auf ein Haar, die in Vereinen, Versammlungen und Komitees stattfinden, d. h. keiner von uns sprach, weil er etwas zu sagen oder zu erfahren hatte, sondern jeder dachte mühsam darüber nach, was er sagen solle, um nicht hinter den anderen zurückzustehen. Aber in keiner dieser Reden wurde der Wohlthätigkeit auch nur Erwähnung gethan, von der ich doch so oft zu allen gesprochen hatte. So beschämend es auch für mich war, ich fühlte, daß es notwendig war, wieder an unsere Wohlthätigkeitsbestrebungen zu erinnern, d. h. daß man während dieses Besuchs alle diejenigen, welche sich in einer elenden Lage befänden, aufschreiben und sich merken müsse, wenn man während des Rundganges auf solche stoßen werde. Schon von jeher war es mir unangenehm gewesen, darüber zu reden, heute aber während unserer erregten Vorbereitungen zu unserem Feldzug

konnte ich mich kaum dazu zwingen, es auszusprechen. Alle hörten mich, wie mir schien, mit Bedauern an und stimmten mir mit Worten zu; aber man merkte es allen an, daß sie sehr wohl wußten, daß es Unsinn sei und daß bei alledem nichts herauskommen könne, und alle fingen sogleich wieder an, von etwas anderem zu reden. So ging es so lange weiter, bis die Zeit zur Abfahrt gekommen war, und so machten wir uns denn auf den Weg.

Wir machten vor einer Schenke Halt, traten ein, weckten die Kellner und begannen unsere Mappen zu ordnen. Als uns mitgeteilt wurde, daß die Bewohner von unserer Ankunft gehört und ihre Wohnungen verlassen hätten, baten wir den Wirt, die Thore zu schließen, und begaben uns selbst auf den Hof, um die Leute zu beschwichtigen und ihnen zu versichern, sie brauchten nicht fortzugehen, da niemand nach ihren Pässen fragen werde. Ich erinnere mich des traurigen und seltsamen Eindrucks, welchen diese geängstigten Bewohner der Nachtquartiere auf mich machten: halb angekleidet und zerlumpt, erschienen sie mir alle beim Laternenlicht im dunklen Hofe ungeheuer groß; erschrocken und furchtbar in ihrer Angst standen sie in einem Haufen neben dem stinkenden Abort, hörten unsere Versicherungen an und glaubten uns nicht; offenbar waren sie auf alles gefaßt und wie ein gehetztes Wild zu allem bereit, um sich nur vor uns zu retten. Die Regierenden in ihren verschiedenen Abarten, angefangen mit den Polizeidienern in der Stadt wie auf dem Dorfe, bis zu den Untersuchungsrichtern und Amtsrichtern, hetzen diese Leute durch Städte und Dörfer, durch Schenken und Nachtherbergen, auf Straßen und Wegen, und nun waren diese Herren gekommen und hatten die Thore geschlossen, bloß um sie zu zählen; und daran konnten sie natürlich ebenso wenig glauben, wie die Hasen daran glauben könnten, daß die Hunde gekommen seien, nicht um sie zu fangen, sondern um sie zu zählen. Aber die Thore waren geschlossen und die geängstigten Bewohner des Nachtlagers kehrten um, wir aber verteilten uns in Gruppen und gingen hinter ihnen her. Mit mir waren die beiden vornehmen Herren und zwei Studenten. Vor uns im Dunklen ging Wanja im Mantel und weißen Hosen mit einer Laterne, und hinter ihm schritten wir. Wir gingen nach den mir bekannten Wohnungen; die Räume waren mir bekannt, auch einige von den Insassen, aber die Mehrzahl der Leute war mir doch unbekannt und auch das Schauspiel war neu für mich

und noch schrecklicher als das, welches ich im Ljapinschen Hause gesehen hatte. Alle Wohnungen waren voll, alle Pritschen waren besetzt, oft nicht von einem, sondern von zweien. Das Schauspiel war furchtbar, wie eng die Menschen hier bei einander lagen und wie Männer und Frauen dicht nebeneinander lagerten. Ganz betrunkene Weiber schliefen mit Männern zusammen. Auch die Armut, der Schmutz, die Zerlumptheit und Erschrockenheit dieses Volkes bot ein schreckliches Schauspiel. Das Schrecklichste aber war die große Menge von Menschen, die sich in dieser Lage befanden. Auf eine solche Wohnung folgte eine zweite, eine dritte, eine zehnte, zwanzigste und so fort, ohne Ende. Und überall dieselbe Finsternis, dieselbe dumpfe Luft, dieselbe Enge, dieselbe Vermischung der Geschlechter, dieselben bis zur Besinnungslosigkeit betrunkenen Männer und Frauen, dieselbe Angst und Unterwürfigkeit und dasselbe Schuldbewußtsein auf allen Gesichtern; ich fing von neuem an, mich zu schämen, wieder fühlte ich mich schmerzlich berührt, wie damals im Ljapinschen Hause, und ich sah ein, daß das, was ich unternommen hatte, dumm und schlecht und darum unausführbar war. Ich hörte auf, mir die Leute aufzuschreiben und sie auszufragen, weil ich begriff, daß nichts dabei herauskommen könne. Ich war tief betrübt. Im Ljapinschen Hause konnte ich mich einem Menschen vergleichen, der zufällig eine furchtbare Schwäre am Leibe eines anderen Menschen erblickt hat. Der andere thut ihm leid und er schämt sich, daß er sich nicht früher um ihn bekümmert hat, und hofft noch, ihm helfen zu können. Diesesmal aber war ich einem Arzt zu vergleichen, der mit seinem Heilmittel zu einem Kranken gekommen war, seine Wunde aufgedeckt und aufgerissen hatte und sich nun eingestehen muß, daß alles umsonst geschehen war und daß sein Heilmittel hier nicht helfen kann.

XI.

Dieser Besuch versetzte meiner Selbsttäuschung den letzten Schlag. Es wurde mir zur unerschütterlichen Überzeugung, daß mein Beginnen nicht nur dumm, sondern auch schlecht war. Aber trotzdem ich das einsah, hatte ich die Empfindung, daß ich die Sache doch

nicht ohne weiteres aufgeben dürfe, daß ich verpflichtet sei, mich weiter mit ihr zu beschäftigen, erstens weil ich durch meinen Artikel, meine Besuche und Versprechungen die Erwartungen der Armen geweckt, zweitens weil ich gleichfalls durch meinen Aufsatz und durch meine Reden das Mitleid wohlthätiger Menschen wachgerufen hatte, unter denen mehrere mir ihre Unterstützung durch eigene Thätigkeit, sowie durch Geld zugesagt hatten. Und darum erwartete ich, daß die einen wie die anderen sich an mich wenden würden in der Erwartung, daß ich ihnen hierbei werde raten können.

Hinsichtlich der Notleidenden und ihrer an mich gerichteten Bitten geschah das folgende: es wendeten sich mehr als hundert mündlich und brieflich an mich; diese Gesuche stammten aber alle von den Reichen unter den Armen, wenn man sich so ausdrücken darf. Zu einigen von diesen ging ich hin, andere ließ ich ohne Antwort. Doch richtete ich nirgends etwas aus. Alle Gesuche an mich stammten von Leuten her, die sich früher einmal in einer bevorzugten Stellung befunden hatten (so nenne ich den Zustand, bei dem die Menschen mehr empfangen, als sie selber geben), sie verloren hatten und sie aufs neue zurückzugewinnen wünschten. Der eine brauchte zweihundert Rubel, um den Niedergang seines Geschäfts zu verhindern und um die Erziehung seiner Kinder zu vollenden, ein anderer wünschte sich ein photographisches Atelier; ein dritter wollte gern seine Schulden bezahlen und im Leihhaus seinen guten Anzug auslösen, ein vierter brauchte ein Klavier, um sich im Spiel zu vervollkommnen und um seine Familie durch Klavierunterricht ernähren zu können. Die Mehrzahl jedoch bat nicht um eine bestimmte Summe, sondern einfach um eine Geldunterstützung; aber wenn man näher untersuchte, was dazu nötig war, so stellte es sich heraus, daß die Bedürfnisse im gleichen Verhältnis mit der geleisteten Hilfe stiegen und daß eine Befriedigung überhaupt nicht möglich war. Ich wiederhole, es ist sehr wohl möglich, daß es daran lag, daß ich die Sache nicht verstand, thatsächlich aber habe ich keinem einzigen geholfen, trotzdem ich in einzelnen Fällen wirklich darum bemüht war. Was aber die Unterstützung durch wohlthätige Menschen anbelangt, so geschah etwas sehr Merkwürdiges und für mich Unerwartetes. Von all den Leuten, welche mir Geldbeiträge angeboten und sogar die Zahl der Rubel angegeben hatten, gab mir auch nicht

ein einziger einen Rubel zur Verteilung. Nach den Versprechungen, die man mir gemacht hatte, hätte ich auf etwa dreitausend Rubel rechnen können, und von all diesen Leuten erinnerte sich auch nicht ein einziger seiner früheren Worte und gab mir auch nur einen Heller. Nur die Studenten gaben mir das Geld, das sie für ihre Arbeit erhielten, ungefähr zwölf Rubel, so daß mein ganzes Unternehmen, das auf einen Umsatz von einigen zehntausend Rubeln berechnet war, welche durch Stiftungen reicher Leute zusammenkommen sollten und Hunderte, ja Tausende von Menschen vom Elend und Laster befreien sollten, darauf hinauskam, daß ich aufs Geratewohl einige zehn Rubel an die Leute verteilte, die mich darum gebeten hatten, und daß ich zwölf Rubel, die die Studenten gegeben hatten, sowie noch fünfundzwanzig Rubel, die mir von der Stadt für meine Arbeit als Leiter der Volkszählung zugekommen waren, übrig behielt, von denen ich nicht wußte, wem ich sie geben sollte.

Die Sache hatte ein Ende. Kurz vor meiner Abreise aufs Land ging ich an einem Fastnacht-Sonntag in das Rshanowsche Haus, um an einem Morgen vor meiner Abreise aus Moskau die siebenunddreißig Rubel loszuwerden und sie an die Armen zu verteilen. Ich besuchte meine Bekannten in ihren Wohnungen und fand nur einen Kranken, dem ich fünf Rubel gab. Sonst war niemand da, dem ich noch was hätte geben können. Natürlich baten mich viele um Geld. Da ich sie aber jetzt ebenso wenig kannte wie früher, so entschloß ich mich, erst Iwan Fedotitsch, den Wirt der Schenke, um Rat zu fragen, wem ich das Geld geben sollte. Es war der erste Tag der Fastnachtswoche. Alle waren sonntäglich gekleidet, satt und viele schon betrunken. Im Hofe an einer Ecke des Hauses stand ein Lumpenhändler in einem zerrissenen Bauernrock und in Bastschuhen. Es war ein gutmütiger alter Mann, der seine Beute in seinem Korbe musterte und die verschiedenen Gegenstände auf verschiedene Haufen verteilte: Leder, Eisenwaren und andere Sachen; dazu sang er mit seiner schönen, starken Stimme ein fröhliches Lied. Ich begann eine Unterhaltung mit ihm. Er war siebzig Jahre alt, ein einsamer Mann, der sich durch seinen Beruf als Lumpenhändler ernährte und nicht über sein Los klagte, sondern behauptete, er sei satt und habe keinen Durst. Ich fragte ihn, ob es hier besonders Bedürftige gäbe. Er wurde geradezu böse und sagte, es gäbe hier überhaupt keine Notleidenden, außer Trunkenbolden und Müßiggängern; als

er aber meine Absicht erfuhr, bat er mich um ein Fünfkopekenstück.

Ich ging auch in das Wirtshaus zu Iwan Fedotitsch, um ihm den Auftrag zu geben, den Rest meines Geldes zu verteilen. Das Wirtshaus war ganz voll: ausstaffierte trunkene Frauenzimmer gingen im Hofe aus und ein – alle Tische waren besetzt, – schon viele waren betrunken; im kleinen Zimmer spielte jemand aus einer Harmonika und tanzte ein Paar. Iwan Fedotitsch befahl aus Achtung vor mir, mit dem Tanzen aufzuhören und setzte sich an einen freien Tisch zu mir. Ich bat ihn, da er seine Mietsleute kenne, mir einige von den Bedürftigsten zu nennen, ich hätte den Auftrag, ein wenig Geld an die Armen zu verteilen, ob er mir nicht einen Rat geben könne. Der gutmütige Iwan Fedotitsch (jetzt ist er schon tot, er starb ein Jahr darauf) machte sich, obgleich er durch sein Geschäft in Anspruch genommen war, um mir gefällig zu sein, auf einige Zeit frei. Er dachte ein wenig nach und kam offenbar in Verlegenheit. Ein schon bejahrter Kellner hatte uns reden hören und mischte sich in unsere Beratung.

Sie nahmen einen nach dem anderen vor, von denen auch mir einige bekannt waren, aber sie konnten sich nicht einigen. Der Kellner schlug eine gewisse „Paramonowna“ vor.

„Ja, das hat seine Richtigkeit, mitunter hat sie wirklich nichts zu essen, aber sie treibt sich herum und trinkt doch.“

„Immerhin, sie hätte es doch nötig.“

„Wie wäre es denn mit Spiridon Iwanowitsch – der Mann hat Kinder, das wäre doch einer.“

Aber Iwan Fedotitsch hatte auch in Bezug aus Spiridon Iwanowitsch Zweifel.

„Oder z. B. die Akulina? Die bekommt übrigens schon was; nun, dann ist da noch ein Blinder.“

Hierauf antwortete ich schon selber, ich hatte ihn selbst gesehen. Es war ein blinder Mann von achtzig Jahren, dessen Abstammung und Herkunft unbekannt war. Man hätte meinen können, daß es kaum ein schwereres Leben als das seine geben könne. Noch vor kurzem hatte ich ihn gesehen; er lag betrunken auf dem Pfühl seines hohen Bettes und schimpfte seine verhältnismäßig junge Zimmergenossin mit seiner scheußlichen Baßstimme, ohne mich zu bemerken, in den schrecklichsten Ausdrücken. Dann nannten sie noch einen Knaben ohne Arme und dessen Mutter. Ich merkte, daß es dem

Iwan Fedotitsch infolge seiner Gewissenhaftigkeit schwer wurde, weil er wußte, daß doch alles, was man den Leuten geben würde, zu ihm in die Schenke wandern werde. Aber ich wollte meine siebenunddreißig Rubel los sein, ich bestand darauf, und so bestimmten wir wohl oder übel einige Leute und verteilten das Geld an diese. Die Leute, die das Geld erhielten, waren meist gut gekleidet und waren nicht schwer zu finden. Sie befanden sich alle an Ort und Stelle, nämlich in der Schenke. Der Knabe ohne Arme kam herein, er trug Schäftenstiefel, ein rotes Hemd und eine Weste.

Damit nahm meine wohlthäterische Thätigkeit ein Ende und ich reiste aufs Land, wie das immer zu sein pflegt, erzürnt über die anderen, weil ich selbst gethan hatte, was dumm und schlecht war. Meine Wohlthätigkeit hatte zu nichts geführt und hörte hiermit auf, aber die Gedanken und Gefühle, die sie in mir wachgerufen hatte, hörten nicht nur nicht auf, sondern arbeiteten in meinem Innern mit verdoppelter Kraft fort.

XII.

Was war denn eigentlich geschehen?

Ich hatte auf dem Lande gelebt und dort in einer gewissen Beziehung zu den Armen gestanden. Nicht aus falscher Bescheidenheit, sondern um die Wahrheit zu sagen, welche zum Verständnis meines ganzen Gedankenganges und meiner Gefühle notwendig ist, gestehe ich, daß ich auf dem Lande sehr wenig für die Armen gethan habe. Aber die Anforderungen, die dort an mich gestellt wurden, waren so gering, daß auch das Wenige, was ich that, den Menschen von Nutzen war, so daß sich um mich her sich gleichsam eine Atmosphäre von Liebe und Eintracht mit den Menschen bildete, in der es möglich war, das nagende Gefühl, das Bewußtsein der Unvollkommenheit des eigenen Lebens zu beschwichtigen. Als ich in die Stadt übersiedelte, glaubte ich dort in derselben Weise leben zu können. Hier aber stieß ich auf ein Elend ganz anderer Art. Das Elend in der Stadt war weniger echt, aber anspruchsvoller und schrecklicher, als die Not auf dem Lande. Die Hauptsache war aber, daß es an *einem* Ort so viel Elend gab, und das war es, was einen so tiefen

Eindruck auf mich machte. Das Gefühl, das mich im Ljapinschen Hause erfaßte, ließ mich im ersten Augenblick die Unsinnigkeit meines Lebens fühlen, und dieses Gefühl war sehr stark und echt. Aber trotz seiner Stärke und Wahrheit war ich in der ersten Zeit so schwächlich, daß ich vor der Umgestaltung meines Lebens, zu der mich das Gefühl trieb, Furcht bekam, und daher ging ich ein Kompromiß ein. Ich schenkte den Worten Glauben, welche mir von allen gesagt wurden, sowie den Behauptungen, die von allen Leuten, seitdem die Welt existiert, aufgestellt werden, daß nämlich weder der Reichtum, noch der Überfluß etwas Böses sei, daß Gott ihn uns verliehen habe und daß man als Reicher die Möglichkeit habe, den Armen zu helfen. Ich schenkte diesen Worten Glauben und wollte darnach handeln. So schrieb ich jenen Artikel, in dem ich die Reichen aufrief, den Armen zu helfen. Alle reichen Leute erkannten es als ihre moralische Verpflichtung an, mir beizustimmen, wollten aber augenscheinlich nichts thun, oder sie konnten den Armen weder helfen, noch ihnen etwas geben. Ich fing an, die Armen zu besuchen, und sah, was ich nicht erwartet hatte. Einerseits fand ich in diesen Höhlen, wie ich sie nannte, solche Leute, denen ich unmöglich helfen konnte, weil sie Arbeiter waren, die an Arbeit und Entsagung gewöhnt, eine viel festere Position im Leben einnahmen als ich, andererseits fand ich Unglückliche, denen ich nicht helfen konnte, weil sie ebensolche Menschen waren wie ich selber. Die Mehrzahl der Unglücklichen, die ich kennen lernte, war nur darum unglücklich, weil sie die Fähigkeit, die Gewohnheit und die Lust verloren hatte, sich selbst ihr Brot zu verdienen, d. h. ihr Unglück bestand darin, daß sie in allem mir glichen.

Solche aber, deren Elend sich sogleich lindern ließ, Kranke, Frierende und Hungernde, habe ich nicht gefunden, außer der einen hungernden Agafia. Und so kam ich zu der Überzeugung, daß ich die Unglücklichen, denen ich helfen wollte, gar nicht finden könne, solange ich ihnen und ihrem Leben so fern stand, weil jede wahrhafte Not immer schon von denselben Leuten aus der Welt geschafft war, unter denen diese Unseligen lebten, und was die Hauptsache ist, ich überzeugte mich, daß ich durch kein Geld das unselige Leben dieser Menschen würde ändern können. Davon war ich fest überzeugt, aber ich setzte meine Wirksamkeit aus dem falschen Schamgefühl, eine Sache angefangen und sie dann im Stiche gelassen zu

haben, und aus Selbsttäuschung über meinen Edelmut ziemlich lange fort. Ich setzte meine Thätigkeit so lange fort, bis ihr Resultat gleich Null wurde, so daß ich mit genauer Not mit Hilfe des Iwan Fedotitsch in der Schenke des Rshanowschen Hauses die siebenunddreißig Rubel los wurde, die ich nicht für die meinigen hielt.

Ich hätte die Sache ja natürlich fortsetzen können und daraus etwas wie eine wohlthätige Veranstaltung machen können. Ich hätte in die Leute dringen können, die mir Geld versprochen hatten, sie zwingen können, mir das Geld zu geben, ich hätte noch mehr Geld sammeln und verteilen können, um mich nachher mit meinem Edelmut zu trösten; aber ich sah bald ein, daß wir Reichen den Armen einen Teil unseres Überflusses weder geben können, noch wollen (so groß sind unsere eigenen Bedürfnisse), und daß man überhaupt keinem Menschen Geld geben soll, sofern man nur wirklich nach dem Guten strebt und nicht etwa nur danach, dem ersten Besten Geld zu schenken, wie ich das in dem Wirtshaus des Rshanowschen Hauses gethan hatte. Und so ließ ich die ganze Angelegenheit fallen und mit Verzweiflung im Herzen reiste ich aufs Land.

Auf dem Lande wollte ich einen Aufsatz darüber schreiben, was ich alles ausgestanden hatte; ich wollte erzählen, warum mir mein Unternehmen nicht gelungen war. Auch wollte ich mich rechtfertigen wegen der Vorwürfe, die man mir betreffs meines Artikels über die Volkszählung gemacht hatte. Ich hätte die Gesellschaft gern wegen ihrer Gleichgültigkeit angeklagt und die Ursachen aufgedeckt, aus welchen dieses Elend der Städte entsteht, sowie auf die Notwendigkeit verwiesen, ihnen entgegen zu wirken durch die Mittel, die mir zu diesem Zwecke vorschwebten.

Ich fing auch den Aufsatz wirklich an, und ich glaubte, daß ich darin sehr viel Bedeutsames sagen würde. Aber so sehr ich mich auch mit meinem Artikel abquälte, ich konnte trotz dem großen Material, das mir zur Verfügung stand, trotz dem Überfluß daran, nicht mit meinem Aufsatz fertig werden. Die Schuld trug die Erregung, unter deren Einfluß ich arbeitete, und der Umstand, daß ich nicht alles innerlich durchlebt hatte, dessen es bedurfte, um ein wahrhaftiges Verhältnis zu diesem Gegenstand zu gewinnen; endlich sah ich einfach nicht den Grund von alledem, die sehr naheliegende Ursache, die in mir selbst ihren Sitz hatte, und so habe ich den Aufsatz bis zu diesem Jahr noch nicht beendet.

Im Gebiet des Sittlichen tritt eine merkwürdige Erscheinung zu Tage, die bisher noch nicht genügend beachtet worden ist.

Wenn ich einem Menschen mir bekannte Thatsachen aus der Geologie, Astronomie, der Geschichte, der Physik oder Mathematik mitteile, so erhält dieser Mensch, wenn er diese Dinge noch nicht kennt, dadurch eine Reihe von neuen Kenntnissen, und er wird nie zu mir sagen: „Was ist denn daran neu? Das weiß ja ein jeder, ich weiß es auch schon lange." Wenn ich aber einem Menschen die höchste sittliche Wahrheit mitteile und sie nur ganz klar und knapp zum Ausdruck bringe, so wie das bisher noch nicht geschehen ist, so wird jeder gewöhnliche Mensch, besonders ein solcher, der kein Interesse an sittlichen Fragen nimmt oder dem die ausgesprochene Wahrheit nicht patzt, unbedingt sagen: „Ja, wer weiß denn das nicht. Das ist allen längst bekannt und schon lange ausgesprochen." Es kommt ihm auch wirklich so vor, als ob das schon längst und in derselben Weise gesagt sei. Nur die Menschen, denen die sittliche Wahrheit teuer und wertvoll ist, wissen, wie wichtig und wertvoll die Klarlegung und Verdeutlichung der sittlichen Wahrheiten ist, und durch welch' lange Arbeit sie gewonnen wird – wie schwer dieser Übergang von einer nebelhaften, unbestimmten, kaum bewußten Ahnung oder einem dunkeln Wunsche vom ganz unbestimmten, unzusammenhängenden Ausdruck zum festen und bestimmten ist, der unausweichlich die ihm gemäßen Handlungen fordert.

Wir sind alle gewohnt, zu glauben, daß die sittliche Wahrheit ein ganz triviales, armseliges Ding ist, an dem nichts neu oder interessant wäre; statt dessen hat das ganze menschliche Leben mit all seinen verwickelten und mannigfaltigen staatlichen, wissenschaftlichen, künstlerischen und Handelsbeziehungen, die scheinbar unabhängig von den sittlichen Verhältnissen sind, keinen anderen Zweck, als die immer größere Verdeutlichung, Befestigung, Vereinfachung und Popularisierung der sittlichen Wahrheit.

Ich erinnere mich, daß ich einmal durch eine Straße Moskaus ging, als vor mir ein Mann aus einem Hause heraustrat, die Steine des Trottoirs aufmerksam musterte, sich einen aussuchte, niederkniete und ihn, wie mir schien, mit der größten Anstrengung und großem Kraftaufwand zu schaben und zu reiben begann. Was mag er wohl mit diesem Trottoir im Sinne haben, dachte ich bei mir selbst. Als ich ganz nahe kam, sah ich, was dieser Mensch machte;

es war ein Knecht aus einem Fleischerladen, der sein Messer an einem Pflastersteine schliff. Er dachte gar nicht an die Steine, als er sie musterte, er dachte noch weniger an sie, während er mit seiner Sache beschäftigt war; er schliff sein Messer. Er brauchte ein geschliffenes Messer, um das Fleisch zerschneiden zu können; ich aber hatte geglaubt, er nehme etwas mit den Pflastersteinen vor. Ebenso scheint es uns nur, daß die Menschheit allein mit Handel, Verträgen, Kriegen, Wissenschaft und Kunst beschäftigt ist; nur eine Angelegenheit hat Bedeutung für die Menschheit und nur an einem Werke ist sie thätig: sie sucht sich über die sittlichen Wahrheiten klar zu werden, denen gemäß sie leben soll. Die sittlichen Wahrheiten sind schon gegeben, die Menschheit strebt nur danach, sich Klarheit über sie zu verschaffen, und dieses Ziel erscheint nur dem unrichtig und unbemerkbar, der das Sittengesetz nicht braucht, d. h. nicht nach ihm leben will. Aber diese Erkenntnis des Sittengesetzes ist nicht nur die Hauptsache, sondern die einzige Sache des ganzen Menschengeschlechts. Man merkt nichts von dieser Erkenntnis, wie man den Unterschied zwischen einem scharfen und einem stumpfen Messer nicht merkt. Ein Messer – bleibt ein Messer, und wer nichts damit zu schneiden hat, merkt nicht, ob es scharf oder stumpf ist. Wer aber begriffen hat, daß sein ganzes Leben von einem solchen mehr oder weniger scharfen oder stumpfen Messer abhängt, für den ist die Schärfung des Messers von großer Wichtigkeit, und er weiß, daß das Schärfen kein Ende nimmt, und daß ein Messer nur dann ein Messer ist, wenn es scharf ist, wenn es das schneidet, was geschnitten werden soll.

So war es mir ergangen, als ich meinen Aufsatz zu schreiben begann. Es schien mir, daß ich alles weiß und verstehe hinsichtlich der Fragen, die in mir durch den Eindruck des Ljapinschen Hauses und der Volkszählung wachgerufen waren, als ich sie mir aber zum Bewußtsein bringen und darstellen wollte, stellte es sich heraus, daß mein Messer nicht schneiden wollte und daß es geschliffen werden mußte.

Und erst heute, nach drei Jahren, merkte ich, daß mein Messer scharf genug ward, um das zu zerschneiden, was ich wollte. Neues habe ich wenig erfahren. Alle meine Gedanken sind dieselben, aber früher waren sie stumpfer, sie flatterten auseinander und schlossen sich nicht zu einer Einheit zusammen; es fehlte ihnen der Stachel

und sie liefen nicht auf eine letzte, ganz einfache und klare Lösung hinaus, wie das jetzt geschehen ist.

XIII.

Ich erinnere mich, daß ich mir während der ganzen Zeit meines unglücklichen Experimentes, den armen Stadtbewohnern zu helfen, wie ein Mensch vorkam, welcher einen anderen aus dem Sumpf ziehen will, selber aber auf einem ebenso sumpfigen Boden steht. Jede Anstrengung, die ich machte, ließ mich fühlen, wie wenig fest die Unterlage war, auf der ich stand. Ich merkte, daß ich selbst im Sumpfe stand, aber dieses Bewußtsein ließ mich nicht unter mich blicken, um zu wissen, worauf ich stehe; ich suchte immer nach einem äußeren Mittel, um dem Übel, das außer mir lag, abzuhelfen.

Ich fühlte damals, daß mein Leben schlecht war und daß man so nicht leben könne. Aber ich zog aus dieser Einsicht, daß mein Leben schlecht war und daß man so nicht leben könne, nicht jenen einfachen und einleuchtenden Schluß, daß ich mein Leben bessern und besser leben müsse; ich zog die seltsame Folgerung, daß ich, um selber besser leben zu können, das Leben der anderen ändern müsse, und so begann ich denn damit, die Lebensführung anderer Leute zu verbessern. Ich lebte in der Stadt und wollte die Menschen bessern, die in der Stadt lebten, sah aber bald ein, daß ich das gar nicht konnte; und so begann ich über die Eigentümlichkeiten des Stadtlebens und über die Ursachen des städtischen Elends nachzudenken.

Worin besteht eigentlich das Leben in der Stadt und die Armut in den Städten? Warum konnte ich, als ich in der Stadt lebte, den Armen dieser Stadt nicht zu Hilfe kommen? so fragte ich mich selber. Und ich gab mir zur Antwort: Ich habe nichts für sie thun können, weil ihrer erstens zu viele an einem Orte waren, und zweitens weil diese Armen denen auf dem Lande so wenig glichen. Warum aber gab es gerade hier so viele, und worin bestand ihre Eigentümlichkeit den Landbewohnern gegenüber?

Auf beide Fragen gab es nur eine Antwort. Ihre Zahl ist darum so groß, weil sich hier all die Leute um die Reichen sammeln, die auf dem Lande nichts zu essen haben, und ihre Eigenart besteht darin,

daß sie alle Menschen sind, die vom Lande in die Stadt gekommen sind, um hier einen Lebensunterhalt zu finden (wenn es auch in der Stadt Arme giebt, die da geboren wurden und deren Eltern und Ahnen in der Stadt geboren sind, so sind denn doch diese Eltern und Urahnen hierhergekommen, um einen Lebensunterhalt zu suchen). Was aber bedeutet das „in der Stadt seinen Unterhalt finden"? In diesem Ausdruck ist etwas Seltsames enthalten, das einem Scherz ähnlich sieht, wenn man sich den Sinn der Worte überlegt. Wie! Vom Lande, d. h. aus den Gegenden, wo es Wälder, Felder, Wiesen, Getreide und Vieh giebt, wo der Boden am fruchtbarsten ist, aus diesen Gegenden kommen die Menschen an einen Ort, um ihr Brot zu finden, wo es weder Bäume, noch Gras, noch Erdboden giebt, sondern nur Steine und Staub? Was also bedeuten die Worte „in der Stadt seinen Lebensunterhalt finden", die beständig sowohl bei den Menschen, die ihn finden, wie bei denen, die ihn darbieten, als etwas völlig Klares und Begreifliches im Gebrauche sind?

Ich erinnere mich an alle die Hunderte und Tausende von Stadtbewohnern – an die Wohlhabenden wie an die Armen –, mit denen ich darüber gesprochen habe, weshalb sie hierhergekommen seien, – alle ohne Ausnahme sagten mir, sie seien vom Lande hereingekommen, um hier ihr Brot zu finden; Moskau säe nicht und ernte nicht und lebe doch im Reichtum, Moskau habe alles im Überfluß, und daher könne man nur in Moskau das Geld erwerben, das man auf dem Lande nötig habe, um Brot zu kaufen, um Haus und Pferde in stand zu halten, mit einem Wort, um die allernotwendigsten Bedürfnisse zu befriedigen. Aber das Land ist doch eigentlich der Quell jeglichen Reichtums, nur dort findet sich eigentlich wirklicher Reichtum: Getreide, Wälder, Pferde und alles übrige. Wozu also in die Stadt gehen, um das zu erwerben, was auf dem Lande zu finden ist? Vor allem aber, wozu wird vom Lande in die Stadt ausgeführt, was die Bewohner der Dörfer selber brauchen: Hafer, Mehl, Pferde und jegliches Vieh?

Wohl hundertmal, wenn ich über diesen Gegenstand mit Bauern sprach, die in der Stadt lebten, wurde mir aus diesen Gesprächen, sowie durch die Beobachtungen, die ich dabei machte, klar, daß die Ansammlung der Landbewohner den Städten zum Teil deswegen notwendig ist, weil sie ihr Leben nicht anders fristen können. Sodann geschieht es aus Willkür, auch lockt die Stadt die Menschen

durch ihre verführenden Reize an. Es ist richtig, daß der Bauer sich in einer solchen Lage befindet, daß er, um den Anforderungen zu genügen, die auf dem Lande an ihn gestellt werden, nicht anders handeln kann, als sein Getreide und Vieh verkaufen, Gegenstände, die er, wie er wohl weiß, einmal wieder nötig haben wird, und so ist er wohl oder übel dazu gezwungen, in die Stadt zu gehen, um dort sein Brot wiederzugewinnen. Aber es ist auch richtig, daß ihn in die Stadt das verhältnismäßig leichter zu erwerbende Geld und der Luxus locken, und unter dem Vorwand, sein Brot erwerben zu müssen, geht er nach der Stadt, um dort eine leichtere Arbeit und eine bessere Nahrung zu finden, dreimal täglich Thee zu trinken, sich fein zu kleiden, ja sogar um sich zu betrinken und sich anderen Ausschweifungen hinzugeben. Beides hat nur eine Ursache: den Übergang der Güter der Produzenten in die Hände der Nichtproduzierenden und ihre Ansammlung in den Städten. Und in der That: wenn der Herbst kommt, sind alle Güter auf dem Lande aufgespeichert. Aber sogleich tritt die Einforderung der Steuern und der Abgaben in Form von Rohprodukten und der Militärdienst ein, und gleichzeitig damit tauchen Versuchungen aller Art auf: der Schnaps, Hochzeiten und Feiertage, die Besuche der Kleinhändler, die die Dörfer bereisen, und andere mehr, und auf die eine oder andere Weise gehen die verschiedenartigsten Güter, als da sind: Schafe, Rinder, Kühe, Pferde, Schweine, Hühner, Eier, Butter, Hanf, Flachs, Roggen, Hafer, Buchweizen, Erbsen, Hanf- und Leinsamen in die Hände fremder Menschen über und werden damit in die Provinzstädte und aus diesen in die Hauptstädte geschafft. Der Dorfbewohner muß das alles hergeben, um die an ihn gestellten Forderungen zu befriedigen oder den Verführungen Folge zu leisten, und giebt so seinen Besitz dahin und bleibt mit Verlust zurück; dann aber muß er dorthin wandern, wohin ihm seine Waren vorausgegangen sind, und dort sucht er sich teilweise das Geld zu verdienen, das er zur Befriedigung seiner ersten Bedürfnisse auf dem Lande braucht, andererseits läßt er sich durch die verlockenden Versuchungen verleiten und benutzt zugleich mit den anderen die aufgespeicherten Reichtümer.

Überall in ganz Rußland, ja wie ich glaube, nicht allein in Rußland, sondern in der ganzen Welt geschieht dasselbe. Die Güter der landwirtschaftlichen Produzenten gehen in die Hände von Händ-

lern, Gutsbesitzern, Beamten, Fabrikbesitzern über, und die Menschen, die diese Reichtümer erhalten, wollen sie gebrauchen. Genießen aber können sie sie nur in der Stadt. Weil die Bevölkerung auf den Dörfern weit zerstreut ist, haben es die reichen Leute hier schwer, die Befriedigung all ihrer Bedürfnisse zu finden; da giebt es nicht all die verschiedenen Werkstätten, Läden, Banken, Wirtshäuser, Theater und die mannigfaltigen Vergnügungsetablissements. Dann findet einer der wichtigsten Triebe, welche der Reichtum stillt, der Ehrgeiz, der Wunsch, alle anderen zu verblüffen und zu übertreffen, auf dem Lande nur selten seine Befriedigung, wiederum weil die Bevölkerung hier weit über das Land zerstreut ist. Was für Verschönerungen der Dorfbewohner auch in seinen Wohnungen anbringt, Malereien, Bronzeskulpturen, was er sich auch an Equipagen, Toiletten *ec*. anschaffen mag, es ist niemand da, der diese Dinge sieht oder ihn darum beneidet; die Bauern haben für diese Dinge kein Verständnis. Und schließlich ist der Luxus auf dem Lande sogar etwas Unbequemes und Gefährliches für einen Menschen, der ein Gewissen hat oder Furcht empfindet. Es ist auf dem Lande sehr unbequem, und man scheut sich davor, Milchbäder zu nehmen und junge Hunde mit dieser Milch aufzuziehen, wenn es in nächster Nähe den Kindern an Milch fehlt; man scheut sich und schämt sich, Gärten anzulegen und Pavillons zu errichten innerhalb einer Bevölkerung, welche in Hütten lebt, die mit Dünger bedeckt sind und die man nicht heizen kann. Auf dem Lande giebt es niemand, der die dummen Bauern im Zaum zu halten vermöchte, wenn sie infolge ihrer mangelhaften Bildung all diese Dinge zerstören wollten.

Und daher thun sich die reichen Leute zusammen und schließen sich mit ebensolchen reichen Leuten, die dieselben Bedürfnisse haben wie sie, in Städten ein, wo die Befriedigung aller Art von Bedürfnissen eines raffinierten Geschmacks sorgsam durch eine vielköpfige Polizeiorganisation beschützt wird. Der Grundstock dieser Stadtbewohner sind die Staatsbeamten, um sie herum siedeln sich dann allerhand Handwerker und Industrielle an, ihnen schließen sich endlich reiche Rentner an. Hier braucht der Reiche sich nur etwas zu wünschen, und sogleich erhält er, was er verlangt. Hier ist das Leben für den reichen Mann auch schon darum angenehmer, weil er hier seinen Ehrgeiz befriedigen kann; hier giebt es Menschen, denen er im Luxus gleichzukommen streben, die er zur Bewunde-

rung zwingen, die er durch seinen Reichtum in den Schatten stellen kann. Aber in erster Linie fühlt sich der reiche Mann schon darum in der Stadt wohler, weil er sich früher auf dem Lande um seines Überflusses willen ängstigen und schämen mußte; jetzt aber ist es umgekehrt, jetzt ist es ihm unbequem, keine Pracht zu entfalten, nicht so zu leben, wie alle ihm verwandten Menschen in seiner Umgebung. Was auf dem Lande unbequem und gefährlich schien, scheint ihm hier so sein zu müssen. Die reichen Leute sammeln sich in den Städten an und verzehren hier ruhig unter dem Schutze der Regierung alles, was aus den Dörfern dahin gebracht wird. Der Dorfbewohner aber hat es mitunter nötig, dorthin zu ziehen, wo dieser ewige Festtag der Reichen stattfindet, und wo das aufgezehrt wird, was ihm abgenommen ward, so daß er von den Brosamen leben muß, die von der Reichen Tische fallen, andererseits sieht er das sorglose, üppige, von allen gebilligte und beschützte Leben der reichen Leute, und ihn selbst erfaßt das Verlangen, sein Leben so einzurichten, daß er selbst weniger zu arbeiten braucht und die Arbeit anderer mehr für sich ausnutzen kann.

Und so zieht denn auch er in die Stadt, richtet sich in der Nähe der Reichen ein, versucht es mit allen Mitteln, aus ihnen das wieder hervorzulocken, was er selber nötig hat, und unterwirft sich all den Bedingungen, welche die Reichen an ihn stellen. Er arbeitet mit an der Befriedigung ihrer Lüste; er dient dem Reichen beim Baden, im Wirtshaus, als Lohnkutscher, als Prostituierte, macht für ihn Wagen und Spielzeug und moderne Kleidungsstücke und lernt es allmählich vom Reichen, ebenso zu leben wie dieser, nicht von der Arbeit, sondern durch allerhand Kunststücke, indem er aus den anderen die von ihnen aufgespeicherten Reichtümer hervorlockt – so wird er verdorben und geht zu Grunde. Und diese durch den Reichtum der Städte verdorbene Bevölkerung – sind jene Armen, denen ich helfen wollte und nicht helfen konnte.

In der That, man braucht sich nur in die Lage dieser Dorfbewohner hineinzudenken, die in die Stadt kommen, um ihr Brot zu verdienen oder Geld zur Bezahlung ihrer Steuern zu erwerben, und man wird sich wundern, daß es unter diesen Leuten, die überall um sich herum Tausende sinnlos vergeuden und Hunderte auf die leichteste Weise wiedergewinnen sehen, während sie selber durch schwere Arbeit sich einige Kopeken erwerben, daß es unter diesen

Leuten noch Arbeiter giebt und daß sie nicht versuchen, auf leichtere Weise Geld zu erbeuten: durch Handel, Warenaufkauf, Bettelei, Laster, Betrügereien oder gar durch Raub. Wir allein, die wir an der ewigen Orgie, die in der Stadt gefeiert wird, teilnehmen, können uns an unser Leben so sehr gewöhnen, daß es uns ganz natürlich erscheint, wenn jemand allein fünf große Zimmer bewohnt, zu deren Heizung man schon so viel Birkenholz braucht, als dazu nötig wäre, für zwanzig Familien Essen zu kochen und ihre Wohnungen zu heizen. Wir halten es für etwas Natürliches, uns in ein Zweigespann mit zwei Bedienten zu setzen, um eine halbe Werst zu fahren, unsere Parkettfußböden mit Teppichen zu bedecken und nicht nur für einen Ball fünf- bis zehntausend, nein, für einen Weihnachtsbaum fünfundzwanzig Rubel auszugeben. Aber ein Mensch, der zehn Rubel braucht, um Brot für seine Familie zu kaufen, oder dem man das letzte Schaf wegnimmt, weil er sieben Rubel Steuern bezahlen muß, und der trotz schwerer Arbeit diese sieben Rubel nicht zusammenbringen kann, ein solcher Mensch kann sich mit diesen Dingen nicht aussöhnen. Wir glauben, daß das alles den armen Leuten natürlich erscheint; es giebt sogar so naive Leute, die ganz ernsthaft behaupten, daß die Armen uns sehr dankbar dafür sind, daß wir ihnen durch unseren Luxus etwas zu verdienen geben. Aber die Armen verlieren darum doch nicht die Fähigkeit, zu denken, weil sie arm sind, und urteilen über die Dinge genau so wie wir. Ebenso wie uns bei der Nachricht, daß ein gewisser Herr zehn- oder zwanzigtausend Rubel verspielt oder durchgebracht hat, sogleich der Gedanke kommt, was für ein dummer und nichtsnutziger Mensch das sein muß, der ohne jeglichen Nutzen eine solche Geldsumme vergeuden konnte, und wie gut wir dieses Geld zu einem Bau, den wir schon lange im Sinne hatten, oder zur Hebung unserer Wirtschaft *ec.* hätten brauchen können, genau ebenso denken die Armen, die es mit ansehen, wie vor ihren Augen in unsinniger Weise Reichtümer vergeudet werden, und sie urteilen um so gewisser so, da sie das Geld nicht zur Befriedigung launenhafter Einfälle, sondern wirklich bestehender Bedürfnisse brauchen, die oft unbefriedigt bleiben. Wir irren uns sehr in Bezug auf die Beurteilung dieser Dinge durch die armen Leute, wenn wir glauben, daß sie gleichgültig auf den Luxus blicken, der sie umgiebt.

Niemals haben die Armen es für gerecht gehalten und sie thun

es auch heute nicht, daß es den einen erlaubt sein sollte, sich fortwährend dem Müßiggang zu ergeben, während die anderen immerzu fasten und arbeiten müssen; sie wundern sich im Anfang bloß darüber und es kränkt sie, dann sehen sie näher zu, und da sie merken, daß diese Zustände gesetzlich anerkannt werden, versuchen sie es selbst, sich von der Arbeit zu befreien und an der Feier teilzunehmen. Den einen gelingt es und sie werden auch solche ewig Schmausende, andere kommen diesem Zustand allmählich näher, die dritten endlich sinken zurück, ohne das Ziel erreicht zu haben, und füllen, da sie die Gewohnheit, zu arbeiten verloren haben, öffentliche Häuser und Nachtherbergen.

Vor zwei Jahren nahmen wir aus dem Dorfe einen jungen Bauernburschen als Büffetdiener zu uns. Er konnte mit unserem Lakaien nicht recht auskommen und wir rechneten mit ihm ab und ließen ihn gehen. Er trat bei einem Kaufmann in den Dienst, machte sich bei seinen Wirtsleuten beliebt und geht nun in einer Weste, mit Uhrkette und eleganten Stiefeln umher. An seiner Stelle nahmen wir uns einen anderen Bauern, der verheiratet war; er ergab sich dem Trunk und verlor all sein Geld; wir nahmen uns einen dritten – auch er fing an zu trinken, und nachdem er alles, was er besaß, vertrunken hatte, kam er in eine Nachtherberge und schlug sich lange elendiglich durch. Unser Koch, ein alter Mann, ergab sich in der Stadt dem Trunke und wurde krank. Im vorigen Jahre hatten wir einen Lakaien, der früher gewohnheitsmäßig getrunken hatte, dann auf dem Lande fünf Jahre lang enthaltsam gelebt hatte. In Moskau, wo er ohne seine Frau lebte, an der er einen sittlichen Halt hatte, fing er wieder an zu trinken, und richtete damit sein ganzes Leben zu Grunde. Ein kleiner Knabe aus unserem Dorf lebt als Büffetjunge bei meinem Bruder. Sein Großvater, ein blinder Mann, kam während meines Landaufenthaltes zu mir und bat mich, diesem Enkel doch ins Gewissen zu reden, daß er ihm zehn Rubel zu den Steuern schicken möge, sonst müsse er seine Kuh verkaufen.

„Er behauptet immer, er müsse sich anständig kleiden“, sagte der Alte. „Nun hat er sich Stiefel machen lassen, das genügt doch, oder will er sich etwa eine Uhr anschaffen?“

Der Großvater glaubte mit diesen Worten die allerunsinnigste Voraussetzung auszusprechen, die man nur machen kann. Die Voraussetzung ist wirklich unsinnig, wenn man weiß, daß der Alte

während der ganzen Fasten keine Butter gegessen hat und daß er all sein Brennholz verlieren muß, weil er einen Rubel und zwanzig Kopeken nicht nachbezahlen kann; aber es stellte sich heraus, daß der unsinnige Scherz des Alten Wirklichkeit geworden war. Der Junge kam zu mir in einem dünnen schwarzen Paletot und Stiefeln, für die er acht Rubel bezahlt hatte. Vor einigen Tagen bat er sich bei meinem Bruder zehn Rubel aus und kaufte sich Stiefel dafür. Und meine Kinder, die den Jungen von Kindheit auf kennen, erzählten mir, daß er es wirklich für notwendig hält, sich eine Uhr anzuschaffen. Er ist ein sehr gutmütiger Junge, aber er glaubt, man werde über ihn lachen, solange er keine Uhr habe. Und man habe eine Uhr auch wirklich nötig.

In diesem Jahr knüpfte das Stubenmädchen in unserem Hause, ein Mädchen von achtzehn Jahren, mit unserem Kutscher ein Verhältnis an. Man gab ihr den Laufpaß. Unsere alte Wärterin, mit der ich über diese Unglückliche sprach, erinnerte mich an ein Mädchen, das ich ganz vergessen hatte. Diese hatte auch, als wir vor zehn Jahren eine ganz kurze Zeit in Moskau weilten, mit einem Lakaien ein Verhältnis gehabt. Man hatte sie auch davongejagt, und sie hatte damit geendigt, daß sie in ein Freudenhaus gekommen war. Bald darauf war sie im Krankenhause an der Syphilis gestorben, bevor sie zwanzig Jahre alt geworden war. Man braucht sich nur umzusehen, um zu erschrecken vor der Ansteckung, die wir, abgesehen von der, die die Fabriken und Werkstätten, welche unserem Luxus dienen, verbreiten, unmittelbar durch unser luxuriöses Leben in der Stadt auf dieselben Menschen übertragen, denen wir dann wieder helfen wollen.

Als ich somit in die Eigenart der städtischen Armut, der ich keine Abhilfe schaffen konnte, Einblick gewonnen hatte, erkannte ich, daß ihre erste Ursache darin besteht, daß ich den Dorfbewohnern die notwendigsten Güter abnehme und sie in die Stadt bringe. Die zweite Ursache ist die: in der Stadt genieße ich die Güter, die ich auf dem Lande erbeutet habe, ich verführe durch meinen unsinnigen Luxus die Dorfbewohner und verderbe sie, die mir hierher nachfolgen, um das auf irgend eine Weise wiederzugewinnen, was man ihnen auf dem Lande abgenommen hat.

XIV.

Zu demselben Ergebnis bin ich von einer ganz anderen Seite her gelangt. Als ich an all meine Beziehungen zu den Armen der Stadt während dieser Zeit dachte, erkannte ich, daß eine der Ursachen, weswegen ich den armen Leuten in der Stadt nicht helfen konnte, auch die war: die Armen waren nicht aufrichtig und wahr gegen mich. Sie betrachteten mich nicht als Menschen, sondern als ein Mittel. Ich konnte ihnen nicht nähertreten, vielleicht auch verstand ich es nicht. So glaubte ich. Aber ohne Wahrhaftigkeit war ihnen nicht zu helfen. Wie soll man einem Menschen helfen, der einem seine Lage nicht offen darlegt? Im Anfang machte ich ihnen deswegen Vorwürfe (es ist so leicht, einen anderen verantwortlich zu machen), aber das Wort eines ausgezeichneten Mannes, eines gewissen Sjutajew, der während dieser Zeit bei mir zu Gast war, klärte mich über die ganze Sache auf und zeigte mir, worin die Ursache meines Mißerfolges bestand. Ich erinnere mich, daß ich schon damals durch das Wort Sjutajews ganz betroffen war, aber die ganze Bedeutung dieses Wortes begriff ich doch erst später. Das war während der Zeit, wo meine Selbsttäuschung am stärksten war. Ich saß bei meiner Schwester und fand Sjutajew bei ihr; meine Schwester fragte mich nach meinem Unternehmen. Ich erzählte ihr davon, und wie es immer zu sein pflegt, wenn man nicht an die eigene Sache glaubt, ich sprach mit großer Begeisterung, mit Feuer und vielen Worten davon, womit ich beschäftigt war und was sich daraus entwickeln könne. Ich machte ihr klar, wie wir für Waisenkinder und Greise sorgen, wie wir die in Moskau verarmten Leute aufs Land zurückschicken würden, wie wir den Lasterhaften den Weg zur Besserung ebnen wollten, und wie, wenn die Sache nur Erfolg haben würde, in Moskau kein Mensch mehr übrig bleiben solle, dem nicht geholfen werden könne. Meine Schwester drückte mir ihre Sympathie aus und wir setzten die Unterhaltung fort. Während der Unterhaltung blickte ich auf Sjutajew. Da ich seine christliche Lebensführung kannte und wußte, welche Bedeutung er dem Mitleid zuschrieb, so erwartete ich auch von ihm, daß er mit mir einverstanden sein werde, und ich sprach so, daß er mich verstehen konnte; ich sprach mit meiner Schwester, aber ich wendete mich in meiner Rede mehr an ihn. Er saß in seinem schwarzen mit Leder überzogenen Pelz, den

er, wie alle Bauern, auf der Straße und in der Stube trug, unbeweglich da und schien uns nicht zu hören, sondern an irgend etwas zu denken. Seine kleinen Augen glänzten nicht und waren gleichsam nach innen gerichtet. Nachdem ich genug geredet hatte, wandte ich mich an ihn mit der Frage, wie er darüber denke.

„Die ganze Sache hat keinen Wert," sagte er.

„Warum?"

„Euere ganze Gesellschaft ist wertlos, und es wird nichts Gutes dabei herauskommen," sagte er mit Überzeugung.

„Warum nicht? Warum sollte es wertlos sein, tausend oder doch hundert Unglücklichen zu helfen? Ist es etwa nach dem Evangelium etwas Schlechtes, einen Nackten zu kleiden und einen Hungrigen zu speisen?"

„Weiß schon, weiß schon; aber das thut ihr ja gar nicht. Soll man denn auf diese Weise helfen? Du gehst und dir begegnet ein Mensch, der dich um zwanzig Kopeken bittet. Du giebst sie ihm. Ist denn das ein Almosen? Gieb ihm geistige Almosen, belehre ihn, was aber ist das, was du ihm gegeben hast? Das heißt nur soviel, wie „Laß mich nur in Frieden."

„Nein, wir sprechen nicht über dieselbe Sache. Wir wollen die Not kennen lernen und dann mit Geld und durch die That Hilfe bringen. Und auch Arbeit für die Leute finden."

„Nichts werden Sie diesen Leuten auf diese Weise nützen."

„Sollen sie also einfach vor Hunger und Kälte sterben? Wie?"

„Warum müssen sie denn sterben? Giebt es denn hier so viele?"

„Wie? Ob es viele giebt!" sagte ich; ich dachte, daß er die Sache so leichthin betrachte, weil er nicht wußte, wie groß die Zahl dieser Leute ist.

„Weißt du denn überhaupt," sagte ich, „daß die Zahl dieser Hungernden und Frierenden hier in Moskau etwa zwanzigtausend beträgt. Und wieviel kommen noch in Petersburg und in den anderen Städten dazu?"

Er lächelte: „Zwanzigtausend! Und wieviel Gehöfte mag es allein bei uns in Rußland geben? Etwa eine Million? Wie?"

„Nun, was folgt daraus?"

„Was daraus folgt?" und seine Augen begannen zu leuchten, er wurde lebhaft. „Nun gut, wir wollen sie unter uns verteilen. Ich bin nicht reich, ich nehme gleich zwei. Den Jungen dort hast du zu dir

in die Küche genommen; ich wollte ihn zu mir nehmen, aber er ist nicht gekommen. Es mögen noch zehnmal so viele sein, wir wollen sie alle unter uns verteilen. Du nimmst welche, und ich nehme welche. Wir wollen auch mit ihnen zusammen zur Arbeit gehen; er wird zusehen, wie ich arbeite, und wird lernen, wie man leben soll; wir werden an einem Tische bei einer Schale sitzen, und ich werde zu ihm sprechen und du auch. Das ist ein Almosen, aber euere Gesellschaft ist ganz wertlos."

Diese einfache Rede machte mich betroffen. Ich konnte mich ihrer Wahrheit nicht entziehen, aber damals schien mir, daß, obwohl all dieses richtig war, doch auch das, was ich begonnen hatte, nützlich sein könnte. Aber je weiter ich in meinem Unternehmen fortschritt, je mehr ich mit den Armen zusammenkam, um so häufiger mußte ich an diese Worte denken und eine um so größere Bedeutung erhielten sie für mich.

In der That nehmen wir an, ich erscheine in einem teueren Pelz oder komme mit meinem Pferde angefahren, und ein Mensch, der selber ein Paar Stiefel braucht, sieht meine Wohnung, die zweitausend Rubel kostet, oder er sieht auch nur, daß ich sogleich, ohne daß es mir darum leid thut, fünf Rubel ausgebe, nur weil es mir gerade so gefällt; so weiß er doch, daß ich meine Rubel nur aus dem Grunde so ohne weiteres hergebe, weil ich mir so viele gesammelt habe, weil ich viel überflüssiges Geld habe, das ich nicht nur niemand gegeben, sondern anderen mit großer Leichtigkeit abgenommen habe. Wie kann er nun in mir jemand anderes sehen, als einen von den Menschen, die sich das angeeignet haben, was ihm gehört? Und welch anderes Gefühl kann er für mich hegen außer dem Wunsche, mir soviel als möglich von den Rubeln abzunehmen, welche ich ihm und anderen entzogen habe? Ich will mich ihm nähern und klage darüber, daß er nicht aufrichtig ist; aber ich fürchte mich, mich zu ihm aufs Bett zu setzen, weil ich keine Läuse bekommen, mich nicht anstecken will, und ich fürchte mich, ihn in mein Zimmer hineinzulassen, während er kaum bekleidet zu mir kommt, und wenn es hoch kommt, im Vorzimmer, meist aber im Vorhaus warten muß. Und ich sage, er sei schuld daran, daß ich ihm nicht näher kommen kann, daß er nicht aufrichtig ist.

Selbst ein ganz hartherziger Mensch soll einmal versuchen, sich bei einem Mittagessen, das aus fünf Gängen besteht, den Magen

vollzuschlagen, während um ihn herum Menschen sitzen, die wenig gegessen haben oder sich nur von Schwarzbrod nähren. Kein Mensch wird den Mut haben, zu essen und zuzusehen, wie um ihn herum den Hungernden das Wasser im Munde zusammenläuft. Folglich ist die erste Bedingung, um in einer Umgebung von Menschen, die sich ungenügend ernähren, gut essen zu können, daß man sich vor ihnen verbirgt und dort speist, wo man nicht von ihnen gesehen wird. Dieses erste ist auch das, was wir alle thun.

Und so sah ich mir unser Leben nüchterner an, und sah, daß eine Annäherung an die Armen nicht durch einen Zufall so schwer für uns ist, sondern daß wir unser Leben absichtlich so einrichten, daß eine solche Annäherung so schwierig wird. Aber nicht allein das; als ich mir unser Leben, das Leben der Reichen, von der Seite ansah, merkte ich, daß das, was für den ganzen Vorzug dieses Lebens gilt, darin besteht, oder doch zum mindesten damit im Zusammenhang steht, daß man sich so weit als möglich von den Armen loslöst. Und in der That, alle Bestrebungen unseres reichen Lebens, von unserer Nahrung, unseren Wohnungen, unserer Kleidung und unserer Reinlichkeit ab bis zu unserer Bildung – haben zu ihrem Hauptziel, uns durch etwas von den Armen auszuzeichnen. Und auf diese Auszeichnung, diese Abtrennung von den Armen durch undurchdringliche Mauern verwenden wir mindestens neun Zehntel unseres Reichtums. Das erste, was ein reichgewordener Mensch thut, ist, daß er aufhört, aus einem Napf zu essen, er schafft sich Geschirr an und sondert sich von der Küche und seinen Bedienten ab.

Er giebt seinen Bedienten gut zu essen, damit ihnen bei seinem schmackhaften Essen nicht das Wasser im Munde zusammenlaufe, und er nimmt seine Mahlzeiten alleine ein; da es aber langweilig ist, allein zu essen, so denkt er sich alles mögliche aus, um die Kost schmackhafter zu machen und seine Tafel zu schmücken; und selbst die Art, wie er die Speisen zu sich nimmt (das Mittagessen) wird ihm zum Gegenstand des Ehrgeizes und des Stolzes; und die Einnahme seines Mahles wird ihm zu einem Mittel, sich von den anderen Menschen zu trennen. Für einen reichen Menschen ist es schon undenkbar, daß er einen armen Mann zu Tische laden könnte. Man muß es verstehen, seine Dame zu Tisch zu führen, sich zu verbeugen, zu sitzen und zu essen, sich den Mund zu spülen, und nur die Reichen verstehen das alles. Dasselbe geschieht mit der Kleidung.

Wenn ein reicher Mann einen einfachen Anzug tragen wollte, der nur seinen Körper vor der Kälte schützen soll – einen kurzen Schafspelz oder einen gewöhnlichen Pelz, Filzstiefel und Stiefel von Leder, eine Unterjacke, Hosen oder ein Hemd – so hätte er sehr wenig nötig, und er könnte unmöglich, wenn er sich zwei Pelze anschafft, dem keinen abgeben, der keinen Pelz besitzt; aber die reichen Leute fangen gleich damit an, daß sie sich Anzüge anfertigen lassen, die ganz und gar aus den verschiedenartigsten Stücken zusammengesetzt und nur für einzelne ganz besondere Fälle bestimmt sind und darum für den Armen nicht taugen. Der Reiche besitzt Fräcke, Westen, Röcke, Lackstiefel, Rotunden, Schuhe mit französischen Absätzen, Anzüge, die um der Mode willen aus kleinen Stückchen zusammengesetzt sind, Jagd- und Reisejacken u.s.w. Dinge, die nur in einem Lebenskreise zu brauchen sind, dem die Armut fern bleibt. So wird auch die Kleidung zu einem Mittel, sich von den Armen zu trennen. Es entsteht die Mode, d. h. gerade das, was Reiche und Arme einander entfremdet. Dasselbe wird noch deutlicher an dem Wohnungswesen.

Will jemand allein zehn Zimmer bewohnen, so ist es notwendig, daß es die nicht sehen, die zu zehn in einem Zimmer wohnen. Je reicher ein Mensch ist, um so schwerer ist es, zu ihm zu gelangen, um so mehr Portiers stehen zwischen ihm und den armen Leuten, um so unmöglicher ist es, einen Armen über Teppiche zu führen und ihn auf einem Lehnstuhl, der mit Atlas überzogen ist, Platz nehmen zu lassen. Dasselbe gilt für die Verkehrsmittel. Ein einfacher Mann, der in einem Bauernwagen oder einem Schlitten dahergefahren kommt, muß schon sehr hartherzig sein, um einen Fußgänger nicht mitzunehmen, er hat immer Platz und auch die Möglichkeit dazu. Aber je vornehmer ein Fahrzeug ist, um so unmöglicher wird es, jeden beliebigen hineinzusetzen. Man nennt daher geradezu auch die allerelegantesten Equipagen – Egoistinnen („Egoistka“).

Dasselbe gilt für die ganze Lebensweise, die sich mit dem Wort „Sauberkeit“ charakterisieren läßt.

„Sauberkeit“. Wem sind nicht Menschen bekannt, besonders Frauen, die sich die Sauberkeit als hohe Tugend anrechnen, und wer kennt nicht jene Einfälle, die dem Verlangen nach Sauberkeit entspringen und die gar keine Grenzen haben, sobald die Sauberkeit durch fremde Arbeit erreicht werden kann. Wer von den reichge-

wordenen Leuten hat es nicht an sich selbst erfahren, mit wieviel Mühe diese Sauberkeit erlernt sein will, die nur das Sprichwort bestätigt: „Weiße Hände lieben fremde Arbeit!"

Heute besteht die Sauberkeit darin, sein Hemd *täglich* zu wechseln, morgen darin, daß man es zweimal wechselt. Heute darin, daß man sich täglich Hände und Hals wäscht, morgen – daß man sich die Füße waschen muß, übermorgen, daß der ganze Körper gewaschen und noch besonderen Abreibungen unterzogen wird. Heute darf ein Tischtuch zwei Tage dienen, morgen nur einen Tag oder man braucht zwei an einem Tage. Heute muß der Lakai reine Hände haben, morgen soll er Handschuhe tragen und die Briefe in reinen Handschuhen auf einem sauberen Teller präsentieren. Und es giebt gar keine Grenzen für diese Sauberkeit, die niemand braucht, und die zu nichts nütze ist, außer zu dem Zwecke, sich von anderen Leuten zu trennen und eine Gemeinschaft mit ihnen unmöglich zu machen, sobald diese Sauberkeit durch fremde Arbeit errungen wird.

Nicht genug; als ich mich in diese Dinge vertiefte, überzeugte ich mich, daß es sich auch damit, was allgemein „Bildung" genannt wird, ebenso verhält.

Die Sprache lügt nicht; sie nennt das Ding bei seinem rechten Namen, das die Menschen darunter verstehen. Unter Bildung versteht das Volk moderne Kleider, eine höfliche Unterhaltung, reine Hände und eine gewisse Art von Sauberkeit. Einen Menschen, auf den diese Merkmale zutreffen, nennt man zum Unterschied von anderen Leuten „gebildet". In einem etwas höheren Gesellschaftskreise versteht man unter Bildung dasselbe wie im Volke, doch fügt man als Merkmale der Bildung noch einiges hinzu: das Klavierspiel, die Beherrschung der französischen Sprache, eine von orthographischen Fehlern freie Schrift und eine große äußere Sauberkeit. In noch höheren Kreisen heißt Bildung alles schon Genannte, es kommt nur noch hinzu: die Kenntnis der *englischen* Sprache, der Besitz eines Diploms von einer höheren Lehranstalt und eine noch größere Sauberkeit. Aber die Bildung in all ihren verschiedenen Arten ist ihrem Wesen nach ganz dasselbe. Bildung – das sind die Formen und die Kenntnisse, die einen Menschen von seinen Mitmenschen unterscheiden sollen. Und auch das Ziel der Bildung ist dasselbe wie das der Sauberkeit: man will sich von der Menge der Armen abtrennen, damit diese Hungrigen und Frierenden es nicht sehen, wie wir

müßig leben. Aber wir können uns nicht verstecken, sie sehen es doch. Und so kam ich zu der Überzeugung, daß die Ursache, weshalb wir, die Reichen, den Armen in den Städten nicht zu helfen vermögen, auch darin besteht, daß wir ihnen nicht näher kommen können; daß wir uns ihnen aber nicht nähern können, liegt an uns selbst, wir selbst verschulden es durch unser ganzes Leben und durch die Art, wie wir unsere Reichtümer verwenden. Ich überzeugte mich, daß zwischen uns Reichen und den Armen eine von uns selbst aufgerichtete Mauer steht, die Mauer der Sauberkeit und der Bildung, die unserem Reichtume ihre Entstehung verdankt, und daß wir, um den Armen zu helfen, zu allererst diese Mauer niederreißen und dafür sorgen müssen, daß die Anwendung des Sjutajewschen Mittels möglich werde – nämlich, die Armen zu uns zu nehmen. So kam ich auch von einer anderen Seite her zu demselben Ergebnis, zu dem mich meine Überlegung über die Ursachen der städtischen Armut geführt hatte: die Ursache war unser Reichtum.

XV.

Ich begann die Sache noch von einer dritten, ganz persönlichen Seite zu untersuchen. Unter den Erscheinungen, welche mir während der Zeit dieser meiner wohlthätigen Bestrebungen ganz besonders auffielen, war noch eine sehr merkwürdige, die ich mir lange nicht erklären konnte. Das war diese: ein jedesmal, wenn ich zu Hause oder auf der Straße einem Armen eine kleine Münze schenkte, ohne mit ihm zu sprechen, bemerkte ich oder glaubte ich zu bemerken, wie Freude und Dankbarkeit das Gesicht des Armen erhellte, und auch ich selbst empfand bei dieser Art der Wohlthätigkeit ein frohes Gefühl. Ich sah, daß ich das that, was ein Mensch wünschte und von mir erwartet hatte; wenn ich dagegen stehen blieb und den Armen mit Teilnahme nach seinem früheren und jetzigen Leben ausfragte und mehr oder weniger auf die Einzelheiten seiner Lebensweise einging, so fühlte ich, ich könne ihm nunmehr nicht drei oder zwanzig Kopeken geben, und ich begann in meinem Geldbeutel herumzuwühlen, im Zweifel, wieviel ich ihm geben solle, gab ihm dann immer mehr und bemerkte stets, daß der Arme mich unzufrieden

verließ. Wenn ich jedoch mit den Armen in noch nähere Berührung kam, vergrößerte sich mein Zweifel, wieviel ich geben solle, noch mehr, und wieviel ich auch geben mochte, der Arme wurde immer finsterer und unzufriedener. Die allgemeine Regel war meistens die: wenn ich einem Armen, nachdem ich ihn etwas kennen gelernt hatte, drei Rubel oder mehr gab, bemerkte ich fast immer, daß sich sein Gesicht verfinsterte, er wurde unzufrieden und böse, und wenn er, was zuweilen vorkam, zehn Rubel bekommen hatte, ging er fort, ohne sich zu bedanken, als ob ich ihn beleidigt hätte. Und hierbei war ich immer peinlich berührt, ich schämte mich und fühlte mich schuldig. Wenn ich aber einen Armen wochen-, monate- oder jahrelang im Auge behielt, ihm half, ihm meine Ansichten mitteilte und in nähere Beziehungen zu ihm trat, dann wurde unser Verhältnis geradezu qualvoll, und ich merkte, daß der Arme mich verachtete. Und ich fühlte, daß er recht hatte.

Wenn ich auf der Straße gehe und er bittet mich, während er hier, inmitten anderer Fußgänger und Vorüberfahrender auf der Straße steht, um drei Kopeken und ich gebe sie ihm, so bin ich für ihn ein Vorübergehender, und zwar ein guter und braver Mann, der ihm einen Faden schenkt, aus dem er, der Nackte, sich ein Hemd weben kann; er erwartet nichts mehr als einen Faden, und wenn ich ihm einen gebe, so segnet er mich von Herzen. Wenn ich aber stehen bleibe, wie mit einem Menschen mit ihm spreche und ihm zeige, daß ich mehr sein will als einer der Vorübergehenden, wenn er mir, wie das vorkam, unter Thränen sein Leid klagt, dann blickt er auf mich nicht mehr wie auf einen Vorübergehenden, sondern er sieht mich für das an, was ich in seinen Augen sein will: für einen guten Menschen. Bin ich aber ein guter Mensch, so kann meine Güte sich nicht dabei beruhigen, daß ich ihm zwanzig Kopeken oder zehn Rubel oder gar zehntausend Rubel gebe. Es ist unmöglich, bloß *ein wenig gut* zu sein. Nehmen wir an, ich habe ihm viel Geld gegeben, ihn wieder aufgerichtet, angekleidet und auf die Beine gestellt, so daß er ohne fremde Hilfe leben kann, aber aus irgend einem Grunde, infolge eines Unglücks oder aus Schwachheit oder infolge von Ausschweifungen, hat er wieder weder Mantel, noch Wäsche, noch das Geld, das ich ihm gegeben hatte, er ist wieder hungrig, er friert und er kommt wieder zu mir – warum soll ich ihn diesmal abweisen? Denn, wenn der Grund meiner Thätigkeit darin bestanden hätte, ein

bestimmtes materielles Ziel zu erreichen, d. h. ihm eine bestimmte Geldsumme und irgend einen Mantel zu schenken, so könnte ich mich, wenn ich das einmal gethan hätte, dabei beruhigen; aber der Grund meiner Thätigkeit ist ein anderer; der Grund ist der, daß ich ein guter Mensch sein will, d. h. ich will mich selbst in jedem anderen Menschen wiedererkennen. Jedermann versteht dies und nichts anderes unter Güte. Und daher kann ein guter Mensch, und wenn einer auch zwanzigmal alles vertrunken hätte, was man ihm gegeben hat, sich nicht weigern, ihm wieder etwas zu geben, wenn er aufs neue friert und hungert, ein guter Mensch kann nie aufhören, zu geben, so lange er noch etwas mehr hat als ein anderer. Wenn es ihn aber gereut, so beweist er damit nur, daß er alles, was er gethan, nicht deswegen gethan hat, weil er ein guter Mensch ist, sondern um vor den Leuten und vor dem, dem er geholfen, als guter Mensch zu erscheinen.

Und vor solchen Menschen, vor denen ich mich zurückziehen mußte und denen ich daher aufhörte Geld zu geben, womit ich mich vom Wohlthun lossagte, vor solchen Menschen ergriff mich ein quälendes Schamgefühl.

Was bedeutete dieses Schamgefühl? Ich hatte es schon früher im Ljapinschen Hause empfunden und vorher und nachher auf dem Lande, wenn ich in die Lage kam, armen Leuten Geld oder sonst was zu schenken, und auch während meiner Armenbesuche in der Stadt.

Ein Fall dieser Art, der sich ereignete, brachte mir die Ursachen dieses Schamgefühls, das ich empfand, wenn ich Armen Geld schenkte, lebhaft zum Bewußtsein und klärte sie mir auf.

Es war auf dem Lande. Ich brauchte zwanzig Kopeken, um sie einem Pilger zu geben; ich schickte meinen Sohn fort, um das Geld bei irgend wem zu leihen; er brachte dem Pilger ein Zwanzigkopekenstück und sagte mir, er habe es beim Koche geliehen. Nach einigen Tagen kamen wieder Pilger und ich brauchte wieder Zwanzigkopekenstücke; ich hatte nur einen Rubel; ich erinnerte mich, daß ich dem Koche etwas schuldig war und begab mich in die Küche, weil ich hoffte, daß der Koch noch etwas Kleingeld haben werde. Ich sagte zu ihm:

„Ich habe zwanzig Kopeken bei Ihnen geliehen, hier ist ein Rubel."

Ich hatte meine Rede noch nicht vollendet, als der Koch seine Frau im Nebenzimmer anrief:

„Parascha, nimm es“, sagte er.

Ich gab ihr den Rubel in der Erwartung, sie habe verstanden, was ich brauchte. Ich muß hier bemerken, daß der Koch etwa eine Woche bei uns war, und daß ich seine Frau wohl gesehen, aber nie gesprochen hatte. Eben wollte ich ihr sagen, daß sie mir das Kleingeld wiedergeben solle, als sie sich schon rasch über meine Hand gebeugt hatte, um sie zu küssen, offenbar in der Meinung, ich wolle ihr einen Rubel geben. Ich murmelte etwas und verließ die Küche. Ich mußte mich schämen, mußte mich so furchtbar schämen, wie seit langem nicht mehr. Ich krümmte mich, ich fühlte, daß ich Grimassen schnitt, ich stöhnte förmlich vor Scham, während ich aus der Küche herauslief. Dieses, wie mir schien, unberechtigte und unerwartete Schamgefühl verblüffte mich besonders deshalb, weil ich schon lange keine Scham empfunden hatte, und dann auch deshalb, weil ich glaubte, daß ich alter Mann so lebte, daß ich mich nicht zu schämen brauchte. Das setzte mich gewaltig in Erstaunen. Ich erzählte es meinen Hausgenossen, erzählte es meinen Freunden, alle stimmten mir zu und meinten, daß auch sie dasselbe empfunden hätten. Und ich begann darüber nachzudenken, warum ich mich so hatte schämen müssen. Die Antwort darauf erhielt ich durch einen Vorfall, der sich früher einmal in Moskau mit mir ereignet hatte.

Ich dachte tiefer über diesen Vorfall nach, und es wurde mir klar, warum ich mich so sehr vor der Frau des Kochs geschämt hatte; ich begriff all die Empfindungen, die mich während meiner Wohlthätigkeitsbestrebungen in Moskau erfaßt hatten und die ich heute noch immer wieder fühle, wenn ich jemandem etwas gebe, über jenes kleine Almosen hinaus, welches ich Bettlern und Pilgern zu geben gewohnt bin, was ich indessen nicht für einen Akt der Wohlthätigkeit, sondern – der Höflichkeit ansehe. Wenn ein Mensch Sie um Feuer bittet, so müssen Sie ihm ein brennendes Streichholz reichen, wenn Sie eins besitzen. Wenn ein Mensch Sie um drei oder um zwanzig Kopeken bittet oder selbst um einige Rubel, so soll man sie ihm geben, wenn man sie bei sich hat. Das ist nur Höflichkeit und nicht Wohlthätigkeit.

Der Vorfall war dieser: ich sprach schon von den zwei Arbeitern, mit denen ich im vorvergangenen Jahre Holz gesägt habe. Eines

Abends, es war ein Sonnabend, ging ich in der Dämmerung mit ihnen zusammen in die Stadt. Sie waren bei ihrem Arbeitgeber gewesen, um sich den Lohn zu holen. Als wir uns der Dragomilowschen Brücke näherten, begegneten wir einem alten Manne. Er bat um ein Almosen und ich gab ihm zwanzig Kopeken. Ich gab ihm das Geld und dachte darüber nach, wie gut meine Handlungsweise auf Sjemjon wirken müsse, mit dem ich zuweilen über religiöse Dinge sprach. Sjemjon, jener Bauer aus Wladimir, der eine Frau und zwei Kinder in Moskau hatte, blieb stehen, wendete den Schoß seines Rockes um, holte seinen Geldbeutel hervor, suchte darin herum und nahm dann drei Kopeken heraus, gab sie dem Alten und verlangte zwei Kopeken zurück. Der Alte streckte die Hand hin, auf der zwei Dreikopekenstücke und ein Einkopekenstück lagen. Sjemjon sah hin, wollte die Kopeke nehmen, dann überlegte er sich's, nahm die Mütze ab, bekreuzigte sich und ging weiter, dem Alten die drei Kopeken überlassend. Ich kannte alle Besitzverhältnisse des Sjemjon. Eigentum hatte er keins zu Hause. An dem Tage, an dem er die drei Kopeken weggegeben hatte, hatte er sechs Rubel fünfzig Kopeken erhalten. Folglich waren sechs Rubel fünfzig Kopeken sein ganzer Besitz. Mein Besitz betrug etwa sechshunderttausend Rubel. Ich hatte Frau und Kinder – Sjemjon hatte auch Frau und Kinder. Er war jünger als ich und hatte weniger Kinder; aber seine Kinder waren klein, während zwei meiner Kinder schon im Alter eines erwachsenen Arbeiters waren, so daß unsere Lage, abzüglich unseres Vermögens, ganz gleich war, vielleicht sogar war die meinige noch etwas günstiger. Er hatte drei Kopeken gegeben, ich zwanzig. Was also hatte er gegeben und was ich? Wieviel hätte ich hergeben müssen, um dasselbe zu thun, was Sjemjon gethan hatte? Er besaß sechshundert Kopeken; davon hatte er zuerst einen und dann noch zwei weggeschenkt. Ich besaß sechshunderttausend Rubel. Um ebenso viel zu geben wie Sjemjon hätte ich dreitausend Rubel geben und zweitausend zurückfordern müssen, und wenn der Mann nichts wiederzugeben gehabt hätte, hätte ich ihm auch diese zweitausend überlassen, mich bekreuzigen und weitergehen müssen in ruhiger Unterhaltung über das Leben in den Fabriken und über den Preis der Leber auf dem Smolenskijmarkte. Ich dachte schon damals daran; aber erst lange nachher war ich im stande, die Schlüsse aus diesem Vorgänge zu ziehen, die notwendig daraus folgen. Diese Folge-

rungen sind so ungewöhnlicher Art und so sonderbar, daß man trotz ihrer mathematischen Sicherheit Zeit braucht, um sich an sie zu gewöhnen. Es will einem immer scheinen, als läge irgendwo ein Fehler verborgen, und doch liegt kein Fehler vor. Das macht die erdrückende Menge von Irrtümern, in denen wir leben.

Diese Überlegung erklärte mir, als ich sie angestellt und mich von ihrer Richtigkeit überzeugt hatte, meine Scham vor der Frau des Kochs und vor allen Armen, denen ich Geld gegeben habe und noch gebe.

Sehen wir doch näher zu. Was ist das Geld, welches ich armen Leuten gebe und von dem die Frau des Kochs glaubte, daß ich es ihr gäbe? In den meisten Fällen ist das ein Teil meines Vermögens, den ich dem Sjemjon und der Frau des Kochs nicht einmal durch eine Zahl deutlich machen kann – es ist meistens ein Millionstel oder etwas, was dem nahe kommt. Ich gebe so wenig, daß die Handlung der Geldschenkung für mich keine Entbehrung enthält, noch enthalten kann; es ist nur ein Vergnügen, das ich mir mache, wann und wie es mir gerade einfällt.

So hatte mich auch die Frau des Kochs verstanden. Wenn ich einem Menschen, der von der Straße zu mir kommt, einen Rubel oder zwanzig Kopeken schenke, warum soll ich nicht auch ihr einen Rubel geben? Für die Frau des Kochs ist das Verschenken von Geld etwas Ähnliches, wie wenn vornehme Herren Pfefferkuchen in die Volksmenge werfen, es ist eine Belustigung für Leute, welche viel unnützes Geld haben. Ich schämte mich, weil der Irrtum der Frau des Kochs mir offen die Ansicht aufdeckte, die sie und alle armen Leute von mir haben mußten: „Er verschleudert sein unnützes, d. h. nicht erarbeitetes Geld."

In der That, was ist mein Geld und woher stammt es? Einen Teil desselben habe ich für den Grund und Boden erhalten, den ich von meinem Vater geerbt habe. Der Bauer mußte sein letztes Schaf, seine letzte Kuh verkaufen, um mir mein Geld zu verschaffen. Ein anderer Teil meines Geldes ist der, den ich für meine Werke, meine Bücher erhalten habe. Wenn meine Bücher schädlich sind, so habe ich durch Verführungskünste erreicht, daß man sie kauft, und das Geld, das ich für sie bekomme, ist auf schlechte Art erworben; wenn aber diese Bücher den Menschen nützlich sind, so steht es noch schlimmer. Dann überlasse ich sie den Menschen nicht, sondern sage: gebt mir

erst siebzehn Rubel, so will ich sie euch geben. Und wie in dem einen Fall der Bauer sein letztes Schaf verkauft, so entäußert sich hier ein armer Student oder Lehrer oder jeder arme Mann überhaupt des Notwendigsten, um mir dieses Geld zu verschaffen. So habe ich also viel Geld aufgehäuft; was aber mache ich damit? Ich trage dieses Geld in die Stadt und gebe es den Armen, aber nur dann, wenn sie meine Launen erfüllen und hierher in die Stadt kommen, um das Trottoir für mich zu reinigen, meine Lampen und Stiefel zu putzen und in den Fabriken für mich zu arbeiten. Und mit diesem Gelde handle ich ihnen ab, was ich nur kann, d. h. ich bemühe mich, ihnen so wenig als möglich zu geben und dafür so viel als möglich von ihnen zu bekommen. Und plötzlich fange ich völlig unerwartet und ohne allen Grund an, dieses selbe Geld denselben Armen wiederzugeben – nicht allen, sondern wie es mir gerade einfällt. Warum soll also nicht ein jeder arme Mann die Erwartung hegen, daß ihm vielleicht das Glück blüht, einer von denen zu werden, mit denen ich meinen Spaß treibe, indem ich mein unnützes Geld an sie verteile? So sehen mich auch in der That alle an, auch die Frau des Kochs hatte diese Ansicht von mir.

Ich aber hatte mich so verirren können, daß ich es für eine Wohlthat hielt, den Armen mit der einen Hand Tausende abzunehmen, um ihnen mit der anderen, wenn es mir gerade einfiel, einige Kopeken hinzuwerfen. Kein Wunder, daß ich mich schämen mußte.

Ja, bevor ich Gutes thun will, muß ich mich jenseits des Übels befinden, in solchen Umständen, in denen ich aufhören kann, Böses zu thun. Sonst ist mein ganzes Leben ein Übel. Auch wenn ich Hunderttausend wegschenke, so komme ich doch nicht in eine Lage, wo ich Gutes thun kann, solange ich noch Fünfhunderttausend übrig behalte. Erst wenn ich nichts mehr habe, werde ich im stande sein, wenn auch in geringem Maße, Gutes zu thun, wenn es auch nur das ist, was jene Prostituierte that, als sie drei Tage lang die Kranke und ihr Kind pflegte. Mir aber schien es, daß das wenig sei. Und ich hatte gewagt, an das Wohlthun zu denken. Das, was sich sogleich in mir angekündigt hatte, als ich zum erstenmal die Hungernden und Frierenden am Ljapinschen Hause sah, daß ich an diesen Zuständen mitschuldig sei und daß es unmöglich sei, so zu leben, wie ich lebte – nur das allein war – die Wahrheit.

Was also soll man thun?

Darauf will ich mit Gottes Hilfe ausführlich antworten, sofern noch jemand einer Antwort auf diese Frage bedarf.

XVI.

Es war mir schwer geworden, zum Bewußtsein dieses Sachverhaltes zu kommen; aber als ich dazu gekommen war, erschrak ich über den Irrtum, in dem ich gelebt hatte. Ich steckte bis über die Ohren im Sumpf und wollte andere aus ihm herausziehen.

Im Grunde genommen, was hatte ich thun wollen? Ich will doch anderen Leuten Gutes thun, ich will Sorge tragen, daß die Menschen nicht zu hungern und zu frieren brauchen, daß sie so leben können, wie es für sie natürlich ist.

Das will ich, und ich sehe, wie durch Gewalt, Erpressung und allerhand Kunstgriffe, an denen ich teilnehme, dem arbeitenden Volk das Notwendigste entrissen wird, und wie die Müßiggänger, zu denen auch ich gehöre, im Überfluß leben, von der Arbeit anderer Leute.

Ich sehe, daß diese Ausbeutung fremder Arbeit so verteilt ist: je schlauer und komplizierter der Kunstgriff ist, dessen sich ein Mensch bedient, oder dessen sich der Mann bedient hat, den ein solcher Mensch beerbt hat, um so mehr genießt er die Früchte fremder Arbeit und um so weniger braucht er selbst zu arbeiten.

Dazu gehören in erster Linie die Stieglitz, Derwis, Morosows, Demidows, Jussupows, dann ferner die großen und die mittleren Bankiers, die Kaufleute, die Beamten, die Gutsbesitzer, zu denen auch ich gehöre. Dann kommen die unteren Stände – die ganz kleinen Händler, die Gastwirte, die Wucherer, die Polizeibeamten, die Schutzleute, die Lehrer, die Küster, die Kommis, dann die Hausknechte, Lakaien, Kutscher, Wasserträger, Fuhrleute und Verkäufer, und ganz zuletzt endlich das arbeitende Volk – die Fabrikarbeiter und Bauern, deren Zahl zu der Anzahl der zuerst aufgeführten sich wie 10 : 1 verhält. Ich sehe, daß das Leben von neun Zehnteln des arbeitenden Volkes seinem ganzen Wesen nach auf Arbeit und Mühe gestellt ist, so wie ein naturgemäßes Leben überhaupt, daß aber infolge der Kunstgriffe, durch welche diesen Leuten das Not-

wendigste genommen wird, ihr Leben mit jedem Jahre sich schwerer und reicher an Entbehrungen gestaltet; dagegen wird das Leben von uns, die wir nicht arbeiten, dank den Wissenschaften, die auf dieses Ziel gerichtet sind, mit jedem Jahr luxuriöser, reizvoller und sorgloser. Ich sehe, wie in unserer Zeit das Leben eines Arbeitsmannes und besonders das der alten Leute, der Frauen und Kinder aus der arbeitenden Bevölkerung einfach zerstört wird durch eine übermäßige und der Nahrung nicht entsprechende Arbeit, daß dieses Leben nicht einmal von der Seite der allerersten Bedürfnisse gesichert ist, und daß gleichzeitig damit das Leben derer, die nicht zur arbeitenden Bevölkerung gehören, also auch das meine, mit jedem Jahr immer mehr zunimmt an Überfluß und Aufwand, immer gesicherter wird und schließlich bei den besonders Begünstigten, zu denen auch ich gehöre, einen Grad des Wohlstandes erreicht hat, von dem man in der guten alten Zeit nur in Zaubermärchen träumte. Es ist der Zustand des Mannes, der den Beutel mit dem nie ausgehenden Rubel besaß, d. h. der Zustand, in welchem der Mensch nicht nur von dem Gesetze befreit ist, welches ihm zur Erhaltung seines Lebens Arbeit auferlegt, sondern auch noch die Möglichkeit erhält, ohne Arbeit alle Güter des Lebens zu genießen und sie seinen Kindern zu hinterlassen oder diesen Beutel mit dem nie versiegenden Rubel wem er will zu vererben.

Ich sehe, daß die Erzeugnisse der menschlichen Arbeit immer mehr aus den Händen des arbeitenden Volkes in die der Nichtarbeitenden übergehen und etwas wie ein Umbau mit der Pyramide des sozialen Baues vor sich geht; die Steine des Fundaments wandern nach der Spitze hin, und die Schnelligkeit dieser Verrückung wächst nach Art einer geometrischen Progression. Ich sehe, daß etwas vor sich geht, was mit einem Ameisenhaufen geschehen würde, wenn die Gesellschaft der Ameisen den Instinkt der allgemeinen Gesetzlichkeit verlöre, wenn ein Teil der Ameisen die Erzeugnisse der Arbeit vom Fundament des Haufens nach der Spitze schleppen, damit das Fundament immer enger und die Spitze immer breiter machen und dadurch die anderen Ameisen zwingen wollte, vom Grunde nach der Spitze des Haufens zu wandern. Ich sehe, daß den Menschen an Stelle des Ideals eines arbeitsvollen Lebens das Ideal des Geldbeutels mit dem nie versiegenden Rubel erstanden ist. Wir Reichen, auch ich gehöre ja zu diesen, wir verschaffen uns durch aller-

hand Kniffe diesen nie versiegenden Rubel, und um ihn ausnützen zu können, siedeln wir nach der Stadt über, nämlich dahin, wo nichts erzeugt und alles ausgezehrt wird. Der arme Arbeitsmann, der geplündert worden ist, um den Reichen in den Besitz des nie versiegenden Rubels zu bringen, folgt diesem in die Stadt, nimmt nun auch seine Zuflucht zu Listen und Kniffen und gewinnt entweder eine Lebensstellung, bei der er wenig arbeiten und viel genießen kann, wodurch er die Lage der arbeitenden Bevölkerung noch mehr erschwert, oder aber er geht zu Grunde, bevor er sich eine solche Stellung errungen, und wird eingereiht in jene mit ungeheurer Schnelligkeit wachsende Zahl der frierenden und hungernden Bewohner der Nachtquartiere.

Ich gehöre der Klasse von Menschen an, welche durch allerlei Kunststücke dem arbeitenden Volk das Notwendigste raubt, und die sich durch solche Kunststücke den nie ausgehenden verzauberten Rubel verschafft haben, der diese Unglücklichen dann wieder verführt. Ich will den Menschen helfen, und daher ist es zu allererst klar, daß ich zunächst einmal die Menschen nicht plündern, sie dann aber auch nicht verführen darf. Statt dessen habe ich mir durch die kompliziertesten, listigsten, bösartigsten, durch Jahrhunderte bewährten Kunstgriffe die Lage des Besitzers des nie ausgehenden Rubels geschaffen, das ist die Lage, bei der ich, ohne daß ich selbst je etwas zu arbeiten brauche, Hunderte, ja Tausende von Menschen zur Arbeit in meinem Dienste zwingen kann, was ich auch thue; und ich bilde mir ein, daß ich die Menschen bemitleide, daß ich ihnen helfen will. Ich sitze einem Menschen auf dem Nacken, habe ihn erdrückt und verlange von ihm, er solle mich tragen. Dabei suche ich alle Menschen und mich selbst zu überzeugen, daß ich den Menschen sehr bemitleide, während ich nicht daran denke, abzusteigen; ich behaupte, seine Lage durch alle nur möglichen Mittel erleichtern zu wollen, nur nicht durch das eine, daß ich von seinem Nacken heruntersteige.

Das ist doch so einfach. Wenn ich den Armen helfen will, d. h. erreichen will, daß die Armen nicht arm seien, so darf ich die Armut nicht selbst erzeugen helfen. Statt dessen gebe ich den Armen, die sich auf dem Lebenswege verirrt haben, nach eigenem Gutdünken – ein paar Rubel oder einige Zehn oder gar einige Hunderte; und für diese selben Rubel entziehe ich anderen Leuten, die sich nicht verirrt

haben, Tausende und mache sie dadurch arm, um sie sodann noch zu verführen.

Das ist alles sehr einfach. Es war mir jedoch furchtbar schwer, es mir völlig klar zu machen, ohne Vorbehalt und ohne Klauseln, welche mich und meine Lage rechtfertigen konnten; aber ich brauchte mir nur meine Schuld einzugestehen und sogleich wurde mir alles, was mir früher sonderbar, verwickelt, unklar und unauflösbar erschienen war, völlig klar und begreiflich. Was aber die Hauptsache ist, mein Lebensweg, wie er sich mir dieser Einsicht gemäß vorzeichnete, lag nun klar und schön vor mir, während er mir früher verworren und rätselhaft erschienen war.

Wer bin ich, der ich den Menschen helfen will? Ich will den Menschen Hilfe bringen, und dabei stehe ich um zwölf Uhr auf, nachdem ich am Abend vorher beim Licht von vier Kerzen Schraube[3] gespielt, und komme nun geschwächt und verzärtelt, der Hilfe und Dienste von hundert Menschen bedürftig, um zu helfen – ja, wem eigentlich? Menschen, die um fünf Uhr aufstehen, auf Brettern schlafen, sich von Brot und Kraut nähren, die den Acker pflügen und mähen, eine Axt zurechtzimmern, hobeln, Pferde vorspannen, nähen können – Menschen, die an Kraft, Ausdauer, Kunstfertigkeit und Enthaltsamkeit hundertmal stärker sind als ich.

Und ihnen will ich helfen! Was konnte ich anderes empfinden als Scham, als ich mit diesen Leuten in Beziehung trat? Selbst der schwächste unter ihnen, ein Trunkenbold aus dem Rshanowschen Hause, einer, den sie Faulpelz nennen, ist noch immer arbeitsamer als ich; seine Bilanz, wenn dieser Ausdruck gestattet ist, d. h. das Verhältnis von dem, was er von den Menschen nimmt, zu dem, was er ihnen giebt, ist tausendmal günstiger als meine Bilanz, wenn ich nachrechne, was ich von den Leuten nehme und was ich ihnen wiedergebe.

Und diesen Leuten will ich helfen! Ich unternehme es, den Armen Hilfe zu bringen. Wer ist denn aber der Arme? Es giebt keinen ärmeren Menschen als mich selbst. Ich bin ein Schwächling, ein unnützer Schmarotzer, der nur unter ganz außergewöhnlichen Verhältnissen existieren kann, der nur dort leben kann, wo Tausende von Menschen bereit sind, dieses niemandem nötige Leben durch

[3] Ein dem Whist ähnliches Kartenspiel.

ihre Arbeit zu erhalten. Und ich, die Laus, die Blattlaus, welche die Blätter des Baumes frißt, ich will zum Wachstum und zur Gesundheit dieses Baumes beitragen, ich will ihn noch heilen!

Mein ganzes Leben verbringe ich auf die folgende Weise: ich esse, schwatze und höre zu; ich esse wieder, schreibe und lese, d. h. ich rede und höre wiederum zu; dann esse ich abermals, spiele, esse und rede wieder oder höre zu; dann esse ich noch einmal und gehe wiederum zu Bett; so geht es tagein, tagaus, etwas anderes kann ich und verstehe ich nicht. Und damit ich das thun kann, ist es nötig, daß mein Hausknecht, meine Bauern, meine Köchin, mein Koch, mein Lakai, mein Kutscher und meine Wäscherin vom frühen Morgen bis zum späten Abend an der Arbeit sind; dabei rede ich gar nicht von der Arbeit, die dazu nötig ist, damit diese Kutscher, Lakaien, Köche und alle die übrigen die Geräte und Gegenstände haben können, die sie zu ihrer Arbeit in meinem Dienste brauchen, die Äxte, Tonnen, Bürsten, das Geschirr, die Möbel, die Gläser, Wichse, Petroleum, Heu, Brennholz, Fleisch *ec*. Und all diese Leute müssen jeden Tag schwer arbeiten, damit ich reden, essen und schlafen kann. Und ich, ich elender Mensch, konnte mir einbilden, daß ich anderen helfen könnte, und zwar denselben Menschen, welche mich ernähren.

Nicht das ist wunderbar, daß ich niemandem geholfen habe und mich schämen mußte, wunderbar ist daran nur, daß mir überhaupt ein so alberner Gedanke kommen konnte. Jenes Weib, welches den kranken alten Mann pflegte, half ihm wirklich; jene Frau, welche dem Bettler ein Stück von dem Brot abschnitt, das sie durch Beackerung ihres eigenen Landes hergestellt, brachte ihm eine wahrhafte Hilfe; Sjemjon, der dem Bettler drei von seinen sauerverdienten Kopeken gab, hat ihm wirklich geholfen, weil diese drei Kopeken thatsächlich seine Arbeit repräsentierten; ich aber habe niemand geholfen, für niemand gearbeitet, und wußte sehr gut, daß mein Geld keine Arbeit repräsentierte.

So kam es, daß ich fühlte, im Gelde selbst, im Besitze des Geldes läge etwas Häßliches und Unsittliches; ich fühlte, daß das Geld selbst und der Umstand, daß ich Geld besitze, eine von den Hauptursachen jener Übel ist, welche ich mit eigenen Augen geschaut hatte. Ich fragte mich daher: „Was ist das Geld?“

XVII.

Das Geld! Ja, was ist denn eigentlich das Geld?

Das Geld stellt Arbeit dar. Ich bin gebildeten Menschen begegnet, welche behaupteten, das Geld stelle sogar die Arbeit desjenigen dar, der es besitzt. Ich gestehe mit Bedauern ein, daß ich selbst einmal, ohne mir darüber klar gewesen zu sein, diese Meinung geteilt habe. Aber später fühlte ich mich dazu gedrängt, genau zu ergründen, was das Geld sei. Und um dies zu erforschen, wandte ich mich an die Wissenschaft.

Die Wissenschaft sagt, im Gelde stecke nichts Ungerechtes oder Schädliches; das Geld sei eine natürliche Bedingung des sozialen Lebens, eine Bedingung, die notwendig sei, und zwar:

1. zur Erleichterung des Warenaustausches;
2. zur Festlegung der Maßeinheit des Wertes;
3. zu Sparzwecken und
4. als Zahlungsmittel.

Jene augenscheinliche Thatsache, daß ich, sobald ich nur drei überflüssige Rubel in der Tasche habe, bloß zu pfeifen brauche, um mir in jeder zivilisierten Stadt hundert Leute zu dingen, welche für diese drei Rubel auf meinen Befehl bereit sind, die allerschwersten, widerwärtigsten und erniedrigendsten Dienste zu leisten: diese Thatsache ist nicht eine Folge des Geldes, sondern das Produkt sehr verwickelter Verhältnisse im wirtschaftlichen Leben der Völker. Der Umstand, daß eine Gruppe von Menschen über eine andere herrscht, hat seinen Ursprung nicht im Geld, sondern er entspringt daraus, daß der Arbeiter nicht den vollen Wert seiner Arbeitsleistung erhält. Daß er aber nicht den vollen Wert seiner Arbeitsleistung erhält, ist in den Eigentümlichkeiten des Kapitals, der Rente, des Arbeitslohnes und den verwickelten Verhältnissen begründet, welche zwischen diesen und der Produktionsweise selbst, der Verteilung und dem Gebrauch der Güter bestehen. Auf gut deutsch heißt das: die Menschen, welche im Besitze des Geldes sind, haben diejenigen in der Tasche, die keines besitzen. Aber die Wissenschaft sagt, der Fall liegt ganz anders. Die Wissenschaft behauptet, an jeder Art von Produktion seien drei Faktoren beteiligt: der Boden, die aufgespeicherte Arbeit (das Kapital) und die Arbeit selbst. Und infolge der verschiedenen Beziehungen dieser drei Produktionsfaktoren unter-

einander, da die beiden ersten Faktoren – der Boden und das Kapital – sich nicht in den Händen der Arbeiter, sondern im Besitze anderer Leute befänden, sowie aus den hieraus entspringenden komplizierten Beziehungen, entstehe die Unterjochung der einen Menschen durch die anderen.

Woher stammt nun diese Herrschaft des Geldes, welche uns alle durch ihre Ungerechtigkeit und Grausamkeit erschreckt? Woher kommt es, daß die einen durch die Macht des Geldes über die anderen herrschen? Die Wissenschaft sagt: infolge der Spaltung der Produktion in ihre einzelnen Faktoren und der hieraus entspringenden Komplikationen, die den Arbeiter unterdrücken. Diese Antwort erschien mir immer merkwürdig, nicht nur weil sie einen Teil der Frage einfach beiseite läßt – nämlich die Rolle, welche das Geld hierbei spielt – sondern auch in Anbetracht der Rätselhaftigkeit jener Spaltung der Produktion in ihre Faktoren, die für einen unbefangenen Menschen immer etwas Gekünsteltes hat und der Wirklichkeit nicht entspricht. Man behauptet, daß an jeglicher Art der Produktion drei Faktoren beteiligt seien: der Boden, das Kapital und die Arbeit, und bei dieser Einteilung wird vorausgesetzt, daß die Güter (oder ihr Wert, das Geld) natürlich unter diejenigen verteilt werden, welche im Besitz des einen oder des anderen Faktors sind. Die Rente – der Wert des Bodens – gehöre dem Grundbesitzer – der Kapitalzins dem Kapitalisten, und der Arbeitslohn dem Arbeiter. Verhält es sich nun in der That so? Zum ersten: ist es wahr, daß an jeder Produktion drei Faktoren beteiligt sind? Gerade jetzt, während ich schreibe, findet die Produktion von Heu statt. Woraus setzt sich diese Produktion zusammen? Man sagt, sie habe zur Voraussetzung den Boden, auf dem das Gras gewachsen ist, das Kapital, das in den Sicheln, den Rechen, den Heugabeln und den zur Bergung des Heues erforderlichen Wagen stecke, und endlich die Arbeit. Aber ich sehe, daß dies nicht richtig ist. Nicht nur der Boden hat Anteil an der Hervorbringung des Heues, sondern auch die Sonne, das Wasser, die gesellschaftlichen Einrichtungen, durch welche die Felder vor fremdem einbrechenden Vieh geschützt werden, die Kenntnisse der Arbeiter, ihre Fähigkeit, sich der Sprache zu bedienen und Gesprochenes zu verstehen, alles dies und noch viele andere Produktionsfaktoren, die aus irgend welchen Gründen von der Nationalökonomie nicht berücksichtigt werden, kommen hier in Betracht.

Die Einwirkung der Sonne ist für jede Art der Produktion ein ebensolcher und noch wichtigerer Faktor als der Boden. Ich kann mir sehr wohl derartige Zustände vorstellen, bei denen (wie es z. B. in den Städten vorkommt) die einen das Recht zu haben glauben, andere Leute durch Mauern oder Bäume des Sonnenlichtes zu berauben; warum also wird dieses nicht auch zu den Produktionsfaktoren gerechnet? Das Wasser ist ein anderer, ebenso notwendiger Faktor wie der Boden; ebenso die Luft. Und ich kann mir auch vorstellen, daß es Menschen giebt, welche Wasser und frische Luft entbehren müssen, weil andere Leute das Recht für sich beanspruchen, ausschließlich über das Wasser und die Luft zu verfügen, die für andere notwendig sind. Andere, ebenso unentbehrliche Faktoren sind die öffentliche Sicherheit, die Nahrung, die Bekleidung der Arbeiter; und dies wird auch von einigen Nationalökonomen anerkannt. Die Bildung, die Fähigkeit, seine Gedanken entsprechend auszudrücken, wodurch die Möglichkeit einer rationellen Verwertung verschiedenartiger Arbeiten bedingt wird, sind ebenfalls solche Faktoren. Ich könnte einen ganzen Band füllen mit der Herzählung solcher unbeachteter Produktionsfaktoren. Weshalb sind nun gerade jene drei Faktoren herausgegriffen und der Wissenschaft zu Grunde gelegt worden?

Das Sonnenlicht und das Wasser können genau ebenso wie der Boden als besondere Faktoren der Produktion anerkannt werden; die Nahrung und die Bekleidung des Arbeiters, die von ihnen erworbenen Kenntnisse und deren Verbreitung können genau ebenso wie die zur Arbeit erforderlichen Werkzeuge als besondere Produktionsfaktoren betrachtet werden. Warum also werden die Strahlen der Sonne, das Wasser, die Nahrung, die Kenntnisse nicht als besondere Produktionsfaktoren anerkannt, sondern nur der Boden, die Werkzeuge und die Arbeit selbst? Doch wohl nur aus dem Grunde, weil die Ansprüche der Menschen auf das Recht anderer Leute, die Sonnenstrahlen, das Wasser, die Luft, die Nahrung zu genießen, auf das Recht, zu sprechen und zu hören, nur in seltenen Fällen geltend gemacht werden; während das Recht auf Benutzung des Bodens und der Werkzeuge der Arbeit in unserer Gesellschaft beständig in Anspruch genommen wird. Einen anderen Grund giebt es nicht, und deshalb erkenne ich zunächst, daß die Dreiteilung der Produktionsfaktoren gänzlich willkürlich und nicht im Wesen der Sache

begründet ist. Aber vielleicht ist diese Einteilung den Menschen so eigentümlich, daß da, wo sich ökonomische Beziehungen bilden, sofort eben diese drei Produktionsfaktoren und nur diese in die Erscheinung treten. Sehen wir, ob es sich so verhält?

Ich blicke um mich und nehme das Nächstliegende – die russischen Ansiedler, deren es Millionen gab und giebt. Diese Ansiedler ergreifen Besitz von einem Stück Land, lassen sich da nieder und beginnen es zu bebauen; und niemandem fällt es ein zu behaupten, daß ein Mensch, der den Boden nicht benützt, ein Anrecht auf ihn haben könne; und ebenso wenig macht der Boden selbst irgendwelche besondere Ansprüche geltend; im Gegenteil, die Ansiedler betrachten den Boden ganz bewußt als Gemeingut und finden es gerecht, daß jeder mäht und pflügt, wo er will, und so viel er kann. Die Ansiedler beschaffen die Arbeitsgeräte für die Bebauung des Bodens, für die Gärten, für den Bau von Häusern, und es fällt keinem Menschen ein zu behaupten, daß dieses Arbeitszeug an und für sich etwas einbringen könnte; ebenso wenig macht das Kapital irgendwelche Rechte geltend; im Gegenteil, die Ansiedler erkennen ganz bewußt an, daß jeder Zins für das Arbeitszeug, für geliehenes Getreide, für das Kapital eine Ungerechtigkeit ist. Die Ansiedler arbeiten auf freiem Grund und Boden mit Hilfe ihrer eigenen oder ihnen ohne Zins geliehenen Geräte, jeder für sich allein oder alle zusammen auf gemeinsame Rechnung, und in einer solchen Gemeinschaft kann es weder Bodenrente, noch Kapitalzins, noch Arbeitslöhne geben. Eine derartige Gemeinschaft von Menschen ist nicht das Gebilde meiner Phantasie, sondern ich schildere das, was nicht nur bei den russischen Ansiedlern immer stattfand und auch jetzt noch stattfindet, sondern was überall der Fall ist, solange die natürlichen Wesenseigentümlichkeiten der Menschen nicht durch irgendwelche Eingriffe gestört werden. Ich schildere das, was jedem als das Natürliche und Vernünftige erscheint. Die Menschen siedeln sich auf einem Stück Land an, jeder macht sich an die ihm entsprechende Arbeit, und nachdem er das erforderliche Arbeitszeug selbst gefertigt hat, thut jeder nur seine eigene Arbeit. Erscheint es jedoch diesen Leuten vorteilhafter, gemeinschaftlich zu produzieren, so bilden sie eine Genossenschaft; aber weder in der Einzelwirtschaft, noch in der Genossenschaft wird es gesonderte Produktionsfaktoren geben, sondern nur die Arbeit und die notwendigen Arbeitsbedingungen:

die Sonne, welche alle erwärmt, die Luft, welche die Menschen atmen, das Wasser, das sie trinken, den Boden, auf dem sie arbeiten, die Kleidung auf dem Körper, das Essen im Magen, den Spaten, die Schaufel, die Hacke, den Pflug, die Maschinen, welche die Menschen zur Arbeit brauchen. Und es ist klar, daß weder die Strahlen der Sonne, noch die Luft, noch das Wasser, noch der Boden, noch die Kleider am Leibe, oder der Spaten, die Hacke, der Pflug oder die Maschine, mit der die Genossenschaft arbeitet, einem anderen gehören können als eben demjenigen, welcher die Sonnenstrahlen benutzt, die Luft atmet, das Wasser trinkt, das Brot ißt, seinen Körper bekleidet und mit der Hacke oder der Maschine arbeitet; denn alles dies haben nur diejenigen nötig, welche davon Gebrauch machen. Und wenn die Menschen so handeln, so sehen wir alle, daß sie so handeln, wie es ihrem Wesen entspricht, d. h. vernünftig. Indem ich so die Entstehung der wirtschaftlichen Beziehungen der Menschen untereinander beobachte, kann ich nicht einsehen, daß die Einteilung in dreierlei Produktionsfaktoren dem Wesen des Menschen entspricht. Ich sehe im Gegenteil, daß sie ihm nicht entspricht und daß sie unvernünftig ist.

Aber vielleicht erfolgt diese Teilung in drei Faktoren nur nicht in den Anfangsstadien menschlicher Gemeinschaft; vielleicht ist sie bei wachsender Bevölkerung und bei einer höheren Kulturentwickelung unvermeidlich; vielleicht ist diese Teilung innerhalb der europäischen Gesellschaft thatsächlich erfolgt, und wir können uns dem Vorhandensein dieser Thatsache am Ende doch nicht verschließen? Prüfen wir, ob es sich so verhält! Man sagt uns, daß in der europäischen Gesellschaft die Dreiteilung der Produktionsfaktoren thatsächlich erfolgt sei, und zwar in der Weise, daß die einen Grund und Boden besitzen, die anderen die für die Arbeit erforderlichen Werkzeuge, während wieder anderen sowohl Grund und Boden, als auch die Arbeitswerkzeuge versagt seien. Wir sind so sehr an diese Behauptung gewöhnt, daß uns das Befremdende daran nicht mehr überrascht. Wenn wir uns jedoch in das, was damit ausgedrückt wird, hineindenken, so wird uns sofort die Ungerechtigkeit und sogar die Absurdität jener Behauptung in die Augen springen. In dem Ausdruck selbst liegt ein innerer Widerspruch. Der Begriff des Arbeiters schließt den Begriff des Grund und Bodens, auf dem er lebt, in sich, sowie den der Werkzeuge, mittelst derer er arbeitet. Wäre er

nicht an den Boden gefesselt und besäße er kein Arbeitsgeräte, so wäre er kein Arbeiter. Einen Arbeiter ohne Land und ohne Arbeitsgeräte hat es nie gegeben und kann es auch nicht geben. Es kann keinen Landmann ohne Land geben, auf dem er arbeiten könnte, und auch keinen ohne Sense, Wagen, Pferde; es kann auch keinen Schuster geben ohne ein auf einem Grundstück stehendes Haus, ohne Wasser, ohne Luft und die für seine Arbeit erforderlichen Werkzeuge. Wenn ein Bauer kein Land, keine Pferde, keine Sense besitzt, und ein Schuster kein Haus, kein Wasser und keine Ahle, so will das sagen, daß ihn einer von Haus und Hof gejagt und ihm Sense, Wagen, Pferd und Ahle genommen oder abgeschwindelt hat; aber keinesfalls bedeutet es, daß es Landleute ohne Sense und daß es Schuster ohne Werkzeug geben könne. Ebenso wie man sich nur dann einen Fischer auf dem Festland und ohne Netze vorstellen kann, wenn man annimmt, daß ihn jemand vom Wasser vertrieben und ihm sein Netz genommen hat, so ist auch ein Landmann oder ein Schuster undenkbar ohne das Grundstück, auf dem er lebt, und ohne sein Arbeitszeug, es sei denn, daß ihn jemand von Haus und Hof gejagt und ihn seiner Werkzeuge beraubt hat. Es mag solche Leute geben, die man von einem Stück Land auf ein anderes jagt und auch solche, die nach und nach und schließlich gänzlich ihrer Arbeitsgeräte beraubt und gewaltsam dazu getrieben werden, mit fremdem Werkzeug Gegenstände zu produzieren, für die sie selbst keinen Gebrauch haben; aber das will nicht sagen, daß darin das Wesen der Produktion liegt; das bedeutet nur, daß es Fälle giebt, in denen das wahre Wesen der Produktion unterdrückt wird. Wenn man aber einmal alles das, wessen der Arbeiter gewaltsam durch einen anderen beraubt werden kann, als Faktoren der Produktion betrachten will, warum sollte man dann nicht auch den Anspruch auf die Person des Sklaven als einen Produktionsfaktor gelten lassen? Warum sollte man dann nicht auch etwaige Ansprüche auf die Sonnenstrahlen, die Luft, das Wasser als ebensolche Faktoten betrachten? Es könnte jemand kommen, der eine Mauer errichtet und dadurch seine Nachbarn des Sonnenlichtes beraubt, es könnte jemand kommen, der den Fluß nach einem Teich ableitet und dadurch das Wasser infiziert; es könnte jemand kommen, der jeden Menschen als eine ihm gehörige Sache betrachtet; aber weder der eine, noch der andere, noch der dritte Anspruch, selbst wenn er mit

Gewalt durchgesetzt würde, kann als Grundlage einer Einteilung der Produktionsfaktoren anerkannt werden. Es ist daher ebenso falsch, ein eingebildetes Recht auf den Grund und Boden und die Arbeitswerkzeuge der Einteilung der Produktionsfaktoren zu Grunde zu legen, als es falsch ist, auf Grund eines eingebildeten Rechtes die Benutzung der Sonnenstrahlen, der Luft, des Wassers und der Person eines anderen Menschen als besondere Produktionsfaktoren hinzustellen. Es mag Leute geben, welche einen Anspruch auf Grund und Boden, sowie auf die Werkzeuge eines Arbeiters erheben, wie es Leute gab, welche sich ein Recht auf die Person des Arbeiters anmaßten, und wie es wieder andere geben mag, welche die ausschließliche Benutzung der Sonnenstrahlen, des Wassers, der Luft für sich beanspruchen; es mag Leute geben, die den Arbeiter von Ort zu Ort treiben und ihm mit Gewalt die Erzeugnisse seiner Arbeit abnehmen, sowie auch die Werkzeuge der Arbeit selbst, Leute, die ihn zwingen, nicht für sich, sondern für den Arbeitgeber zu arbeiten, wie es in den Fabriken der Fall ist – alles das ist möglich; aber dennoch kann es keinen Arbeiter ohne Grund und Boden und ohne Arbeitsgeräte geben, ebenso wenig wie ein Mensch die Sache eines anderen sein kann, obwohl die Menschen dies oft behauptet haben. Und ebenso wie die Festlegung des Eigentumsrechtes auf die Person eines anderen Menschen den Sklaven nicht des ihm eingeborenen Triebes berauben kann, seinem eigenen Wohlergehen nachzustreben und nicht dem seines Herrn: ebenso wenig kann auch jetzt die Festlegung des Eigentumsrechts auf den Boden und die Arbeitswerkzeuge anderer den Arbeiter des eingeborenen Triebes eines jeden Menschen berauben, auf seinem Grund und Boden zu leben, mittelst seiner eigenen oder der Gemeinschaft angehörenden Arbeitswerkzeuge daran zu arbeiten, was ihm für seinen eigenen Gebrauch als nützlich erscheint. Alles, was die Wissenschaft sagen kann, indem sie die gegenwärtigen ökonomischen Zustände betrachtet – beschränkt sich daraus, daß es Ansprüche einer Anzahl von Menschen auf den Boden und die Arbeitswerkzeuge der Arbeiter giebt, wodurch für einen gewissen Teil dieser Arbeiter (keineswegs für alle) die den Menschen eigentümlichen Arbeitsbedingungen beeinträchtigt werden, so daß die Arbeiter des Bodens und der zur Arbeit notwendigen Werkzeuge beraubt und zur Benutzung fremder Arbeitsmittel gezwungen werden. Keinesfalls darf aber die

Wissenschaft sagen, daß diese zufällige Verletzung des Gesetzes der Produktion dieses Gesetz selbst darstellt. Der Nationalökonom, der die Behauptung aufstellt, daß die Einteilung der Produktionsfaktoren das der Produktion zu Grunde liegende Gesetz selbst sei, thut dasselbe, was der Zoologe thun würde, der aus der Thatsache, daß er sehr viele Zeisige mit gestutzten Flügeln in Käfigen gesehen hat, den Schluß ziehen wollte, daß eben der Käfig und das auf kleinen Schienen auf und ab gleitende Wassernäpfchen die wesentlichsten Lebensbedingungen der Vögel seien, und daß ihr Leben auf diesen drei Faktoren beruhe. So viele Zeisige mit gestutzten Flügelchen auch in kleinen Käfigen wohnen mögen, so kann doch der Zoologe diese Käfige nicht als eine natürliche Wesenseigentümlichkeit der Vögel betrachten! So viele von ihrem Grund und Boden vertriebene und der Produkte ihrer Arbeit, als auch der Werkzeuge beraubte Arbeiter es auch geben mag, so bleibt doch die natürliche Wesenseigentümlichkeit des Arbeiters immer die, daß er auf seinem Grund und Boden lebt, und das, was er braucht, mit seinem eigenen Arbeitszeug hervorbringt.

Gewiß gießt es Ansprüche der einen auf Grund und Boden und die Werkzeuge des Arbeiters, gerade so wie es im Altertum Ansprüche der Menschen auf die Person anderer gab; aber keinesfalls kann es eine natürliche Einteilung der Menschen in Herren und Sklaven geben, wie man das im Altertum festlegen wollte, und ebenso wenig kann es eine Einteilung der Produktionsfaktoren in Boden und Kapital geben, wie es die Nationalökonomen unserer modernen Gesellschaft feststellen möchten. Aber gerade diese ungesetzlichen Ansprüche der einen auf die Freiheit anderer nennt die Wissenschaft natürliche Wesenseigentümlichkeiten der Produktion. Statt ihrer Untersuchung die natürlichen Wesenseigentümlichkeiten der menschlichen Gemeinschaften zu Grunde zu legen, ist die Wissenschaft von einem Einzelfalle ausgegangen, und in dem Bestreben, diesen Einzelfall zu rechtfertigen, hat sie das Recht des einen Menschen auf den Boden, der einen anderen ernährt, und auf die Arbeitswerkzeuge, mit denen ein anderer arbeitet, anerkannt. Mit anderen Worten: sie hat ein Recht anerkannt, das niemals existiert hat und das es niemals wird geben können, ein Recht, das einen Widerspruch in sich selbst trägt, denn das Recht auf den Grund und Boden eines Menschen, der nicht darauf arbeitet, ist in Wirklichkeit nichts

anderes, als das Recht auf die Nutznießung eines Stückes Land, das ich nicht benutze; das Recht aber auf die Arbeitsgeräte ist nichts anderes, als das Recht auf Werkzeuge, mit denen ich nicht arbeite. Die Wissenschaft mit ihrer Einteilung der Produktionsfaktoren behauptet nichts anderes, als daß der natürliche Zustand des Arbeiters der unnatürliche Zustand sei, in dem er sich befindet; ebenso wurde bei der im Altertum herrschenden Einteilung der Menschen in Bürger und Sklaven behauptet, die unnatürliche Lage der Sklaven sei eine natürliche Wesenseigentümlichkeit der Menschheit. Durch eben diese Einteilung, die von der Wissenschaft nur zu dem Zwecke angenommen wurde, um das bestehende Übel zu rechtfertigen, und die allen ihren Untersuchungen zu Grunde gelegt wurde, ist es gekommen, daß diese Wissenschaft vergeblich bemüht ist, irgendwelche Erklärungen für die bestehenden Zustände zu liefern, und indem sie die einleuchtendsten und einfachsten Antworten auf die aufgeworfenen Fragen verwirft, Antworten giebt, die gar keinen Inhalt haben.

Die Frage der nationalökonomischen Wissenschaft ist folgende: worin liegt der Grund, daß Leute, welche Land und Kapital besitzen, diejenigen unterjochen können, die weder Land, noch Kapital haben? Die Antwort, wie sie sich dem gesunden Menschenverstand aufdrängt, ist die, daß der Grund im Geld zu suchen sei, dem die Eigentümlichkeit innewohnt, die Menschen zu unterjochen. Die Wissenschaft jedoch bestreitet dies und sagt: das käme nicht von der Eigentümlichkeit des Geldes, sondern daher, daß die einen Land und Kapital besitzen und die anderen nicht. Wir fragen: aus welchem Grunde unterdrücken diejenigen, welche Land und Kapital besitzen, die Nichtbesitzenden? und darauf antwortet man uns: darum, weil sie Land und Kapital besitzen. Diese Antwort ist aber doch nichts anderes als unsere eigene Frage. Die Unterdrückung besteht ja gerade in der Entziehung von Land und Kapital. Es ist die alte Antwort: *„Facit dormire quia habet virtus dormitiva."*[4] Aber das Leben hört nicht auf, die Grundfrage immer von neuem zu stellen, und sogar die Wissenschaft selbst vermag sich ihr nicht zu verschließen und müht sich ab, sie zu beantworten; aber sie versucht es vergeblich, indem sie ihre Grundlagen verläßt und sich in einem verzau-

[4] Es schläfert ein, weil es einschläfernde Eigenschaften hat.

berten Kreise herumdreht. Um ihr Ziel zu erreichen, müßte die Wissenschaft vor allem ihrer falschen Einteilung der Produktionsfaktoren entsagen, d. h. sie dürfte nicht mehr die Wirkungen der Dinge mit ihren Ursachen verwechseln und müßte zunächst die nächstliegende und dann erst die entferntere Ursache der Erscheinungen ergründen, welche den Gegenstand ihrer Untersuchungen bilden. Die Wissenschaft muß antworten auf die Frage: was ist die Ursache dafür, daß einem Teil der Menschen Grund und Boden, sowie die Arbeitsmittel entzogen sind, während ein anderer Teil beides besitzt? Oder auch, welche Ursache liegt der Thatsache zu Grunde, daß denen, die den Boden bearbeiten und sich der Arbeitsgeräte bedienen, Grund und Boden, sowie ihr Arbeitszeug entzogen wird? Und sobald die Wissenschaft sich diese Frage gestellt haben wird, werden sich vollkommen neue Erwägungen einstellen, durch welche alle Grundsätze der früheren Pseudo-Wissenschaft umgestoßen werden. Denn diese Wissenschaft dreht sich in einem unentrinnbaren Kreise von Behauptungen herum, welche besagen, daß die elende Lage des Arbeiters daher kommt, daß sie elend sei! Gewöhnlichen Sterblichen erscheint es unzweifelhaft, daß die nächstliegende Ursache der Unterdrückung der einen durch die anderen – das Geld sei. Die Wissenschaft aber bestreitet dies und behauptet, Geld sei nur ein Tauschmittel, das mit der Unterdrückung der Menschen nichts zu thun habe. Sehen wir zu, ob es sich so verhält.

XVIII.

Woher stammt das Geld? Unter welchen Bedingungen pflegt sich bei einem Volke das Geld einzustellen, und welches sind die Bedingungen, unter denen ein Volk den Gebrauch des Geldes nicht kennt? Es lebt da ein Volksstamm in Afrika, in Australien, wie in früheren Zeiten die Skythen und Drewlier zu leben pflegten. Dieser Volksstamm führt sein Dasein, indem er den Acker bebaut, Viehzucht und Gartenbau treibt. Wir erfahren von seiner Existenz mit dem Beginne der geschichtlichen Überlieferungen. Seine Geschichte aber beginnt mit dem Einfall von Eroberern.

Die Eroberer aber thun immer ein und dasselbe: sie nehmen dem

Volksstamm alles ab, was man ihm nur abnehmen kann: Vieh, Brot, Gewebe, sogar Gefangene beiderlei Geschlechts, und führen alles mit sich fort. Nach einigen Jahren kommen die Eroberer wieder, aber der Volksstamm hat sich von den Folgen des Einfalls noch nicht erholen können, und es giebt fast nichts mehr zu holen; und da ersinnen die Eroberer andere, bessere Methoden, wie sie sich die Kräfte dieses Völkchens nutzbar machen könnten. Diese Methoden sind einfach und natürlich und kommen jedem Menschen ganz natürlich in den Sinn. Die erste ist: die Leibeigenschaft. Dieses System bringt jedoch die Unzuträglichkeit mit sich, daß man über die gesamte Arbeitskraft des Volkes verfügen und für seinen Unterhalt sorgen muß. Das Völkchen wird daher auf seiner Scholle belassen, das Land als erobertes Eigentum erklärt und unter die Kriegsleute verteilt, in der Absicht, sich mit deren Hilfe die Arbeit des Volkes zu nutze zu machen. Aber auch dieses Verfahren hat seine Unzulänglichkeiten: die Kriegsleute müssen für die Verwertung aller Erzeugnisse des Völkchens sorgen, und so wird denn ein drittes, ebenso primitives System eingeführt, wie die beiden ersten – das System der Erhebung eines obligatorischen, bestimmten, periodischen Tributs von den Unterworfenen. Die Absicht des Eroberers besteht darin, den Unterworfenen eine möglichst große Menge ihrer Arbeitserzeugnisse abzunehmen. Es ist einleuchtend, daß der Eroberer, um möglichst viel abnehmen zu können, sich solcher Dinge bemächtigen muß, welche bei diesem Völkchen am höchsten geschätzt werden, die zugleich wenig Raum einnehmen und sich leicht aufbewahren lassen – Felle und Gold. Und die Eroberer erheben gewöhnlich von der Familie oder dem Volksstamm einen periodischen Tribut auf Felle und Gold, so daß sie sich durch dieses Vorgehen auf die bequemste Weise die Arbeitsmittel des Volkes zu nutze machen. Sobald nun dem Völkchen fast alle Felle und alles Gold abgenommen worden sind, müssen die Unterworfenen teils unter sich, teils an den Eroberer und die Kriegsleute, alles das für Gold verkaufen, was sie besitzen: sowohl ihre Habe, als auch ihre Arbeitskraft.

So geschah es im Altertum und Mittelalter, und so geschieht es auch jetzt. Im Altertum, wo die einen Volksstämme häufig von den anderen unterjocht wurden und den Menschen die Idee der Gleichheit unbekannt war – bildete die Sklaverei das verbreitetste Mittel zur Unterdrückung der einen durch die anderen; in der persönli-

chen Knechtschaft lag der Schwerpunkt dieser Unterdrückung. Im Mittelalter wurde die persönliche Knechtschaft durch das Feudalsystem, d. h. den damit verbundenen Grundbesitz, sowie durch die Leibeigenschaft teilweise abgelöst, und der Schwerpunkt der Unterdrückung wurde von der Person auf den Grund und Boden übertragen; in der neuen Zeit, mit der Entdeckung Amerikas, der Entwicklung des Handels und dem Zufluß des Goldes, welches als allgemeines Zahlungsmittel angenommen wurde, wird mit der Erstarkung der staatlichen Gewalt die Geldsteuer zum Hauptmittel der Unterdrückung und zur Grundlage aller wirtschaftlichen Beziehungen der Menschen untereinander.

In der Litterarischen Rundschau veröffentlicht Professor Janschul einen Aufsatz, in dem er die jüngste Geschichte der Fidschi-Inseln darstellt. Wenn ich ein möglichst krasses Beispiel dafür finden wollte, auf welche Weise in unserer Zeit die obligatorische Erhebung der Geldsteuer zum Hauptmittel der Unterdrückung der einen durch die anderen gemacht wurde, so könnte ich nichts vorbringen, was schärfer und überzeugender wäre, als diese wahre und auf Urkunden gestützte Geschichte unserer Tage.

In Polynesien, auf den Inseln der Südsee, lebt ein Völkchen, „Fidschi“ genannt. Die ganze Inselgruppe, sagt Professor Janschul, besteht aus einer Anzahl kleiner Inseln, welche zusammen ungefähr 40.000 englische Quadratmeilen ausmachen. Nur die Hälfte der Inseln ist bewohnt und zwar von 150.000 Eingeborenen und 1.500 Weißen. Die Eingeborenen sind schon so ziemlich dem Zustand der Barbarei entwachsen und thun sich durch ihre Fähigkeiten unter den anderen Eingeborenen Polynesiens hervor. Sie stellen ein arbeits- und entwicklungsfähiges Volk dar, was sie auch dadurch bewiesen haben, daß sie in kurzer Zeit tüchtige Landwirte und Viehzüchter wurden. Diese Eingeborenen lebten im Wohlstand, als plötzlich im Jahre 1859 das Land in eine verzweifelte Lage kam: die Fidschiinsulaner, wie auch ihr Oberhaupt, Kakabo, brauchten Geld. Sie hatten 45.000 Dollars zur Zahlung einer Kontribution nötig, welche die Vereinigten Staaten von Amerika für Gewaltthaten, welche die Fidschiinsulaner an einigen amerikanischen Bürgern verübt haben sollten, als Entschädigung verlangten. Um dieser Forderung Nachdruck zu verleihen, sandten die Amerikaner ein Geschwader ab, welches sich unvermutet einige der wertvollsten Inseln als Pfand

aneignete und sogar damit drohte, die Ansiedlungen zu bombardieren und zu zerstören, falls die Entschädigung nicht bis zu einer bestimmten Frist an den Bevollmächtigten Amerikas ausgezahlt sein würde. Die Amerikaner gehörten zu den ersten Kolonisten, die in Gemeinschaft mit Missionaren auf den Fidschiinseln aufgetreten waren. Indem die Amerikaner nun unter allerlei Vorwänden die besten Ländereien auf den Inseln an sich brachten und daselbst Baumwollen- und Kaffeeplantagen anlegten, nahmen sie ganze Scharen der Eingeborenen in ihren Dienst, zwangen ihnen für Wilde ganz unverständliche Verträge auf und bedienten sich auch besonderer Zwischenhändler oder Lieferanten für lebende Menschenware. Selbstverständlich waren Konflikte zwischen solchen Plantagenbesitzern und den Eingeborenen, die von ihnen als Sklaven betrachtet wurden, unvermeidlich, und eben einige dieser Konflikte bildeten die Veranlassung zu dem genannten amerikanischen Entschädigungsanspruch. Trotz ihres Wohlstandes hatte sich auf den Fidschi-Inseln fast bis auf unsere Zeit die Form der sogenannten Naturalwirtschaft erhalten, wie sie in Europa nur im Mittelalter bestanden hatte: es gab kein Geld als Zahlungsmittel, und der ganze Handel hatte ausschließlich den Charakter des Tausches; Ware wurde gegen Ware eingetauscht und die staatlichen Abgaben geschahen direkt in Form von Naturalien. Was konnten die Fidschiinsulaner nebst ihrem Herrscher Kakabo nun thun, als die Amerikaner kategorisch 45.000 Dollars verlangten, unter Androhung schwerster Folgen im Falle der Nichtbeibringung? Für die Fidschiinsulaner war die Höhe der Summe allein schon etwas Unfaßliches, gar nicht zu reden vom Gelde selbst, das sie in einer solchen Menge nie mit Augen gesehen hatten. Kakabo beriet sich mit den anderen Häuptlingen und entschloß sich dann, sich an die Königin von England zu wenden; zuerst bat er sie, die Inseln unter ihr Protektorat zu stellen, und später wollte er sich sogar ihrer Herrschaft unterwerfen. Die Engländer aber verhielten sich gegen diese Bitte mit Vorsicht und beeilten sich keineswegs, dem halbwilden Herrscher aus seiner schwierigen Lage zu helfen. Statt eine direkte Antwort zu geben, wurde im Jahre 1860 eine besondere Expedition veranstaltet, deren Ziel es sein sollte, die Fidschiinseln zu erforschen, um zu entscheiden, ob es der Mühe wert sei, dieselben den englischen Besitzungen einzuverleiben und zur Befriedigung der amerikanischen Gläubiger Geld aufzuwenden.

Inzwischen fuhr die amerikanische Regierung fort, auf Zahlung zu drängen, und hielt gleichzeitig als Pfand einige der besten Teile des Landes besetzt. Nachdem sie aber bald den natürlichen Reichtum des Landes erkannt hatte, erhöhte sie die frühere Forderung von 45.000 Dollars auf 90.000 Dollars, mit der Drohung, dieselbe noch höher zu steigern, falls Kakabo das Geld nicht bald beibringen würde. Darauf begann nun der arme Kakabo, von allen Seiten bedrängt und unbekannt mit dem europäischen Kreditsystem, auf den Rat europäischer Kolonisten sich bei den Kaufleuten in Melbourne nach Geld umzusehen, unter jeder Bedingung, und sei es auch um den Preis, daß er den Leuten sein ganzes Reich abtreten müßte. Und da bildete sich nun auf die Aufforderung von Kakabo in Melbourne eine Handelsgesellschaft. Diese Aktiengesellschaft, die sich „Polynesische Kompagnie“ nannte, schloß mit den Häuptlingen der Fidschiinseln einen Vertrag, und zwar unter Bedingungen, welche für die erstere äußerst günstig waren. Die Gesellschaft nahm damit die Zahlung des der amerikanischen Regierung schuldigen Betrages auf sich, indem sie sich verpflichtete, ihn in Raten abzuzahlen, und erhielt dafür nach dem ersten Vertrag hunderttausend, später zweimalhunderttausend Acres der besten Ländereien nach eigener Wahl, Befreiung von allen Steuern und Lasten auf alle Zeiten für ihre sämtlichen Faktoreien, Operationen und Kolonien, und endlich auf lange Zeit hinaus das ausschließliche Recht, auf den Fidschiinseln Banken mit dem Privilegium unbeschränkter Ausgabe von Papiergeld zu gründen.

Von der Zeit dieses im Jahre 1863 endgültig abgeschlossenen Vertrages ab gab es bei den Fidschiinsulanern neben der Regierung des Landes, mit Kakabo an der Spitze, nun plötzlich eine andere Macht – eine mächtige Handelsfaktorei, mit ausgedehntem Grundbesitz auf allen Inseln und einem entscheidenden Einfluß auf die Verwaltung. Bis zu dieser Zeit hatte sich die Regierung von Kakabo für ihre Bedürfnisse mit denjenigen Einkünften begnügt, die sich aus den verschiedenen natürlichen Abgaben, sowie einem geringen Zoll auf importierte Waren ergaben. Seit Abschluß des Vertrages und der Gründung der mächtigen „Polynesischen Handelsgesellschaft“ erfuhren jedoch die finanziellen Verhältnisse des Landes eine Veränderung. Ein beträchtlicher Teil der besten Ländereien war in die Hände der Gesellschaft übergegangen, – die Folge davon war

eine Verringerung der Einkünfte. Auf der anderen Seite hatte sich, wie wir wissen, die Gesellschaft vertragsmäßig die zollfreie Ein- und Ausfuhr aller Waren gesichert; die Folge davon war eine Verringerung der aus den Zöllen hervorgehenden Einkünfte. Die Eingeborenen, d. h. 99 Prozent der Gesamtbevölkerung, lieferten stets nur einen geringfügigen Beitrag zu den Zöllen, da sie für europäische Waren fast gar keinen Gebrauch hatten, mit Ausnahme von einigen wenigen Geweben und Metallprodukten; jetzt aber wurden, infolge des Umstandes, daß zugleich mit der „Polynesischen Kompagnie" die wohlhabendsten Europäer von der Zollpflicht befreit waren, die Einkünfte des Häuptlings Kakabo ganz unbedeutend, und er mußte Sorge tragen, sie zu erhöhen. Und nun beginnt Kakabo sich mit seinen weißen Freunden zu beraten, wie er das Übel abwenden könne; diese geben ihm den Rat, er solle in seinem Lande die erste direkte Steuer einführen, und zwar, wahrscheinlich damit er sich die Sache erleichtere, in Form einer Geldsteuer. Die Steuer wurde nun in Form einer allgemeinen oder Kopfsteuer eingeführt und betrug ein Pfund Sterling für jeden Mann und vier Schilling für jede Frau auf dem ganzen Inselgebiet.

Wie wir bereits bemerkt haben, existiert bis auf den heutigen Tag auf den Fidschiinseln die Naturalwirtschaft und der Tauschhandel. Die wenigsten unter den Eingeborenen besitzen Geld. Ihr Reichtum besteht ausschließlich aus allerlei Rohprodukten und Viehherden, aber nicht aus Geld. Die neue Steuer machte nun aber zu bestimmten Zeiten, koste es was es wolle, Geld erforderlich, und zwar Summen, die für den Eingeborenen, der eine Familie zu ernähren hatte, beträchtlich waren. Bis dahin war der Eingeborene an keinerlei der Regierung zu entrichtende Steuer gewöhnt, abgesehen von einigen persönlichen Abgaben; alle vorkommenden Abgaben wurden von der Gemeinde oder dem Dorfe, dem er angehörte, oder dem Ertrag der als Gemeingut geltenden Felder geleistet, welche seine Haupteinnahmequellen bildeten. Jetzt blieb ihm nur noch ein Ausweg: er mußte sich Geld von den weißen Kolonisten verschaffen, d. h. er mußte sich an die Händler oder die Plantagenbesitzer wenden, die das besaßen, was von ihm verlangt wurde. Er war demnach gezwungen, den ersteren seine Produkte um jeden beliebigen Preis zu verkaufen, da der Steuererheber das Geld an einem bestimmten Termin verlangte, oder er mußte sogar seine künftigen Produkte ver-

pfänden, um Geld darauf zu borgen; natürlich profitierte der Händler davon, indem er ungeheuere Zinsen berechnete. Oder er war gezwungen, sich auch an den Pflanzer zu wenden und ihm seine Arbeitskraft zu verkaufen, d. h. er mußte als Arbeiter in seine Dienste treten. Aber der Arbeitslohn war auf den Fidschiinseln wohl infolge des gleichzeitigen großen Angebotes ein sehr niedriger, nach den Angaben der jetzigen Verwaltung nicht höher als ein Schilling in der Woche für den erwachsenen Mann oder zwei Pfund und zwölf Schilling im Jahr. Der Fidschiinsulaner mußte daher, um nur die auf seine eigene Person entfallende Steuer – von den übrigen Familiengliedern gar nicht zu reden – entrichten zu können, Haus und Hof, seine Familie, seine Felder verlassen und war gezwungen, oft fern von seiner Heimat, auf einer anderen Insel, sich einem Pflanzer auf mindestens ein halbes Jahr zu verdingen, um den zur Bezahlung der neuen Steuer erforderlichen Betrag von einem Pfund Sterling zu verdienen; damit er jedoch in den Stand gesetzt sei, den auf seine ganze Familie entfallenden Steuerbetrag aufzubringen, mußte er sich nach anderen Erwerbsquellen umsehen. Die Folgen derartiger Zustände liegen auf der Hand. Da Kakabo von seinen 150.000 Unterthanen nicht mehr als 6.000 Pfund Sterling auftreiben konnte, so begann nun eine, bisher unbekannte Zwangs-Eintreibung der Steuern, und Gewaltmaßregeln kamen an die Reihe. Die örtlichen, bisher unbestechlichen Verwaltungsbehörden machten bald gemeinsame Sache mit den weißen Pflanzern, welch letztere im Lande nach Belieben schalteten. Im Falle der Nichteintreibung der Steuern werden die Fidschiinsulaner vor Gericht gestellt und, außer zu den Gerichtskosten, zu Gefängnisstrafe – nicht unter einem halben Jahre – verurteilt. Unter Gefängnis sind die Plantagen des ersten besten Weißen zu verstehen, der es übernimmt, die fällige Steuer, sowie die Gerichtskosten an Stelle des Verurteilten zu bezahlen. Auf diese Weise erhalten die Pflanzer billige Arbeitskräfte in jeder beliebigen Menge. Anfänglich war diese gewaltsame Einstellung von Arbeitern nur für die Dauer von sechs Monaten gestattet, später aber brachten es die bestochenen Richter zu stande, diesen Zeitraum auf achtzehn Monate auszudehnen, und behielten sich vor, ihr Urteil von neuem in Kraft treten zu lassen.

Sehr bald, im Laufe von wenigen Jahren, hatte sich das Bild der wirtschaftlichen Verhältnisse der Fidschiinsulaner vollständig geän-

dert. Ganze Bezirke, früher blühend und wohlhabend, waren halb entvölkert und verarmten. Die ganze männliche Einwohnerschaft, mit Ausnahme der Greise und Kranken, arbeitete in der Fremde bei den weißen Pflanzern, um das zur Zahlung der Steuern oder der gerichtlichen Strafe nötige Geld zu verdienen. Die Weiber auf den Fidschiinseln pflegten keinerlei Feldarbeit zu thun, und infolgedessen wurde in Abwesenheit der Männer die Wirtschaft vernachlässigt oder überhaupt nicht mehr betrieben. In wenigen Jahren war die Hälfte der Fidschiinsulaner zu Sklaven der weißen Kolonisten geworden.

Um ihre Lage zu erleichtern, wandten sich die Fidschibewohner wiederum an England. Es wurde dem britischen Konsul eine mit den Unterschriften einer großen Anzahl der hervorragendsten Persönlichkeiten und Häuptlinge versehene Petition eingereicht, in der die Unterzeichner um Aufnahme in den englischen Unterthanenverband baten. Zu dieser Zeit war es England dank seinen wissenschaftlichen Expeditionen schon gelungen, die Inseln nicht bloß zu erforschen, sondern auf ihnen auch Messungen anzustellen, so daß es im stande war, die natürlichen Reichtümer jenes herrlichen Fleckchens Erde nach Gebühr zu schätzen. Aus allen diesen Gründen hatten diesmal die Verhandlungen den gewünschten Erfolg, so daß im Jahre 1874 England, zum großen Mißvergnügen der amerikanischen Pflanzer, offiziell von den Fidschiinseln Besitz ergriff und sie in die Zahl seiner Kolonien aufnahm. Kakabo starb bald darauf, und seine Nachfolger erhielten eine kleine Pension. Die Verwaltung der Inseln wurde Sir Robinson, dem Gouverneur von Neu-Süd-Wales, übertragen. Im ersten Jahre ihrer Vereinigung mit England hatten die Fidschiinseln keine eigene Verwaltung, sondern befanden sich nur unter dem Machtbereich von Sir Robinson, der einen Stellvertreter hinbeordert hatte.

Mit der Besitzergreifung der Inseln sah sich die englische Regierung gleichzeitig vor die schwierige Ausgabe gestellt, den verschiedenartigen, an die neue Verwaltung geknüpften Erwartungen gerecht zu werden. Einerseits hofften die Eingeborenen vor allen Dingen auf Abschaffung der ihnen verhaßten Kopfsteuer, andererseits aber verhielten sich die weißen Kolonisten (zum Teil Amerikaner) gegen die britische Herrschaft mit Mißtrauen, während die Kolonisten englischen Ursprungs alle erdenklichen Vorrechte erhofften, wie

z. B. Anerkennung ihrer Oberherrschaft über die Eingeborenen, Sanktionierung ihrer Rechte auf die Ländereien, die sie sich angeeignet hatten u.s.w.

Die englische Verwaltung zeigte sich jedoch vollkommen auf der Höhe ihrer Aufgabe, und ihre erste Maßregel bestand in der vollständigen und dauernden Abschaffung der Kopfsteuer, welche an der Knechtung der Eingeborenen durch einige wenige Kolonisten schuld war. Aber schon hier geriet Sir Robinson in ein schwieriges Dilemma: einerseits war es notwendig, die Kopfsteuer, vor der sich die Fidschiinsulaner ja gerade durch die englische Regierung, an die sie sich gewandt, zu retten gehofft hatten, abzuschaffen; andererseits aber mußten sich die Kolonien, in Übereinstimmung mit den Grundsätzen der englischen Kolonialpolitik, selbst versorgen, d. h. sie mußten die erforderlichen Verwaltungskosten aus eigenen Mitteln auftreiben.

Nun betrugen aber nach Abschaffung der Kopfsteuer sämtliche (aus den Zöllen hervorgehenden) Einnahmen auf den Fidschiinseln nicht über 6.000 Pfund Sterling, während die Verwaltungsausgaben mindestens 70.000 Pfund jährlich erheischten.

Sir Robinson kam nun, nachdem er die Geldsteuer aufgehoben hatte, auf den Gedanken, eine Arbeitssteuer (*labour tax*), d. h. den Frohndienst, einzuführen, den die Fidschiinsulaner leisten sollten. Aber dieser Frohndienst ergab nicht die zum Unterhalt von Sir Robinson und seinen Beamten erforderlichen 70.000 Pfund. So kam die Sache nicht vom Fleck bis zur Ernennung eines neuen Gouverneurs mit Namen Gordon. Dieser verfiel auf den Gedanken, das zu seinem und seiner Beamten Unterhalt nötige Geld in der Weise zu beschaffen, daß er es so lange nicht eintreiben ließ, als bis es in der erforderlichen Menge auf den Inseln Verbreitung gefunden hätte; bis dahin wollte er den Eingeborenen ihre Erzeugnisse abnehmen und sie selbst verkaufen.

Diese tragische Episode im Leben der Fidschiinsulaner bietet den deutlichsten Hinweis darauf, was Geld ist und worauf seine Bedeutung beruht. Hier waren alle Mittel zur Anwendung gekommen: sowohl die erste Grundbedingung der Unterjochung – Kanonen, Drohungen, Mord, Raub von Grund und Boden, als auch das Hauptmittel – Geld, welches alles andere zu ersetzen wußte. Was sonst in der ökonomischen Entwicklung der Völker im Laufe eines jahrhunder-

telangen Prozesses zum Ausdruck kommt, das hatte sich hier, wo die Macht des Geldes in ihrer vollendeten Ausbildung zur Anwendung kommen konnte, in ein einziges Jahrzehnt zusammengedrängt.

Das Drama beginnt damit, daß die amerikanische Regierung Kriegsschiffe mit geladenen Kanonen vor die Inseln schickt, deren Bewohner sie zu unterjochen beabsichtigt. Den Vorwand zu dieser drohenden Aktion liefert – eine Geldforderung; das eigentliche Drama aber wird durch die Kanonen inauguriert, die auf alle Eingeborenen gerichtet werden: auf Weiber, Kinder, Greise, Männer, denen nicht das geringste zur Last gelegt werden kann. Dieses Vorgehen wiederholt sich auch jetzt in Amerika, in China, in Centralasien.

Das war der Beginn des Dramas: die Börse oder das Leben – eine sich in der Geschichte aller Eroberungen der Völker wiederholende Erscheinung; erst 45.000, dann 90.000 Dollars – oder Waffengewalt! Aber die 90.000 Dollars sind nicht vorhanden, die Insulaner sind nicht im Besitz des Geldes. Und nun beginnt der zweite Akt des Dramas: es muß alles geschehen, um Aufschub zu erlangen, um den bevorstehenden blutigen, schrecklichen Waffenkampf in kurzer Frist gegen weniger bemerkbare, wenn auch langwierigere Leiden zu vertauschen. Und das Völkchen sucht samt seinem Häuptling nach Mitteln, um dem Kampfe auf Kosten der Sklaverei des Geldes zu entgehen. Es macht eine Geldanleihe – und damit tritt seine Knechtung durch das Geld in die Erscheinung.

Die Wirkungen dieses Systems machen sich sofort fühlbar, wie wenn eine wohldisziplinierte Armee in Aktion getreten wäre; und fünf Jahre später ist alles zu Ende: die Eingeborenen haben nicht nur das Anrecht auf ihren Grund und Boden verloren, sie haben nicht nur ihr Hab und Gut eingebüßt, sondern auch die Freiheit: aus freien Menschen sind Sklaven geworden.

Und nun beginnt der dritte Akt. Die Lage ist eine allzu drückende geworden und den Unglücklichen wird die Möglichkeit nahegelegt, den Herrn zu wechseln und Sklaven eines anderen zu werden. (Daß sie sich von der durch das Geld aufgezwungenen Knechtschaft befreien könnten, das kam ihnen gar nicht mehr in den Sinn.) Und da ruft das Völkchen einen anderen Herrn herbei, dem es sich unterwirft mit der Bitte, seine Lage zu verbessern. Die Engländer

kommen, sehen, daß die Herrschaft über die Inseln sie in den Stand setzen wird, ihre allzu zahlreich gewordenen Müßiggänger zu ernähren, und die Regierung nimmt Besitz von den Inseln und ihren Bewohnern; aber sie macht sie nicht zu Sklaven, sie eignet sich nicht einmal ihren Grund und Boden an, um ihn unter die ihrigen zu verteilen. Dieses veralteten Systems bedarf es nicht mehr. Nur das eine ist vonnöten, nämlich, daß die Unterjochten eine Steuer zahlen, und zwar in der Höhe, daß einerseits die Arbeiter niemals in den Stand gesetzt würden, aus der Sklaverei herauszukommen, und daß andererseits die große Zahl der Müßiggänger ihr Auskommen finden könne.

Die Eingeborenen mußten also 70.000 Pfund Sterling zahlen. Das ist die Grundbedingung, unter welcher England sich bereit erklärt, die Fidschiinsulaner von dem amerikanischen Joch zu befreien; und gleichzeitig ist dies auch die einzig notwendige Bedingung zur vollständigen Knechtung der Eingeborenen. Aber es zeigt sich, daß die Fidschibewohner unter keinen Umständen in der Lage sind, unter den augenblicklichen Verhältnissen 70.000 Pfund aufzubringen. Diese Forderung ist zu groß. Die Engländer ermäßigen sie nun auf einige Zeit und begnügen sich damit, einen Teil in Naturalleistungen zu nehmen, mit der Absicht, wenn die Zeit kommt, bei größerer Verbreitung des Geldes, die Steuer bis zu der ursprünglich festgesetzten Norm zu erhöhen. England tritt schon nicht mehr in der Art der früheren Handelsgesellschaft auf, deren Vorgehen man sehr wohl mit dem ersten Raubzug wilder Eroberer gegen wilde Eingeborene vergleichen kann; da handelt es sich nur darum, nach Möglichkeit zu plündern und dann abzuziehen. Nein, der Engländer geht wie ein weitsichtiger Unterdrücker vor, er schlachtet sein Huhn, das ihm goldene Eier legt, nicht auf einmal, er füttert es sogar vielleicht auf, da er wohl weiß, daß das Huhn Eier legt. Er hält zuerst die Zügel locker, weil ihm das Nutzen bringt, um sie aber später für immer anzuziehen und die Fidschibewohner unter das Joch derselben Sklaverei des Geldes zu zwängen, in dem sich die europäischen und zivilisierten Nationen befinden, und von dem keine Befreiung mehr vorauszusehen ist.

Geld ist ein harmloses Tauschmittel – aber nur nicht dann, wenn an der Küste des Landes geladene Kanonen aufgestellt und auf die Bewohner gerichtet sind. Sobald das Geld mit Gewalt, mit Hilfe von

Kanonen gefordert wird, dann wird sich unausbleiblich wiederholen, was auf den Fidschiinseln geschah; und es hat sich wiederholt und geschieht immer und überall von neuem: bei den Fürsten der Drewlier und bei allen Regierungen und ihren Völkern. Die Leute, welche die Macht haben, andere zu unterdrücken, werden es thun, indem sie unter Androhung von Gewalt eine derartig große Geldsumme fordern, daß die Unterdrückten notwendigerweise in die Sklaverei der Mächtigeren verfallen müssen. Und dies wird immer in der Weise geschehen, wie es die Engländer mit den Fidschiinsulanern gethan haben, nämlich so, daß die Unterdrücker bei ihrer Geldforderung immer lieber die Grenze überschreiten, bis zu welcher die Höhe des verlangten Geldes gehen soll, um die Knechtung des Volkes rasch zum Abschluß zu bringen, als daß sie unter jener Grenze zurückbleiben.

Nur dann werden sie bis zu dieser Grenze selbst gehen, ohne sie zu überschreiten, wenn ein sittliches Gefühl sie zurückhält; und wenn dieses Gefühl überhaupt vorhanden ist, so wird dies immer geschehen. Sie selbst aber werden sich dann in Not befinden.

Die Regierungen werden jedoch alle insgesamt diese Grenze stets überschreiten, und zwar erstens, weil eine Regierung ein sittliches Gefühl überhaupt nicht besitzt, und zweitens, weil, wie wir wissen, die Regierungen selbst sich infolge von Kriegen und der Notwendigkeit, ihre Diener zu erhalten, in großer Bedrängnis befinden. Alle Regierungen haben eine untilgbare Schuldenlast zu tragen, und wenn sie auch den guten Willen hätten, so könnten sie doch nicht anders als nach dem Grundsatz verfahren, den ein russischer Staatsmann des achtzehnten Jahrhunderts aufgestellt hat: „Den Bauer muß man scheren, man darf ihm das Haar nicht lang wachsen lassen." Alle Regierungen haben eine untilgbare Schuldenlast zu tragen, und diese Schuld wächst im allgemeinen (abgesehen von ihrer zufälligen Verringerung in England und Amerika) mit jedem Jahre in einer furchtbaren Progression fort.

Ebenso wachsen die Budgets, d. h. die Notwendigkeit, andere gewaltthätige Regierungen zu bekämpfen und die eigenen Helfershelfer mit Geld und Ländereien zu belohnen, und infolgedessen wächst auch die für Grund und Boden zu erhebende Steuer. Der Arbeitslohn aber wächst nicht und zwar nicht infolge der Rente, sondern weil eine zwangsweise einzutreibende Reichs- und Grund-

steuer vorhanden ist, welche den Zweck hat, den Menschen alles, was sie übrig haben, abzunehmen, damit sie zur Erfüllung jener Forderung gezwungen seien, nämlich zum Verkauf ihrer Arbeitskraft. Denn die Ausnutzung dieser Arbeitskraft ist ja eben der Zweck der Besteuerung. Diese Arbeitskraft läßt sich aber nur dann ausnützen, wenn im ganzen mehr Geld notwendig ist, als die arbeitenden Klassen entbehren können, ohne auf das für ihren Lebensunterhalt Erforderliche verzichten zu müssen. Eine Erhöhung des Arbeitslohnes würde die Möglichkeit der Sklaverei ausschließen, und deshalb wird er, solange der Zwang besteht, niemals erhöht werden können. Und dieses einfache und leicht begreifliche Gesetz der Einwirkung eines Teiles der Menschen auf den anderen nennen die Menschen das eherne Lohngesetz; das Werkzeug aber, wodurch diese Wirkung erzielt wird, nennen sie ein Tauschmittel. Das Geld, dieses harmlose Tauschmittel – ist den Menschen in ihren Beziehungen zueinander unentbehrlich. Weshalb aber gab es überall da, wo es keine gewaltsame Eintreibung von Steuern gab auch niemals Geld in seiner modernen Bedeutung und konnte es auch keines geben? Es gab, wie es bei den Fidschiinsulanern, den Kirgisen, den Afrikanern, den Phöniciern und überhaupt bei allen Völkern, die keine Steuern kennen, der Fall war und sein wird, immer nur entweder direkten Tausch von Ware gegen Ware, oder zufällige Wertzeichen: wie Schafe, Pelze, Häute, Muscheln. Geld in irgend einer Form kommt erst dann unter den Menschen in Kurs, wenn es zwangsweise von allen gefordert wird. Erst dann wird es jedem unentbehrlich, um sich von der rohen Gewalt loszukaufen, erst dann erhält es seinen dauernden Tauschwert. Und dann erhält nicht dasjenige seinen Wert, was den Tausch erleichtert, sondern das, was von der Regierung gefordert wird. Wird Gold verlangt, so wird Gold einen gewissen Wert haben, werden bunte Steine verlangt, so werden die bunten Steine einen Wert haben. Wenn es sich nicht so verhielte, wozu gäbe man dann dieses Tauschmittel aus, welches seit jeher das Vorrecht der Macht bedeutet hat und es auch heute noch bedeutet? Nehmen wir an, irgend ein Volk, die Fidschiinsulaner z. B., hätten ihr eigenes Tauschmittel festgesetzt – ei, so stellt es ihnen doch frei, ihren Tauschhandel zu betreiben, wie und womit sie wollen, und ihr, die ihr die Gewalt, d. h. die Zwangsmittel, in Händen habt, kümmert euch doch nicht darum, wie sie ihren Tausch betreiben wollen.

Aber da prägt ihr eine Menge Münzen, verbietet allen, die gleichen zu prägen, oder bedruckt auch Papierfetzen, bildet darauf die Züge der gekrönten Häupter ab, setzt eine besondere Unterschrift darunter, belegt die Nachahmung dieses Papiergeldes mit Strafen und verteilt es unter eure Getreuen. Und nun fordert ihr in Form von Staats- und Grundsteuern dieselben Münzen oder mit den gleichen Unterschriften versehene Papierscheine, und zwar so viele, daß der Arbeiter seine ganze Arbeitskraft dazu hergeben muß, um die gleichen Papierfetzen oder Münzen zu erwerben; und dann wollt ihr uns auch noch beweisen, daß wir dieses Geld notwendig brauchen – als Tauschmittel! Alle Menschen sind frei, kein Mensch unterdrückt den anderen und macht ihn zum Sklaven – nur das Geld ist das Hauptmoment in der menschlichen Gesellschaft, und das eherne Lohngesetz, nach welchem die Rente steigt, während der Arbeitslohn bis auf das zur Lebenshaltung unentbehrliche Minimum sinkt! Daß die Hälfte (die größere Hälfte) der russischen Bauern bei den Grundbesitzern und Fabrikanten Frohndienste thut, um Steuern, direkte wie indirekte, und Bodenabgaben aufzutreiben, das soll nicht darin seine Erklärung finden, was doch vollkommen einleuchtend ist, nicht darin, daß infolge der gewaltsamen Eintreibung der Kopfsteuer sowohl, als auch der indirekten und der Grundsteuern, die von den Grundbesitzern an die Regierung und ihre Diener in barem Gelde gezahlt werden müssen, die Arbeiter unter die Knechtschaft derer gezwungen werden, die das Geld eintreiben – sondern das soll bedeuten, daß es eben Geld als Tauschmittel giebt und daß daneben das eherne Lohngesetz Geltung hat!

Solange die Leibeigenen noch nicht befreit waren, konnte ich meinen Wanjka zwingen, jede beliebige Arbeit zu leisten, und wenn Wanjka sich weigerte, so schickte ich ihn auf die Polizei, wo er eine Tracht Prügel auf den Hintern erhielt, bis Wanjka eben nachgab. Wenn ich aber Wanjka über seine Kräfte anstrengte und ihm weder Land gab, noch für seine Ernährung sorgte, so kam die Sache vor die Obrigkeit und ich wurde zur Verantwortung gezogen. Jetzt aber sind die Leute alle frei, und doch kann ich den Wanjka, den Sidorka und den Petruschka zwingen, jede Arbeit zu verrichten, und sollten sie sich weigern, so gebe ich ihnen kein Geld, um ihre Steuern zu bezahlen, und man verprügelt ihnen den Hintern so lange, bis sie mir den Willen thun.

Außerdem kann ich einen Deutschen, einen Franzosen, einen Chinesen, einen Inder dadurch zwingen, für mich zu arbeiten, daß ich ihm, falls er sich weigern sollte, kein Geld gebe, um sich ein Stück Land zu pachten oder sich Brot zu kaufen, und zwar kann ich dies deshalb thun, weil er weder eigenes Land, noch Brot besitzt. Und wenn ich ihn zwingen sollte, ohne Nahrung über seine Kräfte zu arbeiten, wenn ich ihn unter der Last der Arbeit erdrücke, so darf mir niemand ein Wort sagen; und wenn ich noch obendrein einige nationalökonomische Bücher gelesen habe, so kann ich fest überzeugt sein, daß alle Menschen frei sind und daß durch das Geld keine Knechtschaft erzeugt wird.

Die Bauern wissen längst, daß man „mit einem Rubel schmerzhafter schlagen kann als mit einem Knüppel“. Aber nur die Nationalökonomen wollen dies nicht einsehen. Davon zu reden, daß das Geld keinerlei Knechtschaft zur Folge habe – das ist gleichbedeutend damit, als wenn man vor einem halben Jahrhundert hätte behaupten wollen, daß durch die Leibeigenschaft keine Knechtschaft bewirkt werde. Die Nationalökonomen sagen, daß das Geld, obgleich sein Besitz die einen in den Stand setzt, die anderen zu knechten, trotzdem nichts anderes als ein harmloses Tauschmittel sei.

Warum also hätte man vor einem halben Jahrhundert nicht behaupten sollen, daß die Leibeigenschaft, obgleich die Menschen durch sie in Sklaverei verfielen, kein Mittel der Knechtung, sondern nur ein harmloses Tauschmittel sei, wobei der eine harte Arbeit leiste, während der andere die Sorge um das körperliche und geistige Wohlbefinden der Leibeigenen und um die Organisation der Arbeit habe. Irre ich nicht, so sind derartige Behauptungen wirklich aufgestellt worden.

XIX.

Wenn diese Pseudo-Wissenschaft der Nationalökonomie sich nicht dasselbe Ziel gesteckt hätte, wie alle juristische Wissenschaft, nämlich eine Apologie der Gewalt zu liefern, so könnte sie sich der befremdenden Erscheinung nicht verschließen, daß die Verteilung des Reichtums, die Ausschließung eines Teiles der Menschheit von

Land- und Kapitalbesitz und die Knechtung der einen durch die anderen, daß alles dies in einer Abhängigkeit vom Gelde steht und daß in unserer Zeit der eine Teil der Menschheit nur vermittelst des Geldes aus der Arbeit der anderen Nutzen zieht, d. h. daß die einen die anderen in Knechtschaft erhalten.

Ich wiederhole, daß der Mensch, der im Besitz von Geld ist, alles Brot zusammenkaufen und einen anderen Hungers sterben lassen kann, oder ihn schließlich um des Brotes willen vollkommen in seine Gewalt bringen kann. Dies geschieht auch vor unseren Augen in gewaltigem Umfange. Man sollte meinen, daß man bestrebt sein müsse, dem inneren Zusammenhang dieser Knechtschaft mit dem Gelde nachzuforschen; die Wissenschaft jedoch behauptet mit vollkommener Bestimmtheit, das Geld stehe zur Unterdrückung der Menschen in keinerlei Beziehung.

Die Wissenschaft sagt: das Geld ist eine ebensolche Ware wie jede andere auch, deren Wert durch ihre Herstellungskosten bestimmt wird, nur besteht hierbei der Unterschied, daß diese Ware sich als das bequemste Tauschmittel zur Festsetzung der Preise, zu Sparzwecken und um Zahlungen zu leisten erwiesen hat: der eine hat Stiefel gefertigt, der andere Getreide produziert, wieder ein anderer hat Schafe gezüchtet, und nun wird zur Erleichterung des Austausches das Geld eingeführt, welches den der Arbeitsleistung entsprechenden Betrag repräsentiert und vermittelst dessen ein Paar Stiefel gegen eine Hammelbrust und zehn Pfund Mehl ausgetauscht werden können.

Die Vertreter dieser Pseudo-Wissenschaft stellen sich mit Vorliebe einen solchen Zustand vor; aber der hat in Wirklichkeit nirgends in der Welt existiert. Eine derartige Vorstellung entspricht am besten der vom unverdorbenen, vollkommenen Urzustand der menschlichen Gesellschaft, wie ihn sich die Philosophen früher gern ausmalten. Aber ein solcher Zustand hat niemals in der Welt bestanden. In allen menschlichen Gemeinschaften, wo das Geld als solches im Umlauf war, herrschte immer die Macht der Stärkeren und mit Waffen Versehenen über den Schwächeren und Unbewaffneten. Und überall, wo die Gewalt herrschte, da mußte das als Wertzeichen dienende Geld, sei es nun in Form von Vieh, Pelzen, Fellen, Metallen, stets diese Bedeutung verlieren und zum Mittel des Loskaufs von der Gewalt werden. Das Geld besitzt zweifellos die ihm von der

Wissenschaft zuerkannten harmlosen Eigenschaften, aber diese könnten nur in einer solchen Gesellschaft zur Geltung kommen, in der es keine Vergewaltigung der einen durch die anderen gäbe – nämlich im Idealzustand der Gesellschaft; aber in einem solchen gäbe es gar kein Geld als allgemeinen Wertmesser der Dinge, wie es auch in allen denjenigen menschlichen Gemeinwesen gefehlt hat, die der allgemeinen Vergewaltigung durch den Staat nicht ausgesetzt waren. In allen uns bekannten Gemeinwesen aber, wo das Geld im Umlauf ist, erhält es nur aus dem Grunde die Bedeutung eines Tauschmittels, weil es eine Handhabe zur allgemeinen Vergewaltigung bildet. Und seine Hauptbedeutung liegt nicht darin, daß es als Mittel zum Austausch der Waren verwandt wird, sondern daß es der Gewalt dient. Da, wo die Gewalt herrscht, kann das Geld nicht als gerechtes Tauschmittel Verwendung finden, weil es keinen wirklichen Wertmesser der Dinge abgeben kann. Und zwar kann es dies aus dem Grunde nicht, weil von dem Augenblick an, wo es auch nur einem Menschen gestattet wird, dem anderen die Früchte seiner Arbeit zu rauben, dieser Wertmesser seine Geltung verliert. Wenn Pferde und Kühe, die von ihren Besitzern aufgezogen, dann aber den rechtmäßigen Eigentümern mit Gewalt abgenommen worden sind, auf einen Viehmarkt gebracht werden, so kann selbstverständlich der Wert der Pferde und Kühe auf diesem Viehmarkt nicht mehr der zu ihrer Aufzucht aufgewendeten Arbeit entsprechen; infolgedessen werden auch die Preise aller anderen Gegenstände sich im Verhältnis zu dieser Wertänderung regulieren, so daß das Geld nicht mehr den wahren Wert dieser Gegenstände repräsentieren wird. Ferner, wenn es möglich ist, sich mit Gewalt eine Kuh, ein Pferd, ein Haus anzueignen, so muß man sich durch dieselbe Gewalt auch noch das Geld selbst aneignen und für dieses beliebige Produkte erwerben können. Wenn aber das Geld selbst durch Gewalt erlangt und zur Erwerbung von Erzeugnissen verwandt werden kann, so verliert dieses Geld vollständig jede Ähnlichkeit mit einem Tauschmittel. Ein Mensch, der jemandem mit Gewalt Geld entrissen hat und es für Produkte der Arbeit wieder hergiebt, macht kein Tauschgeschäft, sondern nimmt sich mittelst des Geldes alles das, was er braucht.

Aber selbst wenn es auch in der Welt eine solche imaginäre, unmögliche Gesellschaft gäbe, in der dem Geld – Silber oder Gold – die

Bedeutung eines Wertmessers oder eines Tauschmittels zukäme, ohne daß eine allgemeine Vergewaltigung der Menschen durch den Staat stattfände, so würde das Geld in einem solchen Gemeinwesen gleich bei dem ersten Auftreten der Gewalt seine Bedeutung einbüßen. Man stelle sich vor, daß die Gewalt in einem solchen Gemeinwesen in der Person eines Eroberers aufträte. Dieser Gewalthaber wird sich, sagen wir, die Kühe, Pferde, Kleidungsstücke und Häuser der Bewohner aneignen; aber dieser Besitz wird für ihn mit Unbequemlichkeiten verbunden sein, und daher wird er naturgemäß auf den Gedanken kommen, sich auch das anzueignen, was in diesem Gemeinwesen alle Arten von Wert repräsentiert und gegen alle möglichen Dinge umgetauscht werden kann – eben das Geld. Aber von diesem Augenblick an wird das Geld in diesem Gemeinwesen seine Bedeutung als Wertmesser der Dinge verloren haben, weil die Schätzung des Wertes aller Dinge immer von der Willkür des Machthabers abhängen wird. Derjenige Gegenstand, der für ihn unentbehrlicher sein wird und für dessen Erwerbung er mehr Geld wird hergeben wollen, wird einen größeren Wert haben, und umgekehrt. So kommt es, daß das Geld in einem vergewaltigten Gemeinwesen sofort einzig und allein für den Machthaber eine überwiegende Bedeutung erhält und daß es für die Unterworfenen nur insofern und in dem Maße seine Bedeutung als Tauschmittel beibehält, als es für den Machthaber von Vorteil ist.

Betrachten wir uns einmal die Sache im Kleinen. Die Leibeigenen liefern dem Gutsherrn Leinwand, Hühner, Schafe und arbeiten gegen Taglohn. Der Gutsherr führt statt dieser Naturalleistungen eine Geldsteuer ein und setzt Preise für die verschiedenen Produkte fest.

Wer weder Leinwand, noch Brot, Vieh oder Arbeitskräfte besitzt, kann sich statt dessen mit einer bestimmten Geldsumme abfinden. Offenbar wird in der Gemeinde der diesem Gutsherrn zugehörigen Bauern der Wert der Produkte stets von der Willkür des Gutsherrn abhängig sein. Dieser braucht die ihm gelieferten Produkte, und je nachdem er die einen nötiger hat als die anderen, setzt er die verschiedenen Werte für diese Produkte fest. Es ist also einleuchtend, daß der Preis, welchen die Steuerzahlenden für diese Produkte zu entrichten haben, sich nur nach der Willkür oder den Bedürfnissen des Gutsherrn richtet. Hat der Gutsherr Getreide nötig, so setzt er einen hohen Preis für das Recht der Nichtlieferung eines bestimm-

ten Quantums Getreide fest, und einen niederen Preis für die Nichtlieferung von Leinwand, Vieh, oder auch er erläßt ihm den Nachweis der von ihm geleisteten Arbeit; es werden daher diejenigen, die kein Getreide besitzen, ihre Arbeitskraft an andere verkaufen, ebenso wie ihre Leinwand und ihr Vieh, um sich in den Stand zu setzen, Getreide für den Gutsherrn zu erwerben. Will aber der Gutsherr alle Abgaben in Geldsteuern verwandeln, so wird der Wert der Produkte wiederum nicht von der Arbeitsleistung abhängen, sondern erstens von der Menge des vom Gutsherrn geforderten Geldes, und zweitens davon, welche unter den von den Bauern hervorgebrachten Produkten für den Gutsherrn einen größeren Gebrauchswert haben; und deshalb zahlt er für die einen Produkte mehr und für die anderen weniger.

Die Eintreibung des Geldes von den Bauern durch den Gutsherrn wäre nur in dem Fall ohne Einfluß auf den Wert der von ihnen erzeugten Produkte, wenn erstens die diesem Herrn gehörigen Bauern isoliert von anderen Menschen lebten und keinen anderen Verkehr hätten, als den untereinander und mit ihrem Gutsherrn, und zweitens, wenn dieser das Geld nicht zum Kauf von heimatlichen, sondern von auswärtigen Produkten verwenden würde. Nur unter diesen beiden Bedingungen würde der Wert der Produkte, wenn er auch nominell eine Änderung erlitten hätte, relativ ein normaler bleiben, und das Geld würde die Bedeutung eines Maßes für Wert und Tausch besitzen. Wenn aber die Bauern in wirtschaftlichen Beziehungen zu den Bewohnern der Umgegend stehen, so wird erstens der größere oder geringere Wert ihrer Erzeugnisse im Vergleich mit denen ihrer Nachbarn von der größeren oder geringeren Menge des Geldes abhängig sein, welches der Gutsherr ihnen abfordert. (Fordert der Gutsherr von den Nachbarn weniger Geld als von ihnen, so werden die Erzeugnisse der ersteren billiger verkauft werden, als die ihrer Nachbarn, und umgekehrt.) Und zweitens würden die von dem Gutsherrn an die Bauern gestellten Geldforderungen nur in dem Falle keinen Einfluß auf den Wert der Produkte ausüben können, wenn der Gutsherr das angesammelte Geld nicht zum Ankaufe der Erzeugnisse seiner eigenen Bauern verwenden würde. Wenn es aber zu diesem Zweck verwendet wird, so ist es einleuchtend, daß das Verhältnis der Werte der verschiedenen Produkte ein immer wechselndes sein muß, und zwar je nachdem der Gutsherr

dem einen oder dem anderen Erzeugnisse den Vorzug giebt. Nehmen wir an, daß der eine Gutsherr eine sehr hohe Abgabe festgesetzt hätte und sein Nachbar eine geringere, so ist es klar, daß im Machtbereich des ersteren alle Erzeugnisse billiger zu haben sein werden, als in der Gemeinde des letzteren, und daß ferner die Preise in der einen oder der anderen Gemeinde nur von der Erhöhung oder der Verminderung der Abgabe abhängig sein werden. So verhält es sich mit einer der Wirkungen der Gewalt auf die Preise.

Eine andere, aus der ersteren hervorgehende Wirkung wird in dem relativen Werte aller Produkte bestehen. Nehmen wir an, ein Gutsbesitzer habe eine Vorliebe für Pferde, für die er hohe Preise bezahlt; ein anderer aber habe eine Vorliebe für Handtücher, die er teuer bezahlt. Es ist klar, daß in den Gemeinden beider Gutsbesitzer Pferde und Handtücher teuer sein werden, und daß der Preis dieser Kaufobjekte in keinem Verhältnis zu dem der Kühe und des Getreides stehen wird. Stirbt morgen der Liebhaber der Handtücher und sein Nachfolger hat eine Vorliebe für Hühner, so wird offenbar der Preis der Handtücher sinken und der der Hühner wird steigen.

Da, wo in der menschlichen Gesellschaft die Gewalt des einen über die anderen herrscht, wird die Bedeutung des Geldes als eines Wertmessers immer von der Willkür des Machthabers abhängig sein, und seine Bedeutung als Mittel zum Austausch von Arbeitsprodukten wird fortan nur darin bestehen, daß es zum bequemsten Mittel wird, um fremde Arbeit auszunutzen. Der Unterdrücker braucht das Geld nicht zum Tausch und auch nicht zur Wertbestimmung der Dinge – er selbst bestimmt ja diese Werte –, sondern er braucht es zur bequemeren Handhabung der Gewalt. Mit anderen Worten, das Geld wird aufgespeichert, und durch eben dieses Geld kann die größte Anzahl von Menschen in Knechtschaft erhalten werden. Es wäre unbequem, wollte er alles Vieh wegnehmen, um stets die nötige Anzahl Pferde, Kühe und Schafe zu seiner Verfügung zu haben, denn er müßte für deren Unterhalt sorgen; ebenso verhält es sich mit dem Getreide – es könnte verderben; das gleiche gilt von der Arbeit, von der Taglöhnerarbeit: einmal braucht man tausend Arbeiter, ein andermal keinen einzigen. Das Geld, welches der Unterdrücker denjenigen abverlangt, die keines haben, gewährt ihm die Möglichkeit, sich alle Unzuträglichkeiten fernzuhalten und sich jederzeit das, was er braucht, zu verschaffen; nur dazu hat er

eigentlich Geld nötig. Außerdem bedarf er des Geldes auch noch zu dem Zwecke, damit sein Anrecht auf Ausbeutung fremder Arbeit nicht nur auf eine gewisse Anzahl von Menschen beschränkt bleibe, sondern damit es auf alle Geldbedürftigen ausgedehnt werden könne. Zur Zeit, als es noch kein Geld gab, konnte jeder Gutsherr lediglich aus der Arbeit *seiner* Leibeigenen Nutzen ziehen; nachdem aber beispielsweise zwei Gutsherren übereingekommen waren, von ihren Leibeigenen Geld zu verlangen, welches diese nicht besaßen, da begannen beide gemeinsam, ohne Unterschied, alle auf den beiden Gütern verfügbaren Arbeitskräfte auszubeuten.

Aus diesen Gründen findet der Unterdrücker es vorteilhafter, alle seine Ansprüche auf fremde Arbeit in Form von Geld zu erheben, und nur zu diesem Zwecke braucht er Geld. Für den Unterdrückten aber, für den, der seiner Arbeitserzeugnisse beraubt wird, kann das Geld nicht zum Umtausch von Produkten notwendig sein, denn er kann dies auch ohne Vermittlung des Geldes thun, wie es bei allen nicht staatlich organisierten Völkern der Fall war. Ebenso wenig braucht er Geld zur Feststellung des Wertes der Dinge, denn diese Feststellung geschieht ohne sein Zuthun; ebenso wenig braucht er es zu Sparzwecken, denn der, dem die Produkte seiner Arbeit abgenommen werden, kann sich nichts ersparen; auch um Zahlungen zu leisten, braucht er es nicht, denn der Unterdrückte wird sowohl in dem Falle, daß er mehr zu zahlen hat, als er einnimmt, als auch dann, wenn er mehr zu bekommen hat, seine Zahlung nicht in Geld, sondern in Waren erhalten. Und zwar geschieht dies ebensowohl in dem Falle, daß er sich für die geleistete Arbeit seinen Bedarf direkt im Laden seines Herrn holt, als auch dann, wenn er seinen ganzen Verdienst dazu verwendet, um sich seine Lebensmittel in anderen Läden zu kaufen. Man verlangt von ihm Geld, indem man ihm gleichzeitig zu verstehen giebt, daß er, falls er nicht zahlen sollte, kein Land oder Brot erhalten wird, oder daß man ihm seine Kuh oder sein Haus nehmen, ihn zur Taglöhnerarbeit zwingen oder ins Gefängnis stecken wird. Diesem Schicksal kann er nur dadurch entgehen, daß er die Produkte seiner Arbeit, sowie seine Arbeitskraft selbst verkauft, und zwar zu Preisen, die nicht durch gerechten Tausch, sondern durch die Gewalt bestimmt werden, die das Geld ihm aufdringt.

Unter diesen Bedingungen, unter denen eine solche Einwirkung

der Steuern und Abgaben auf die Preise stattfindet, Bedingungen, die sich immer und überall wiederholen – bei dem Gutsbesitzer im kleinen und in dem Staatswesen im großen Maßstab –, unter diesen Umständen, unter denen die Ursachen der Preisschwankungen jedem Menschen ebenso einleuchtend sind, wie es dem hinter den Kulissen Stehenden einleuchtet, warum sich die Beine der Drahtpuppe heben und senken – unter solchen Umständen davon reden zu wollen, daß das Geld ein Tauschmittel und ein Wertmesser sei, ist zum mindesten sonderbar.

XX.

Jede Art der Knechtung eines Menschen durch einen anderen ist immer nur darauf begründet, daß der eine dem anderen das Leben nehmen und, indem er in dieser drohenden Haltung verharrt, ihn unter seinen Willen zwingen kann.

Man kann mit Sicherheit behaupten, daß das Vorhandensein der Knechtschaft unter den Menschen, d. h. eine durch den Willen des einen gegen den Willen des anderen erzwungene Leistung gewisser Handlungen nur durch die Gewalt bedingt ist, durch welche das Leben des Menschen bedroht wird. Wenn der Mensch seine ganze Arbeitskraft anderen zuwendet, sich mangelhaft ernährt, seine halbwüchsigen Kinder zu schwerer Arbeit bei Fremden anhält, wenn er seinen Grund und Boden verläßt und sein ganzes Dasein einer verhaßten und für ihn selbst unnützen Arbeit widmet, wie dies vor unseren Augen, in unserer Gesellschaft geschieht (welche wir zivilisiert nennen, weil wir in ihr leben), so kann man mit Bestimmtheit behaupten, daß er alles dies nur aus dem Grunde thut, weil sein Leben im Falle der Nichtausführung dieser Leistungen bedroht ist. Und darum befindet sich in unserer gebildeten Welt, wo die Mehrzahl der Menschen unter den schrecklichsten Entbehrungen verhaßte und unnütze Dienste verrichtet, die große Masse der Menschen im Zustand der auf Bedrohung des Lebens begründeten Knechtschaft. Worin besteht nun diese Knechtschaft und diese Bedrohung des Lebens?

In früheren Zeiten war die Art und Weise, in welcher die Men-

schen geknechtet und in ihrem Leben bedroht wurden, sehr einfach: man bediente sich der primitiven Art der Knechtung, die in der direkten Bedrohung der Menschen durch das Schwert bestand. Der Bewaffnete sprach zum Unbewaffneten: „Ich kann dich töten, wie ich es eben vor deinen Augen mit deinem Bruder gemacht habe, ich will es aber nicht thun, ich gewähre dir Gnade – vor allem deswegen, weil es sowohl für mich, als auch für dich von größerem Vorteil sein wird, wenn du für mich arbeitest, als wenn ich dich töte! Thue daher alles, was ich dir befehle; solltest du dich aber weigern, so töte ich dich.“ Und der Unbewehrte unterwarf sich dem Bewaffneten und that alles, was er ihm befahl. Der Wehrlose arbeitete, der Bewaffnete drohte. Das war jener Zustand der persönlichen Knechtschaft, wie er ursprünglich bei allen Völkern hervortritt und auch jetzt noch bei wilden Stämmen besteht. Diese Form der Knechtschaft tritt im Anfang überall auf. Aber mit den sich immer mehr komplizierenden Verhältnissen im Leben der Völker ändert sich diese Form. Diese Art der Knechtschaft bringt, je verwickelter die Lebensbedingungen werden, große Nachteile für den Unterdrücker mit sich. Der Unterdrücker muß den Schwächeren ernähren und kleiden, um seine Arbeitskraft auszubeuten, d. h. er muß ihn in einem solchen Zustand erhalten, in dem er seine Arbeitsfähigkeit beibehält. Dadurch wird die Zahl der Geknechteten beschränkt. Ferner ist durch diese Art der Knechtschaft der Mächtigere gezwungen, den Unterdrückten unaufhörlich in Furcht vor dem angedrohten Tode zu halten. Und so bildet sich denn eine andere Form der Knechtung heraus.

Vor fünftausend Jahren wurde, wie dies in der Bibel zu lesen steht, durch den schönen Joseph diese neue, bequemere und weitgreifende Art der Knechtung erfunden. Dieses Mittel ist dasselbe, welches in unserer Zeit zur Zähmung widerspenstiger Pferde und wilder Tiere in Zwingern angewandt wird. Dieses Mittel – ist der Hunger. Der Bericht über diese Erfindung in der Bibel lautet folgendermaßen:

Genesis, Kap. 41, Vers 48: Und sammelten alle Speisen der sieben Jahre, so im Lande Ägypten waren, und thaten sie in die Städte. Was für Speise auf dem Felde einer jeglichen Stadt umherwuchs, das thaten sie hinein.

49: Also schüttete Joseph das Getreide auf über die Maße viel,

wie Sand am Meere, also daß er aufhörte zu zählen, denn man konnte es nicht zählen.

53: Da nun die sieben reichen Jahre um waren im Lande Ägypten,

54: da fingen an die sieben teueren Jahre zu kommen, da Joseph davon gesagt hatte. Und es war eine Teuerung in allen Landen, aber in ganz Ägyptenland war Brot.

55: Da nun das ganze Ägyptenland auch Hunger litt, schrie das Volk zu Pharao um Brot. Aber Pharao sprach zu allen Ägyptern: Gehet hin zu Joseph, was euch der saget, das thut.

56: Als nun im ganzen Lande Teuerung war, that Joseph allenthalben Kornhäuser auf und verkaufte den Ägyptern. Denn die Teuerung war groß in allen Landen.

57: Und alle Lande kamen, in Ägypten zu kaufen bei Joseph, denn die Teuerung war groß in allen Landen.

Indem Joseph das ursprüngliche Mittel, die Menschen zu knechten, nämlich die Bedrohung mit dem Schwert, in Anwendung brachte, sammelte er in den fruchtbaren Jahren das Getreide und wartete die schlimmen Jahre ab, die gewöhnlich auf die guten folgen. Das weiß jeder auch ohne die Traumgesichter Pharaos; und durch dieses Mittel – den Hunger –, wußte er in nachdrücklicherer und für Pharao bequemerer Weise sowohl die Ägypter, als auch die benachbarten Völker unter das Joch der Knechtschaft zu bringen. Als aber das Volk Hunger zu leiden begann, da verstand er es, die Sache so einzurichten, daß er es für immer in seiner Gewalt behielt – wiederum durch den Hunger.

Im Kapitel 47 wird auch das beschrieben:

Vers 13: Es war aber kein Brot in allen Landen, denn die Teuerung war fast so schwer, daß das Land Ägypten und Kanaan verschmachteten vor der Teuerung.

14: Und Joseph brachte alles Geld zusammen, das in Ägypten und Kanaan gefunden ward, um das Getreide, das sie kauften, und er that alles Geld in das Haus Pharao.

15: Da nun Geld gebrach im Lande Ägypten und Kanaan, kamen alle Ägypter zu Joseph und sprachen: Schaffe uns Brot; warum lassest du uns vor dir sterben darum, daß wir ohne Geld sind?

16: Joseph sprach: Schaffet euer Vieh her, so will ich euch um das Vieh geben, weil ihr ohne Geld seid.

17: Da brachten sie Joseph ihr Vieh, und er gab ihnen Brot um ihre Pferde, Schafe, Rinder und Esel. Also ernährte er sie mit Brot das Jahr um alle ihr Vieh.

18: Da das Jahr um war, kamen sie zu ihm im andern Jahr und sprachen zu ihm: Wir wollen unserem Herrn nichts verbergen, daß nicht allein das Geld, sondern auch alles Vieh dahin ist zu unserem Herrn, und ist nichts mehr übrig vor unserem Herrn, denn nur unsere Leiber und unser Feld.

19: Warum lassest du uns vor dir sterben, und unser Feld ? Kaufe uns und unser Land ums Brot, daß wir und unser Land leibeigen seien dem Pharao; gieb uns Samen, daß wir leben und nicht sterben, und das Feld nicht verwüste.

20: Also kaufte Joseph dem Pharao das ganze Ägypten. Denn die Ägypter verkauften ein jeglicher seinen Acker, denn die Teuerung war zu stark über sie. Und ward also das Land Pharao eigen.

21: Und er teilte das Volk auf in die Städte, von einem Ort Ägyptens bis ans andere.

22: Ausgenommen der Priester Feld, das kaufte er nicht; denn es war von Pharao für die Priester verordnet, daß sie sich nähren sollten von dem Benannten, das er ihnen gegeben hatte; darum durften sie ihr Feld nicht verkaufen.

23: Da sprach Joseph zu dem Volk: Siehe, ich habe heute gekauft euch und euer Feld dem Pharao, siehe, da habt ihr Samen und besäet das Feld.

24: Und von dem Getreide sollt ihr den Fünften Pharao geben, vier Teile sollen euer sein, zu besäen das Feld zu eurer Speise und für euer Haus und Kinder.

25: Sie sprachen: Laß uns nur leben und Gnade vor dir, unserem Herrn, finden; wir wollen gerne Pharao leibeigen sein.

26: Also machte Joseph ihnen ein Gesetz bis auf diesen Tag über der Ägypter Feld, den Fünften Pharao zu geben; ausgenommen der Priester Feld, das ward nicht eigen Pharao.

Früher mußte Pharao, um die Arbeitskraft der Leute auszubeuten, sie mit Gewalt zur Arbeit zwingen; jetzt aber, da die Vorräte und das Land in seinem Besitz waren, mußte er nur noch darauf bedacht sein, diese Vorräte mit Gewalt zu schützen, und so konnte er sie jetzt durch Hunger zwingen, für ihn zu arbeiten.

So hatte also Pharao den ganzen Grund und Boden, sowie auch

von allen Vorräten den für sich in Anspruch genommenen Teil in seinem bleibenden Besitz; und darum brauchte er von nun an, statt jeden einzelnen durch das Schwert zur Arbeit zu zwingen, nur noch die Vorräte durch Bewaffnete bewachen zu lassen. Die Menschen werden jetzt nicht mehr durch das Schwert, sie werden durch den Hunger in Knechtschaft erhalten.

In den Zeiten der Hungersnot können alle nach Gutdünken des Pharao dem Hungertode preisgegeben werden, und in einem guten Jahre kann er alle die, welche infolge ungünstiger Zufälle sich keinen Vorrat von Getreide aufspeichern können, dem Hunger anheim fallen lassen.

Und so bildet sich die zweite Art aus, wie die Menschen in Knechtschaft versetzt werden können: nicht direkt durch das Schwert, d. h. nicht dadurch, daß der Schwache vom Starken unter Bedrohung mit dem Tode zur Arbeit gezwungen wird, sondern dadurch, daß der Starke dem Schwachen seine Vorräte wegnimmt, daß er sie mit dem Schwerte schützt und ihn zwingt, für sein tägliches Brot Arbeit zu leisten.

Joseph sagt zu den Hungrigen: Ich könnte euch ja verhungern lassen, denn das Brot ist in meinen Händen, aber ich gewähre euch Gnade unter der Bedingung, daß ihr euch verpflichtet, für das Brot, das ich euch geben will, zu thun, was ich euch befehle.

Für die erste Art der Knechtung hatte der Starke nur Kriegsleute nötig, die die Bewohner beständig heimsuchten und die Forderungen des Gewalthabers unter Androhung des Todes erzwangen. Um diese Art der Knechtung durchzuführen, brauchte er nur mit seinem Kriegsvolk zu teilen. Bei der zweiten Form hat er, abgesehen von dem Kriegsvolk, dessen der Gewalthaber zum Schutz gegen die Hungrigen und zur Bewachung der Vorräte bedarf, auch noch Helfershelfer anderer Art nötig – alle die großen und kleinen Josephs, – die ihm als Verwalter und Verteiler des Getreides dienen müssen. Und der Machthaber ist gezwungen, mit ihnen zu teilen; so muß er dem Joseph ein goldgewirktes Kleid, einen goldenen Ring, Diener und Brot geben und Silber für seine Brüder und Verwandten. Ferner ist es im Wesen der Sache begründet, daß bei dieser zweiten Form der Knechtung nicht nur die Urheber der Gewaltthaten und ihre Familienangehörigen, sondern auch alle die, welche Vorräte von Getreide besitzen, zu Mitschuldigen der Unterdrücker werden.

Wie bei der ersten, auf rohe Gewalt gegründeten Form der Knechtung jeder, der eine Waffe besaß, zum Mitschuldigen des Gewalthabers wurde, so ist auch bei dieser zweiten, auf den Hunger gegründeten Form, ein jeder, der Vorräte besitzt, mitbeteiligt an der Gewaltthat und der aus ihr hervorgehenden Macht über die, denen diese Vorräte versagt sind.

Der Vorteil dieser Form gegenüber der ersteren besteht für den Machthaber darin, daß er es erstens – und das ist das wesentliche – nicht mehr nötig hat, die Arbeiter mit Gewalt seinem Willen zu unterwerfen, denn die Arbeiter kommen jetzt von selbst und verkaufen sich ihm. Und zweitens besteht der Vorteil darin, daß eine geringere Anzahl Menschen seiner Gewalt zu entschlüpfen vermag. Die Nachteile aber bestehen für den Gewalthaber nur darin, daß er gezwungen ist, unter diesen Verhältnissen mit einer größeren Anzahl von Leuten zu teilen.

Die Vorteile für die Unterdrückten bestehen darin, daß sie nicht mehr der rohen Gewalt preisgegeben sind, sondern sich selbst überlassen bleiben, so daß sie immer noch die Hoffnung haben, daß sie, was ja in Wirklichkeit manchmal vorkommt, bei einem glücklichen Zusammentreffen von Umständen, aus Unterdrückten zu Unterdrückern werden können. Die Nachteile bestehen aber darin, daß sie im allgemeinen eben niemals einem gewissen Maß von Unterdrückung zu entrinnen vermögen. Diese neue Form der Knechtung kam gewöhnlich gleichzeitig mit der alten in Anwendung, und der Starke beschränkte, je nach Maßgabe der Verhältnisse, die eine, oder erweiterte die andere.

Aber auch diese Art der Knechtschaft, einer möglichst großen Arbeiterzahl möglichst viele Arbeitsprodukte abzunehmen und sich möglichst viele Menschen zu unterjochen, genügt nicht mehr der Begierde des Starken. Den verwickelteren Lebensbedingungen entspricht diese Form nicht mehr, und eine neue Art der Knechtung tritt in die Erscheinung.

Dieses neue und dritte System ist das der Besteuerung. Es gründet sich wie das zweite auf den Hunger; aber zu dem Mittel, die Menschen durch Wegnahme des Brotes zu knechten, gesellt sich noch der Umstand, daß man sie auch anderer, unentbehrlicher Lebensbedürfnisse zu berauben sucht. Der Stärkere bestimmt, daß die Unterdrückten eine so große Anzahl jener Zeichen, die Geld bedeu-

ten – die er, der Stärkere, ja in seinem Besitze hat – zu liefern haben, daß sie, um dieser Forderung zu entsprechen, nicht nur gezwungen sind, mehr als das Fünftel von ihrem Brotvorrat zu verkaufen, das Joseph ihnen auferlegt hatte, sondern auch die allerunentbehrlichsten Dinge, wie Fleisch, Häute, Wolle, Kleidungsstücke, Brennholz, ja selbst ihre Wohnhäuser. Auf diese Weise erhält der Gewalthaber seine Sklaven immer in seiner Abhängigkeit, und zwar nicht nur durch Hunger und Durst, sondern auch durch die äußerste Not, durch Kälte und Entbehrungen aller Art.

Und so bürgert sich denn die dritte Form der Knechtung durch das Geld ein; sie besteht darin, daß der Starke zum Schwachen sagt: „Ich kann mit jedem einzelnen von euch alles thun, was ich will, kann jeden direkt mit meiner Büchse töten, kann euch durch Wegnahme des Grund und Bodens, der euch ernährt, dem Tod preisgeben, kann für die Wertzeichen, die ihr mir zu liefern gezwungen seid, alles Brot zusammenkaufen, das ihr zu eurer Ernährung braucht, und kann es an andere verkaufen; ich kann euch alle Hungers sterben lassen; ich kann euch alles nehmen, was ihr besitzt: euer Vieh, eure Wohnhäuser, eure Kleider; aber all das ist für mich unbequem und unangenehm, und deshalb stelle ich es euch frei, über eure Arbeitskraft und eure Arbeitsprodukte zu verfügen, wie ihr wollt, nur müßt ihr mir so und so viel von jenen Wertzeichen geben; die Größe meiner Forderungen bemesse ich je nach eurer Kopfzahl oder nach der Fläche des Bodens, auf dem ihr wohnt, oder nach der Menge der Nahrungsmittel und Getränke, die ihr braucht, oder nach dem Wert eurer Kleider oder eurer Wohnhäuser. Bringt mir diese Wertzeichen und schaltet im übrigen untereinander, wie ihr wollt; wisset aber das eine, daß es mir nicht einfällt, eure Witwen und Waisen, eure Kranken, Greise und Armen zu schützen und zu schirmen; ich werde einzig und allein darüber wachen, daß jene Wertzeichen in geregelter Weise in Umlauf gesetzt werden.“

„Nur wer mir, meiner Forderung gemäß, die festgesetzte Menge jener Wertzeichen regelmäßig auszahlt, der ist in meinen Augen im Recht, und diesen werde ich schützen. Auf welche Weise das Geld erworben wird – das ist mir gleichgültig.“ Und so giebt der Starke jene Wertzeichen aus, gleichsam als Quittungen dafür, daß seine Forderungen erfüllt worden sind.

Die zweite Form der Knechtung besteht darin, daß Pharao, in-

dem er den fünften Teil der Ernte für sich in Anspruch nimmt und sich Getreide aufspeichert, abgesehen von der persönlichen, durch das Schwert erzwungenen Knechtschaft, die Möglichkeit erlangt, in Gemeinschaft mit seinen Freunden in den Zeiten der Hungersnot sämtliche Arbeiter in seiner Gewalt zu haben, und bei Heimsuchungen, welche die einzelnen unter ihnen treffen, auch über diese Herr zu sein.

Die dritte Form der Knechtung besteht darin, daß Pharao den Arbeitenden mehr Geld abfordert, als der Teil des Getreides, den er ihnen nahm, wert war. Auf diese Weise gewinnen er und seine Freunde über die Arbeitenden ein neues Machtmittel, das nicht nur in Hungerszeiten und bei anderen zufälligen Heimsuchungen, sondern überhaupt immer wirksam ist. Bei der zweiten Form haben die Menschen Getreidevorräte, die ihnen, ohne daß sie gezwungen wären, sich knechten zu lassen, über kleinere Mißernten und andere zufällige Heimsuchungen hinweghelfen. Bei der dritten Form aber, bei der die Forderungen größer sind, werden ihnen ihre Vorräte an Getreide, sowie an allen möglichen anderen, zur Befriedigung der Lebensnotdurft unentbehrlichen Dingen abgenommen, so daß der Arbeiter, da ihm sowohl die Vorräte an Getreide, als auch an anderen Erzeugnissen, die er dagegen umtauschen könnte, fehlen, der Knechtschaft derer verfällt, die sich im Besitze von Geld befinden.

Zur Durchführung der ersten Form bedarf der Unterdrücker nur einer Anzahl Kriegsleute, mit denen er zu teilen hat. Im zweiten Falle bedarf er, außer den zum Schutz seines Grundbesitzes und seiner Getreidevorräte Angestellten, auch noch einer Anzahl von Leuten, die dieses Getreide einzusammeln und zu verteilen haben. Bei der dritten Form aber kann er nicht mehr allein im Besitz des gesamten Grund und Bodens sein, sondern er braucht, außer einer bewaffneten Macht zum Schutze seiner Ländereien und seiner Reichtümer, auch noch Grundbesitzer und Steuererheber, Beamte, welche die Steuern nach der Kopfzahl oder den Gebrauchsgegenständen zu regeln haben, ferner Aufseher, Zollbeamte, Verwalter der Gelder und Leute, welche die Münzen prägen.

Die Organisation des dritten Systems ist bei weitem verwickelter, als es bei dem zweiten der Fall ist. Bei diesem letzteren System kann er das Einsammeln des Getreides anderen überlassen, indem er es in Pacht giebt, wie es in früheren Zeiten geschah und auch jetzt

noch in der Türkei stattfindet; die Besteuerung der Unterdrückten aber erheischt ein verwickeltes Verwaltungssystem, eine Anzahl von Beamten, welche darüber zu wachen haben, daß die Steuerpflichtigen sich in keiner Weise der Zahlung dieser Steuer entziehen. Und aus diesem Grund ist der Unterdrücker bei dem dritten System gezwungen, mit einer noch größeren Anzahl von Leuten zu teilen, als bei dem zweiten. Außerdem liegt es auch noch im Wesen der Sache, daß alle die, welche Geld besitzen, an der Durchführung des dritten Systems teilnehmen – gleichviel, ob sie im Lande oder auswärts ansässig sind.

Die dem Unterdrücker erwachsenden Vorteile dieses Systems gegenüber dem ersten und zweiten sind folgende:

Erstens kann man sich auf bequemere Art und Weise eine größere Menge von Arbeitskraft nutzbar machen. Die Geldsteuer läßt sich nämlich am besten mit einer Schraube vergleichen: man kann sie leicht und bequem bis zum Äußersten festschrauben, und zwar so stark, daß jene goldene Henne grade noch leben kann, so daß man nicht, wie zu Josephs Zeiten, genötigt ist, das Hungerjahr abzuwarten, – die Hungersnot ist für alle Zeiten eingeführt.

Zweitens besteht der Vorteil darin, daß bei diesem System die Vergewaltigung sich auf alle erstreckt, die früher, da sie kein Land besaßen, nicht in Mitleidenschaft gezogen wurden; denn diese gaben früher nur einen Teil ihrer Arbeitskraft her, um Brot zu erlangen, jetzt aber müssen sie außer diesem Teil auch noch ein gewisses Quantum ihrer Arbeitskraft abgeben, um dem Gewalthaber die Steuer entrichten zu können. Der Nachteil für den Unterdrücker besteht aber darin, daß er nicht nur mit einer großen Anzahl derjenigen teilen muß, die ihn bei der Durchführung dieses Systems direkt unterstützen, sondern auch noch mit all den privaten Grundbesitzern, welche gewöhnlich bei dieser Form der Unterdrückung auftreten; ferner muß er auch mit allen denen teilen, sowohl mit Inländern als Ausländern, welche ihrerseits im Besitz des Geldes sind, das den Unterdrückten abgefordert wird. Im Vergleich mit dem zweiten System besteht für den Unterdrückten der Vorteil des dritten nur in einem Punkt: nämlich in der größeren persönlichen Unabhängigkeit von dem Unterdrücker; er kann leben, wo er will, treiben, was er will, kann Getreide säen oder auch nicht; er braucht niemandem Rechenschaft über seine Arbeit abzulegen, er kann sich,

wenn er Geld hat, vollständig als seinen eigenen Herrn betrachten und immer die Hoffnung hegen, daß er, wenigstens auf einige Zeit, wenn er einmal so viel Geld erübrigt hat, um sich ein Stück Land zu kaufen, nicht nur in eine völlig unabhängige Lage kommen, sondern sich selbst einmal zum Unterdrücker aufschwingen kann.

Der Nachteil für die Unterdrückten besteht aber darin, daß ihre Lage, alles in allem genommen, eine viel schlimmere ist und sie des größten Teils ihrer Arbeitsprodukte beraubt werden; denn bei diesem dritten System ist die Anzahl der Leute, die aus der Arbeit anderer Nutzen ziehen, eine noch größere, und daher fällt die Last, für ihren Unterhalt zu sorgen, einer geringeren Anzahl von Unterdrückten zu.

Dieses dritte System der Unterdrückung ist ebenfalls schon sehr alt und tritt zu gleicher Zeit mit den beiden früheren in die Erscheinung, ohne sie jedoch gänzlich auszuschließen. Alle drei Arten der Unterdrückung der Menschen haben niemals aufgehört zu existieren. Man kann sie, wie schon erwähnt, sämtlich mit Schrauben vergleichen, durch welche das Brett, das auf die Arbeiter gelegt ist, heruntergedrückt wird und auf ihnen lastet.

Die wichtigste, die Hauptschraube, ist die mittlere, es ist die, ohne welche die anderen Schrauben keinen Halt haben; sie wird zuerst festgeschraubt und niemals gelockert; es ist die Schraube der persönlichen Knechtschaft, der Unterdrückung der einen durch die anderen vermittelst der Bedrohung durch das Schwert.

Die zweite Schraube, die nach der ersten festgeschraubt wird, ist die Knechtung der Menschen durch Wegnahme von Land und Nahrungsmitteln – ein durch direkte Bedrohung mit dem Tode unterstützter Raub.

Die dritte Schraube ist die Knechtung der Menschen mit Hilfe der Wertzeichen des Geldes, das sie nicht besitzen, eine Knechtung, die gleichfalls durch die Androhung des Todes unterstützt wird.

Alle drei Schrauben sind fest eingeschraubt, und nur wenn die eine stärker angezogen wird, lockern sich die anderen. Zur völligen Knechtung des Arbeiters sind alle drei Schrauben unentbehrlich, und in unserer Gesellschaft kommen immer alle drei Arten der Knechtung in Anwendung – alle drei Schrauben sind immer fest eingeschraubt.

Die erste Art der Unterdrückung der Menschen durch persönli-

chen Zwang und Bedrohung mit dem Schwert hat niemals aufgehört und wird so lange bestehen bleiben, als es überhaupt Unterdrückung der einen durch die anderen in der Welt geben wird; denn sie ist die Grundbedingung für jede Art der Knechtung.

Wir alle sind naiv genug, zu glauben, die persönliche Sklaverei sei in unserer zivilisierten Welt abgeschafft, ihre letzten Reste seien in Amerika und Rußland vernichtet worden, und es gäbe jetzt nur noch bei den Wilden eine Sklaverei, bei uns aber nicht. Wir vergessen hierbei nur einen geringfügigen Umstand – jene Hunderte von Millionen, welche unsere stehenden Heere ausmachen, ohne die kein einziger Staat existiert und durch deren Abschaffung unvermeidlich der ganze wirtschaftliche Bau eines jeden Staatswesens zusammenstürzen würde. Was sind denn diese Millionen von Soldaten anderes als die persönlichen Sklaven derer, die ihnen zu befehlen haben? Sind denn diese Leute etwa nicht gezwungen, sich ohne Einschränkung dem Willen ihrer Vorgesetzten zu unterwerfen, unter Androhung von Mißhandlungen und des Todes, Drohungen, die schon so oft ausgeführt worden sind? Der Unterschied besteht nur darin, daß die Unterwerfung dieser Sklaven nicht *Sklaverei*, sondern *Disziplin* genannt wird, und daß jene von Geburt bis zum Grabe Sklaven waren, während diese es nur während der längeren oder kürzeren Dauer ihres sogenannten Dienstes sind. In unserer zivilisierten Gesellschaft ist die persönliche Sklaverei nicht nur nicht abgeschafft, sondern mit der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht ist sie in der letzten Zeit nur noch gefördert worden; die Sklaverei ist dieselbe geblieben wie immer, nur ihre Form hat sich geändert. Und es kann auch nicht anders sein; denn solange es Unterdrückung der einen durch die anderen geben wird, so lange wird auch die persönliche Sklaverei dauern, d. h. diejenige, durch welche unter Bedrohung mit dem Schwert der auf Ausbeutung durch Grundbesitz und Besteuerung beruhenden Unterdrückung Vorschub geleistet wird. Möglich, daß diese Sklaverei, d. h. die Armeen, wie uns gesagt wird, unentbehrlich sind zur Verteidigung und zum Ruhme des Vaterlandes; aber dieser Nutzen ist ein mehr als zweifelhafter, denn wir sehen, wie diese Einrichtung nach unglücklichen Kriegen zum Verlust der Unabhängigkeit führt und Schimpf und Schande über das Vaterland bringt. Aber zweifellos ist die Sklaverei durchaus zweckentsprechend, um der Ausbeutung durch Grundbesitz und

Besteuerung als Stütze zu dienen. Die irischen oder russischen Bauern sollen einmal versuchen, von Ländereien Besitz zu ergreifen, die Heere werden anrücken und sie zurückerobern; oder errichtet eine Branntweinbrennerei oder Brauerei und versucht es, die Steuern dafür nicht zu bezahlen, die Soldaten werden kommen und die Fabrikation außer Betrieb setzen. Versucht es, die Bezahlung eurer Steuern zu verweigern – es wird dasselbe geschehen.

Die zweite Schraube ist die Unterdrückung der Menschen durch Wegnahme ihres Landes und damit ihrer Nahrungsvorräte. Dieses System der Unterwerfung hat ebenfalls schon immer bestanden und wird immer da bestehen, wo die Menschen geknechtet sind. Wie sehr es auch seine äußere Form ändern mag, es existiert in Wirklichkeit überall. Hier gehört das ganze Land dem Herrscher, wie es in der Türkei der Fall ist, und der Zehnte fällt der Staatskasse zu. Dort gehört nur ein Teil dem Herrscher und wird besteuert, oder das ganze Land gehört einer kleinen Zahl von Leuten, und es muß ein gewisser Arbeitsbetrag dafür geleistet werden, wie es in England der Fall ist; oder ein größerer oder kleinerer Teil gehört den Großgrundbesitzern, wie in Rußland, Deutschland und Frankreich; kurz überall, wo es Unterdrückung giebt, da existiert auch eine Aneignung von Land durch Unterdrückung. Die Schraube dieser Unterdrückung wird gelockert oder angezogen, je nachdem, wie fest die anderen Schrauben angezogen sind; so wurde in Rußland zur Zeit, als die persönliche Leibeigenschaft sich auf die Mehrzahl der Arbeiter erstreckte, die Knechtung durch Wegnahme von Land überflüssig, und andererseits wurde die Schraube der Leibeigenschaft in Rußland erst gelockert, als die Schraube der Knechtung durch den Grundbesitz und durch die Besteuerung fester angezogen wurde. Jeder einzelne wurde einer bestimmten Gemeinde zugeteilt, die Auswanderung, sowie jede Übersiedelung wurden erschwert, Grund und Boden wurde eingezogen oder Privatleuten übergeben, und dann ließ man die Leute frei laufen! In England äußert sich z. B. die Unterdrückung hauptsächlich durch Wegnahme von Landbesitz, und die Frage der Nationalisierung des Bodens besteht nur darin, daß die Steuerschraube fester angezogen wird, damit die Bodenschraube gelockert werde.

Die dritte Art der Knechtung durch Abgaben oder Besteuerung bestand auch schon überall und ist nur in unserer Zeit mit der

Ausbreitung der in den verschiedenen Staaten gültigen Geldmünzen und mit dem Stärkerwerden der Staatsgewalt zu einer größeren Machtentfaltung gelangt. Dieses System hat sich in unserer Zeit so sehr entwickelt, daß es schon danach strebt, die zweite Art der Knechtung – die durch Wegnahme von Grund und Boden – zu verdrängen.

Das ist die Schraube, durch deren Anziehen die Bodenschraube gelockert wird, wie dies bei den wirtschaftlichen Zuständen in ganz Europa zu Tage tritt. Wir selbst haben noch in Rußland zwei solche Übergänge der Sklaverei aus der einen Form in die andere miterlebt: als die Leibeigenen freigegeben wurden und die Grundbesitzer das Recht auf den größten Teil des Bodens erhielten, da fürchteten die Grundbesitzer, ihrer Macht über ihre Sklaven verlustig zu gehen; aber die Erfahrung zeigte, daß sie nur nötig hatten, die alte Kette der gewöhnlichen Knechtung aus der Hand zu geben, um sich einer anderen zu bemächtigen – nämlich der Knechtung durch Aneignung von Grund und Boden. Der Bauer hatte nicht genügend Brot für seinen Lebensunterhalt, der Grundbesitzer aber besaß Land und Getreidevorräte, und so kam es, daß der Bauer derselbe Sklave blieb wie vorher.

Der zweite Übergang trat ein, als die Regierung durch ihre Steuern die andere Schraube – die Steuerschraube – fester anzog und die Mehrzahl der Arbeiter gezwungen war, sich den Grundbesitzern und den Fabriken als Sklaven zu verkaufen. Und diese neue Form der Sklaverei lastete auf dem Volk mit noch schwererem Druck, so daß neun Zehntel der russischen Arbeitsbevölkerung nur deshalb im Dienste der Grundbesitzer und Fabrikanten arbeitet, weil sie durch die staatlichen und Bodensteuern dazu gezwungen werden. Das ist so einleuchtend, daß, wenn die Regierung einmal versuchen wollte, ein Jahr lang die direkten, indirekten und Bodensteuern nicht zu erheben, alle Arbeit auf den fremden Feldern und in den Fabriken ins Stocken geraten würde. Neun Zehntel des russischen Volkes verdingen sich gerade zur Zeit der Steuereintreibung, nur um die Steuern aufbringen zu können.

Alle drei Arten der Knechtung haben niemals aufgehört zu existieren und bestehen auch jetzt; aber die Menschen sind geneigt, sie nicht zu bemerken, sobald für diese Formen nur neue Rechtfertigungsgründe vorgebracht werden. Und besonders merkwürdig ist

hierbei der Umstand, daß gerade die Form der Knechtung, auf welcher im gegebenen Zeitpunkt alles beruht – daß gerade die Schraube, durch welche alles festgehalten wird, unbemerkt bleibt.

Als im Altertum das ganze wirtschaftliche Leben auf der persönlichen Sklaverei ruhte, waren selbst die erleuchtetsten Geister nicht im stande, diese Thatsache zu erkennen. Xenophon und Plato und Aristoteles, sowie die Römer meinten, daß es gar nicht anders sein könne, und daß die Sklaverei eine unausbleibliche und natürliche Folge der Kriege sei, ohne welche die Menschheit nicht zu bestehen vermöge. Ebenso wenig begriffen die Menschen im Mittelalter und selbst bis in unsere Zeit hinein die Bedeutung des Grundbesitzes und der aus ihm hervorgehenden Sklaverei, auf der das ganze Gebäude des wirtschaftlichen Lebens im Mittelalter beruht. Und so sieht es auch jetzt niemand und will es auch niemand sehen, daß in unserer Zeit die Sklaverei der großen Masse der Menschen auf dem System der Staats- und Gemeindesteuern ruht, welche die Regierungen von ihren Unterthanen erheben – Steuern, die durch die Verwaltungen und die stehenden Heere eingetrieben werden, dieselben Verwaltungen und dieselben Heere, deren Unterhaltung durch eben diese Steuern ermöglicht wird.

XXI.

Es ist gar kein Wunder, daß die Sklaven, die seit dem grauen Altertum geknechtet sind, ihre Lage selbst nicht einsehen, daß sie diesen ihren Zustand der Knechtschaft, in dem sie immer gelebt haben, für eine natürliche Bedingung des menschlichen Lebens halten und schon in der Veränderung der Form der Sklaverei eine Erleichterung erblicken. Es ist auch nicht zu verwundern, daß die Sklavenhalter zuweilen ganz aufrichtig ihre Sklaven zu befreien meinen, wenn sie eine Schraube lockern, während eine andere schon fest angezogen ist. Die einen wie die anderen haben sich an ihre Lage gewöhnt, und die einen – nämlich die Sklaven – suchen, da sie die Freiheit nicht kennen, nur eine Erleichterung oder wenigstens eine Änderung der Form der Sklaverei; die anderen – die Sklavenhalter – bemühen sich indes in der Absicht, ihr Unrecht zu verbergen, jenen neuen Formen

der Sklaverei, die sie den Menschen an Stelle der alten auferlegen, eine besondere Bedeutung beizulegen. Verwunderlich ist nur, wie es der Wissenschaft, der sogenannten freien Wissenschaft, bei ihren Forschungen über die ökonomischen Lebensbedingungen der Völker entgehen kann, was die eigentliche Grundlage aller Lebensbedingungen eines Volkes ausmacht? Es müßte doch scheinen, daß es Aufgabe der Wissenschaft sei, den Zusammenhang unter den Erscheinungen und die einer Erscheinungsreihe zugehörige allgemeine Ursache aufzusuchen. Indessen thut die politische Ökonomie gerade das Gegenteil davon; sie sucht mit großer Sorgfalt den Zusammenhang der Erscheinungen und ihre Bedeutung zu verbergen, sie vermeidet sorgfältig jede Antwort auf die einfachsten und wichtigsten Fragen; sie läuft wie ein faules, statisch werdendes Pferd nur dann gut, wenn es bergab geht oder wenn es nichts zu ziehen giebt; sowie es aber etwas zu ziehen giebt, macht sie sogleich Seitensprünge und giebt sich den Anschein, als müßte sie irgend wohin nach der Seite einem Geschäfte nachgehen. Sowie sich vor der Wissenschaft eine ernste, wichtige Frage erhebt, so beginnen sogleich allerhand „wissenschaftliche" Erörterungen über Dinge, die gar nicht zur Sache gehören und die nur den einen Zweck haben, die Aufmerksamkeit von dieser Frage abzulenken.

Man fragt: woher kommt jene unnatürliche, häßliche, unvernünftige und für die Menschen nicht nur überflüssige, sondern sogar schädliche Erscheinung, daß die einen weder essen, noch auch arbeiten können ohne den Willen anderer Leute. Und die Wissenschaft antwortet mit ernstester Miene: weil die einen Menschen über die Arbeit und die Nahrung der anderen verfügen; denn dieses ist das Gesetz der Produktion.

Man fragt: was ist das Eigentumsrecht, auf Grund dessen ein Teil der Menschen sich den Grund und Boden, die Nahrung und die Arbeitsmittel der anderen aneignet. Darauf antwortet die Wissenschaft mit höchst ernsthafter Miene: dieses Recht beruht auf der Notwendigkeit des Schutzes der Arbeit, d. h. der Schutz der Arbeit der einen findet seinen Ausdruck darin, daß sie von der Arbeit der anderen Besitz ergreifen.

Man fragt, was das Geld bedeutet, welches überall geprägt und von den Regierungen, d. h. der Staatsgewalt, gedruckt wird, das in so gewaltigen Mengen von den Arbeitern eingetrieben und in Form

von Staatsschulden den künftigen Geschlechtern der Arbeiter als Abgabe auferlegt wird? Man fragt, ob nicht dieses Geld, wenn es in einer Menge, die die Grenze der Leistungsfähigkeit der Steuerzahlenden bedeutet, von diesen eingetrieben wird, einen gewissen Einfluß auf die ökonomischen Verhältnisse jener Leute haben muß, die dieses Geld an die Empfänger zahlen? Und die Wissenschaft antwortet mit ernsthaftem Gesicht: das Geld ist eine Ware, so gut wie Zucker und Kleiderstoffe, die sich von den anderen Waren nur dadurch unterscheidet, daß sie sich besser zum Tauschmittel eignet. Die Steuern aber haben gar keinen Einfluß auf die ökonomischen Verhältnisse des Volkes; die Gesetze der Produktion, des Austausches, der Verteilung der Güter sind eine Sache für sich, so wie die Steuern eine Sache für sich sind.

Man fragt: hat nicht die Thatsache, daß die Regierung nach eigenem Gutdünken die Preise erhöhen und herabsetzen und durch Erhöhung der Steuern alle Menschen, die keinen Grundbesitz haben, zu Sklaven machen kann, hat nicht dieser Umstand einen bestimmten Einfluß auf die ökonomischen Verhältnisse? Die Wissenschaft antwortet darauf mit dem ernstesten Gesicht: durchaus nicht. Die Gesetze der Produktion, des Austausches, der Güterverteilung sind Gegenstand einer besonderen Wissenschaft, die Steuern und der ganze Staatshaushalt überhaupt gehören einer anderen Wissenschaft – dem Finanzrecht an.

Endlich fragt man, wie es möglich ist, daß das ganze Volk in sklavischer Abhängigkeit von den Regierungen ist, daß diese, wenn sie wollen, alle Menschen zu Grunde richten und sogar die Menschen von der Arbeit losreißen können, indem sie sie der Sklaverei des Soldatenstandes überweisen? Man fragt: hat nicht dieser Umstand irgend einen Einfluß auf die ökonomischen Verhältnisse? Darauf giebt sich die Wissenschaft nicht einmal die Mühe zu antworten: das sei eine ganz besondere Sache – das sei eben das Recht des Staates. Die Wissenschaft untersucht mit höchst wichtiger Miene die Gesetze des wirtschaftlichen Lebens der Völker, dessen ganze Funktionen und Thätigkeit von dem Willen der Unterdrücker abhängen, indem sie den Einfluß des Unterdrückers für eine natürliche Bedingung des Lebens der Völker ansieht; die Wissenschaft thut dasselbe, was ein Mann thut, der die wirtschaftlichen Verhältnisse der Sklaven verschiedener einzelner Sklavenbesitzer untersucht, ohne doch den

Einfluß in Betracht zu ziehen, den der Wille des Herrn auf das Leben dieser Sklaven übt, des Herrn, der diese nach eigener Willkür die eine oder die andere Arbeit thun läßt, sie nach Gutdünken von einem Ort zum anderen treibt, ihnen, wie es ihm beliebt, zu essen giebt oder nicht, sie tötet oder am Leben läßt.

Man möchte glauben, die Wissenschaft thue das aus Dummheit; man braucht jedoch nur in die Thesen der Wissenschaft einzudringen und sie näher zu untersuchen, um sich zu überzeugen, daß das nicht aus Dummheit, sondern aus großer Klugheit geschieht.

Diese Wissenschaft hat ein sehr bestimmtes Ziel, und sie erreicht es auch. Dieses Ziel ist die Aufrechterhaltung des Aberglaubens und des Truges unter den Menschen, um die Menschheit dadurch an dem Fortschreiten zum Wahren und Guten zu hindern. Seit langem schon und heute noch existiert ein alter, furchtbarer Aberglaube, welcher den Menschen fast noch mehr geschadet hat, als die allerschrecklichsten religiösen Wahnvorstellungen. Und diesen Aberglauben hält nun die sogenannte Wissenschaft mit allen ihren Kräften und großem Eifer aufrecht. Dieser Aberglaube hat große Ähnlichkeit mit den religiösen Wahnvorstellungen: er besteht in der Behauptung, daß der Mensch außer der Pflicht gegen die Menschen noch Pflichten gegen ein eingebildetes Wesen hat. Für die Theologie ist dies eingebildete Wesen – Gott, für die politischen Wissenschaften ist dieses Phantasiewesen – der Staat. Der religiöse Aberglaube besteht darin, daß es zuweilen notwendig ist, diesem eingebildeten Wesen Opfer in Form eines Menschenlebens darzubringen und daß die Menschen zu diesen Opfern gezwungen werden müssen; mit allen Mitteln, die Gewalt nicht ausgeschlossen. Der politische Aberglaube besteht darin, daß außer den Pflichten des Menschen gegen den Menschen eine noch wichtigere Pflicht gegen ein eingebildetes Wesen existiert, daß die Opfer, die diesem Fabelwesen – dem Staate – gebracht werden (oft bestehen auch sie in der Vernichtung von Menschenleben), notwendig sind, und daß die Menschen zu diesen Opfern mit allen Mitteln veranlaßt werden müssen, auch mit dem der Gewalt. Das ist der Aberglaube, der früher durch die Priester der verschiedenen Religionen aufrechterhalten wurde und jetzt durch die sogenannte Wissenschaft aufrechterhalten wird. Die Menschen sind einer Sklaverei verfallen, die furchtbarer und schrecklicher ist als je zuvor; aber die Wissenschaft bemüht sich, die Men-

schen zu überzeugen, daß das notwendig ist und nicht anders sein kann.

Der Staat soll zum Wohl des Volkes bestehen und seine Pflichten erfüllen; das ist, er soll das Volk regieren und es vor seinen Feinden schützen. Dazu braucht der Staat Geld und ein Heer. Und daher müssen alle Beziehungen der Menschen untereinander unter der notwendigen Bedingung der staatlichen Ordnung betrachtet werden.

Ich will meinem Vater auf dem Lande bei der Arbeit behilflich sein, sagt ein einfacher, ungelehrter Mensch, ich will heiraten; statt dessen nimmt man mich und schickt mich auf sechs Jahre als Soldat nach Kasanj. Ich bin mit dem Soldatendienst fertig, will meinen Acker bestellen und meine Familie ernähren, aber man erlaubt mir nicht, im Umkreis von hundert Werst zu pflügen, bevor ich eine gewisse Geldsumme bezahlt, die ich nicht habe, und zwar an die Leute, die nicht pflügen können und für das Land so viel Geld verlangen, daß ich gezwungen bin, ihnen meine Arbeitskraft zu verkaufen; aber ich verdiene mir doch etwas und will all meine Ersparnisse meinen Kindern hinterlassen; da kommt ein Polizeibeamter zu mir und nimmt mir meine Ersparnisse als Steuern ab. Ich verdiene wieder etwas, und man nimmt es mir wieder. Meine ganze ökonomische Thätigkeit ist bis aufs Letzte abhängig von den Forderungen des Staates, und ich meine, die Besserung meiner eigenen Lage und der meiner Brüder kann nur durch unsere Emanzipation von den Ansprüchen des Staates geschehen. Aber die Wissenschaft sagt: eure Meinungen gehen bloß aus eurer Unwissenheit hervor. Studiert die Gesetze der Produktion, des Austausches und der Verteilung der Güter und vermischt die wirtschaftlichen Fragen nicht mit den staatsrechtlichen. Die Erscheinungen, auf die ihr hinweist, sind keine Einschränkungen eurer Freiheit, sie sind die notwendigen Opfer, die ihr zugleich mit allen anderen um eurer Freiheit und eures Wohles willen bringen müßt. Aber man hat mir doch meinen Sohn genommen und hat mir die Aussicht eröffnet, mir all meine Söhne zu nehmen, wenn ich nur noch eine Weile warte, sagt wiederum der einfache Mensch; man hat ihn mir gewaltsam genommen und in den Kugelregen in irgend ein fremdes Land gejagt, von dem wir nie was gehört, und zu einem bestimmten Zweck, den wir nicht verstehen können. Und das Land, das man uns nicht zu bestellen erlaubt und

ohne das wir vor Hunger sterben, ist im Besitz eines Menschen, den wir nie gesehen haben, und dessen Nutzen wir nicht einmal begreifen können. Und die Steuern, zu deren Bezahlung der Polizeibeamte meinen Kindern gewaltsam die Kuh weggenommen, werden, so viel ich weiß, eben diesem Polizeibeamten zu gute kommen, der mir die Kuh geraubt, und allerhand Mitgliedern von Kommissionen und Ministerien, die ich nicht kenne und an deren Nutzen ich nicht glaube. Wie also können all diese Gewaltakte mir die Freiheit gewährleisten, wie kann all dieses zu meinem Wohle beitragen?

Man kann einen Menschen zur Sklaverei zwingen und dazu veranlassen, das zu thun, was er für ein Übel hält, aber man kann ihn nicht zu der Überzeugung zwingen, daß er frei ist, solange er noch Gewalt leidet, und daß das offenkundige Übel, an dem er leidet, sein eigenes Wohl ausmachen soll. Das scheint schlechterdings unmöglich. Aber gerade das hat man heutzutage mit Hilfe der Wissenschaft erreicht.

Die Regierungen, d. h. bewaffnete und gewaltthätige Menschen, beschließen, was sie von denen haben wollen, die sie vergewaltigen, so wie die Engländer es hinsichtlich der Fidschiinsulaner gethan haben; sie entscheiden darüber, wie viel Arbeit sie ihren Sklaven auferlegen, wie viel Helfershelfer sie zur Eintreibung der Produkte dieser Arbeit brauchen, sie organisieren diese Helfershelfer, indem sie den Soldatenstand, den Stand der Grundbesitzer und der Steuererheber schaffen. Und die Sklaven geben ihre Arbeit her und glauben noch dazu, daß sie das nicht deshalb thun, weil ihre Herren es so wollen, sondern weil sie zu ihrem eigenen Wohl und um ihrer Freiheit willen notwendig jener Gottheit dienen und opfern müssen, die sich Staat nennt, daß sie aber sonst – außer diesem Gottesdienst – ganz frei seien. Sie glauben das, weil früher die Religion und die Priester es sie gelehrt, und weil die Wissenschaft, das sind die Gelehrten, es heute noch sagen. Aber man braucht nur jenen blinden Glauben an das, was andere Leute sagen, die sich Gelehrte oder Priester nennen, aufzugeben, damit die Albernheit einer solchen Behauptung ganz offenkundig werde.

Die Leute, die ihre Mitmenschen vergewaltigen, suchen diese zu überzeugen, daß die Gewalt für den Staat notwendig sei, der Staat wiederum sei notwendig um der Freiheit und um des Wohles der Menschen willen: und so ergiebt sich, daß die gewaltthätigen Men-

schen die Menschen um der Freiheit willen vergewaltigen und ihnen Böses thun zu ihrem Wohl. Aber dazu sind die Menschen eben vernünftige Wesen, um zu begreifen, was das Gute ist, und es aus Freiheit zu thun.

Denn Handlungen, deren Wert den Menschen unbegreiflich ist und zu denen sie durch Gewalt gezwungen werden, können nicht zu ihrem Wohl ausschlagen; – denn für sein Wohl kann ein vernünftiges Wesen nur das halten, was es durch Vernunft als solches erkennt. Wenn die Menschen aus Leidenschaft oder Unvernunft sich zum Bösen verleiten lassen, so können die Menschen, die das nicht thun, nichts anderes machen, als jene überzeugen, sie sollen so handeln, wie ihr wahres Wohl es erfordert. Man kann die Menschen überreden, daß ihr Wohl größer sein wird, wenn sie alle Soldaten werden, wenn sie kein Land mehr besitzen und die gesamten Früchte ihrer Arbeit als Steuern weggeben, aber solange nicht alle Menschen das für ihr Wohl halten und es daher nicht gerne thun – kann man es auch nicht als das allgemeine Wohl der Menschen anerkennen. Das einzige Merkmal dafür, daß eine Handlung gut ist, besteht darin, daß die Menschen sie aus Freiheit thun. Und von solchen Handlungen ist das menschliche Leben voll.

Zehn Arbeiter schaffen sich Böttcherwerkzeuge an, um gemeinsam zu arbeiten, und indem sie das thun, thun sie ganz unzweifelhaft ein für sie alle gutes und nützliches Werk; aber man kann es sich gar nicht vorstellen, daß dieselben Arbeiter einen elften Mann zwingen könnten, an ihrer Genossenschaft teilzunehmen, und dann noch behaupten dürften, daß das ebenso sehr zum Wohle des elften, wie zu ihrem eigenen geschehe.

Dasselbe gilt von Herren, die einem ihrer Freunde zu Ehren ein Festessen geben; man kann ebenso wenig behaupten, daß für den, dem man gewaltsam zehn Rubel für dieses Festessen abnimmt, dieses etwas Gutes sein könne. Ebenso verhielte es sich mit einigen Landleuten, die beschlossen hätten, zu ihrer Bequemlichkeit einen Teich zu graben. Für die, welche die Existenz dieses Teiches für ein größeres Wohl halten, als die Ersparung der Arbeitskraft, welche zur Ausgrabung nötig ist, für die wird diese Arbeit ein allgemeines Wohl bedeuten. Wer aber die Existenz dieses Teiches für ein geringeres Gut hält, als die Bestellung der Felder, mit der er im Rückstande ist, für den kann das Graben eines Teiches nicht als sein Wohl

gelten. Ebenso steht es mit den Landstraßen, die die Menschen bauen, mit den Kirchen, Museen und mit den allerverschiedensten gesellschaftlichen und staatlichen Unternehmungen. All diese Dinge können nur für die ein Wohl sein, die sie für ihr Wohl halten und darum aus freien Stücken und freudig daran mitarbeiten, wie an der Beschaffung der Werkzeuge für eine Arbeitergenossenschaft, an dem Festessen, das die Herren geben, am Teich, den die Bauern graben. Die Arbeiten aber, zu denen die Menschen mit Gewalt angetrieben werden, hören gerade infolge der Anwendung von Gewalt auf, allgemein nützlich und gut zu sein.

Das alles ist so klar und einfach, daß es hier gar nichts zu erklären gäbe, wenn die Leute nicht schon so lange betrogen worden wären. Nehmen wir an, wir wohnen in einem Dorfe und wir, d. h. alle Bewohner, beschließen, eine Brücke über einen Sumpf zu bauen, in dem wir alle versinken. Wir haben eine Abmachung getroffen, daß ein jedes Gehöft so und so viel Geld oder so viel Bretter, oder so und so viel Arbeitsstunden zur Verfügung stellt. Wir haben diese Abmachung getroffen, weil der Bau dieser Brücke vorteilhafter für uns ist, als der Besitz dessen, was wir für ihn ausgeben. Aber unter uns giebt es Menschen, für die es vorteilhafter ist, keine Brücke zu haben, als Geld für sie auszugeben, oder die wenigstens glauben, daß es sich so verhält. Kann nun die Thatsache, daß man diese Leute zum Bau der Brücke zwingt, es bewirken, daß diese Brücke für sie ein wertvolles Gut wird?

Es ist ganz klar, daß es nicht so ist, weil die Menschen, die eine freiwillige Mitarbeit an dem Bau dieser Brücke für unvorteilhaft hielten, diese Arbeit um so mehr für unvorteilhaft halten werden, wenn sie erzwungen wird. Nehmen wir selbst an, daß wir uns alle ohne Ausnahme bereit erklärt haben, diese Brücke zu bauen, und jeder von uns hätte so und so viel Geld oder Arbeit versprochen, aber einige haben das Versprochene nicht geleistet, weil ihre Lebensverhältnisse sich während der Zeit verändert und dazu geführt haben, daß es jetzt für sie vorteilhafter ist, keine Brücke zu bauen, als Geld für sie zu verwenden, oder sie hätten ihre Ansicht geändert und beschlossen, die Brücke nicht zu bauen, oder selbst, sie rechneten damit, daß die anderen auch ohne ihre Opfer die Brücke bauen, über die sie dann auch fahren werden: nehmen wir einmal an, es sei so, könnte dann wohl der Umstand, daß diese Leute gewaltsam zur

Mitarbeit an dem Brückenbau gezwungen werden, dazu führen, daß diese erzwungenen Opfer ein Glück für sie werden? Offenbar nicht, weil doch die erzwungenen Opfer für diese Menschen, die auf Grund der veränderten Verhältnisse ihr Versprechen nicht eingelöst haben, nur ein Übel sein können, da die Opfer für den Brückenbau ihnen schwerer fallen, als der Mangel einer Brücke. Wenn aber diese Menschen sich zurückgezogen haben, um die Arbeit anderer auszunutzen, so wird die Erzwingung der Opfer auch nur eine Strafe für sie sein, eine Strafe für ihre Absicht, und ihre Absicht, die noch gar nicht erwiesen ist, wird bestraft werden, noch ehe sie überhaupt ausgeführt worden ist; aber weder in dem einen, noch in dem anderen Falle kann der gewaltsame Antrieb zur Mitarbeit an einem unerwünschten Werke ein Glück für sie sein.

So wird es sich verhalten, wenn Opfer gebracht werden müssen für ein Werk, das allen verständlich, klar und unzweifelhaft nützlich ist, wie der Bau einer Brücke über einen Sumpf, über die alle fahren wollen. Um wie viel mal ungerechter und unsinniger ist es also, Millionen von Menschen zu Opfern zu zwingen, deren Ziel unverständlich, ungreifbar und oftmals unzweifelhaft schädlich ist, wie das bei dem Militärdienst und der Steuerinstitution der Fall ist. Die Wissenschaft aber führt zu dem Ergebnis, daß das, was allen als ein Übel erscheint, ein allgemeines Gut ist; es scheint also, daß es Menschen giebt, das heißt eine verschwindende Minorität aller Menschen, die es allein wissen, worin das allgemeine Wohl besteht, was nämlich alle übrigen Leute für ein Übel halten, das sei gerade das allgemeine Wohl; und daß diese Minorität, indem sie alle übrigen Menschen zum Übel zwingt, ein Recht hat, dieses Übel für das allgemeine Wohl zu halten.

Darin besteht der wichtigste Aberglaube und der schwerste Betrug, der die Menschheit am Fortschritt zur Wahrheit und zum Guten hindert. Die Unterstützung dieses Aberglaubens und dieses Betrugs macht das Ziel der politischen Wissenschaften im Allgemeinen und der sogenannten Nationalökonomie im besonderen aus. Ihr Ziel besteht darin, jenen Zustand der Unterdrückung und Sklaverei zu verbergen, in dem sich die Menschen befinden. Das Mittel, das sie zu diesem Ziele benutzt, besteht im folgenden: sie untersucht die Gewalt, welche die ganze Lebenslage der Unterdrückten bestimmt, sie erkennt ganz bewußt diese Gewalt als etwas Natürliches und

Notwendiges an und betrügt so die Menschen, indem sie ihren Blick von der wahren Ursache ihres Elends ablenkt.

Die Sklaverei wird schon seit langem abgeschafft. Sie wurde in Rom und in Amerika und auch bei uns aufgehoben; aber leider wurden nur Worte abgeschafft, nicht die Sache.

Die Sklaverei besteht darin, daß sich ein Teil der Menschen von der Arbeit freimacht (die zur Befriedigung der Bedürfnisse erforderlich ist), um diese Arbeit einem anderen Teil gewaltsam aufzubürden, und daher ist dort Sklaverei, wo ein Mensch ist, der nicht arbeitet, nicht etwa, weil andere Leute aus Liebe für ihn wirken, sondern der die Möglichkeit hat, andere für sich arbeiten zu lassen, während er selbst feiern kann; wo das stattfindet, da ist immer Sklaverei. Wo es aber Leute giebt – und in allen Staaten Europas ist es so –, die durch Gewalt die Arbeit von Tausenden von Menschen nutznießen und das für ihr gutes Recht halten, und wo es daneben Leute giebt, die sich dem unterwerfen und dieses als ihre Pflicht anerkennen, da erscheint die Sklaverei in ihrer schrecklichsten Form.

Die Sklaverei existiert. Worin aber besteht sie? Darin, worin sie immer bestand, und ohne was sie nicht existieren kann, in der Vergewaltigung der Schwachen und Unbewaffneten durch die Starken und Bewaffneten.

Die Sklaverei in ihren drei Äußerungen der persönlichen Vergewaltigung, nämlich: dem Militarismus, der Grund- und Bodensteuer, die durch das Militär gestützt wird, und den Abgaben, die allen Bewohnern durch die direkten und indirekten Steuern auferlegt sind, deren Eintreibung gleichfalls durch den Militarismus geschützt wird, diese Sklaverei existiert bei uns ganz ebenso gut, wie sie früher existierte. Wir sehen es nur aus dem Grunde nicht, weil eine jede der drei Formen der Sklaverei eine neue Rechtfertigung erhalten hat, die uns ihre Bedeutung verbirgt. Die persönliche Vergewaltigung der Unbewaffneten durch die Bewaffneten wird gerechtfertigt als Schutz des Vaterlandes gegen die eingebildeten Feinde; im Grunde aber hat sie nur die eine alte Bedeutung: die Unterwerfung der Unterdrückten durch die Unterdrücker. Die Gewaltmaßregel, daß man Leuten das Land nimmt, auf dem sie arbeiten, wird gerechtfertigt als Belohnung für Dienste im Interesse des vermeintlichen allgemeinen Wohles und wird durch das Erbrecht sanktioniert. Im Grunde aber ist es derselbe Raub des Landes und die-

selbe Unterdrückung der Menschen, die mit Hilfe des Heeres (durch die Regierungen) unternommen wird. Die letzte Art der Gewalt, die durch das Geld und die Abgaben, die mächtigste und wichtigste, hat in unserer Zeit eine ganz wunderliche Rechtfertigung gefunden: es soll nämlich im Namen der Freiheit und des allgemeinen Wohles geschehen, daß man die Menschen ihres *Besitzes*, ihrer *Freiheit* und all ihrer Güter *beraubt*. Im Grunde aber ist es nichts anderes als dieselbe Sklaverei, nur keine persönliche.

Wo die Gewalt zum Gesetz gemacht wird, da ist Sklaverei. Ob nun die Gewalt darin zum Ausdruck kommt, daß Fürsten mit ihren Heerscharen kommen, Frauen und Kinder erschlagen und Dörfer in Rauch aufgehen lassen, oder darin, daß die Sklavenhalter von ihren Sklaven Arbeit und Geld für den Grund und Boden erheben und im Falle, daß nicht bezahlt wird, Bewaffnete herbeirufen, oder ob nun ein Teil der Menschen einem anderen Teil allerhand Abgaben auferlegt und dann bewaffnet von Dorf zu Dorf zieht, oder ob das Ministerium des Innern das Geld durch seine Gouverneure und Polizeibeamten eintreibt und im Falle der Steuerverweigerung Heeresabteilungen hinschickt, mit einem Wort, solange es eine Gewalt giebt, die durch Bajonette aufrecht erhalten wird, wird es keine „Verteilung" der Güter unter den Menschen geben, sondern alle Güter werden in die Hände der Gewalthaber gelangen.

Als vortreffliche Bestätigung für die Wahrheit dieser Behauptung kann das Projekt von Henry George bezüglich der Nationalisierung des Bodens gelten. George schlägt vor, den ganzen Grund und Boden für Staatseigentum zu erklären und damit alle Abgaben, die direkten wie die indirekten, durch die Bodenrente zu ersetzen, das heißt jeder, der ein Stück Land benutzt, soll dem Staat den Wert ihrer Rente bezahlen müssen.

Was aber würde dann geschehen? Die Sklaverei wäre hinsichtlich des Grund und Bodens innerhalb der Grenzen des Staates aufgehoben, d. h. das Land würde dem Staate gehören, England das seinige, Amerika das seinige u.s.w., d. h. es gäbe doch eine Sklaverei, die aber bestimmt würde durch die Größe des Landbesitzes, der gerade in Benutzung ist.

Vielleicht würde sich da die Lage einiger Arbeiter (der Landarbeiter) wirklich verbessern; aber solange die gewaltsame Erhebung der Abgaben für die Rente noch fortbestände, so lange würde auch

die Sklaverei fortbestehen. Ein Landmann wäre nach einer Mißernte nicht im stande, die Rente zu bezahlen, die mit Gewalt eingetrieben wird, und so würde er, um nicht alles zu verlieren und sich sein Land zu erhalten, gezwungen sein, sich einem Menschen zu verschreiben, der Geld hat.

Wenn ein Eimer leckt, so ist es sicher, daß er ein Loch hat. Wenn wir auf den Boden des Eimers blicken, so kann es uns vorkommen, daß das Wasser aus verschiedenen Löchern fließt, aber so gut wir auch diese scheinbaren Löcher von außen verstopfen, das Wasser wird fortfahren zu fließen. Um das Ausfließen des Wassers zu verhindern, muß man die Stelle ausfindig machen, wo das Wasser herausläuft, und das Loch von innen verstopfen. Dasselbe muß man auch mit den Vorschlägen zur Steuerung der falschen Verteilung der Güter machen, um die Löcher zu verstopfen, durch die der Reichtum aus dem Volke entweicht. Man sagt: Richtet Arbeiterassoziationen ein, macht das Kapital zum Eigentum der Gesellschaft, macht das Land zum Staatseigentum! Das alles ist nichts als ein Zustopfen der Stellen von außen, durch die uns das Wasser auszulaufen scheint. Um dem Entweichen der Güter aus den Händen der Arbeiter in die Hände der Nichtarbeitenden entgegenzuwirken, muß man das Loch innen aufsuchen, durch das dies Entweichen stattfindet.

Dieses Loch – das ist die Vergewaltigung der Unbewaffneten durch die Bewaffneten, die Vergewaltigung durch das Heer, mit dessen Hilfe die Menschen von der Arbeit gerissen und ihnen das Land und die Produkte ihrer Arbeit abgenommen werden. Solange es einen bewaffneten Menschen giebt und solange anerkannt wird, daß er das Recht hat, einen anderen zu töten, bis dahin wird die ungerechte Verteilung der Güter, d. h. die Sklaverei, fortbestehen.

Zu dem Irrtum, daß ich anderen helfen könne, hatte mich gerade der Gedanke verführt, daß mein Geld gerade so gut Geld sei, wie das des Sjemjon. Das war aber eben nicht wahr.

Es existiert die allgemeine Meinung, das Geld stelle Werte dar, die Werte aber seien ein Produkt der Arbeit, und daher stelle das Geld die Arbeit dar. Diese Meinung aber ist ebenso richtig wie die, daß jede staatliche Organisation die Folge eines Vertrages sei (*contrat social*).

Alle Menschen möchten gern daran glauben, das Geld sei bloß

ein Mittel zum Warenaustausch. Ich habe Stiefel gefertigt, du hast Korn produziert, ein dritter hat Schafe gezüchtet; damit wir unsere Produkte besser austauschen können, führen wir Geld ein, das äquivalente Teile der Arbeit darstellt, und mit Hilfe des Geldes tauschen wir ein Paar Schuhsohlen gegen eine Hammelbrust und 10 Pfund Mehl ein. Mit Hilfe des Geldes tauschen wir unsere Produkte gegeneinander ein, und das Geld von jedem von uns stellt unsere Arbeit dar. Das ist vollkommen richtig, aber es ist auch nur bis zu dem Augenblick richtig, wo innerhalb der Gesellschaft, in der dieser Austausch stattfindet, noch keine Vergewaltigung eines Menschen durch einen anderen vorkommt, und nicht etwa nur die zwangsmäßige Ausbeutung fremder Arbeit, wie das während der Kriege und im Zustand der Sklaverei geschieht, sondern auch keine Gewalt angewendet wird, um die Produkte der eigenen Arbeit gegen andere Leute zu schützen.

Das hat seine Richtigkeit nur für eine Gesellschaft, deren Glieder das Gesetz Christi streng befolgen, für eine Gesellschaft, in der dem Bittenden gegeben und vom Nehmenden nicht zurückgefordert wird. Sowie aber innerhalb der Gesellschaft in irgend einer Weise Gewalt geübt wird, verliert das Geld für seinen Besitzer sofort die Bedeutung, Äquivalent der Arbeit zu sein, und erhält die Bedeutung einer Rechtsinstitution, die nicht auf Arbeit, sondern auf Zwang gegründet ist.

Sowie ein Krieg entsteht und ein Mensch einem anderen etwas wegnimmt, kann das Geld schon nicht in allen Fällen Äquivalent der Arbeit sein; das Geld, das ein Krieger durch den Verkauf seiner Kriegsbeute, das ein Soldatenführer erhält, ist durchaus kein Produkt ihrer Arbeit und hat eine ganz andere Bedeutung als das Geld, das jemand für die Herstellung von Stiefeln erhält. So wie es Sklavenbesitzer und Sklaven giebt, wie es ja immer in der ganzen Welt solche gegeben hat, kann man auch nicht mehr sagen, daß das Geld Arbeit darstelle. Einige Frauen weben z. B. Leinwand, verkaufen sie und erhalten Geld dafür; oder aber es haben Leibeigene ebenso viel Leinwand für ihren Herrn hergestellt, und der Herr verkauft sie und empfängt das Geld. In beiden Fällen ist es dasselbe Geld; aber das eine Geld ist Produkt der Arbeit, das andere Produkt der Gewalt. Oder es hat mir jemand, z. B. mein Vater, eine bestimmte Summe geschenkt; er wußte, als er mir sie schenkte, so gut wie ich und alle

anderen, daß mir niemand das Geld abnehmen kann; daß, wenn es jemand einfiele, mir das Geld zu entreißen oder es mir nicht zum bestimmten Termin wiederzugeben, wie er es mir versprochen, in einem solchen Falle die Staatsgewalt für mich eintreten und ihn zwingen wird, mir das Geld wiederzugeben. Auch hier ist es einleuchtend, daß das Geld durchaus nicht in gleicher Weise als Äquivalent der Arbeit angesehen werden kann, wie das Geld, das Sjemjon für das Holzspalten erhalten hatte. So also kann in einer Gesellschaft, in der auch nur irgend eine Art von Zwangsgewalt besteht, durch die es möglich ist, fremdes Geld an sich zu reißen oder auch nur den eigenen Besitz zu schützen, das Geld schon nicht immer Äquivalent der Arbeit sein. In einer solchen Gesellschaft stellt das Geld bald Arbeit dar, bald Gewalt.

So wäre es, wenn auch nur ein Fall von Vergewaltigung eines Menschen durch einen anderen stattfände innerhalb sonst ganz freiheitlicher Verhältnisse; heute aber, wo das aufgehäufte Geld eine Jahrhunderte lange, mit Gewaltakten aller Art erfüllte Geschichte hat, heute, wo diese Gewaltakte nur ihre Form gewechselt, aber nie ganz aufgehört haben, wo das Geld selbst in großen Summen aufgehäuft, wie das von allen anerkannt wird, ein Mittel der Vergewaltigung geworden ist, heute, wo das Geld, das unmittelbar Arbeit repräsentieren soll, nur einen kleinen Teil des Geldes ausmacht, das aus aller Art von Gewalt hervorgegangen ist – heute noch zu behaupten: das Geld bedeute die Arbeit dessen, der es besitzt – das ist ein offenbarer Irrtum oder eine bewußte Lüge. Man kann sagen, es solle so sein, es sei wünschenswert, daß es so wäre, aber man kann auf keinen Fall sagen, daß es in Wirklichkeit so ist.

Das Geld stellt die Arbeit dar. Nun gut, das Geld stelle die Arbeit dar! Aber die Arbeit wessen? In unserer Gesellschaft ist das Geld nur in den seltensten Fällen Repräsentant der Arbeit dessen, der es besitzt, es repräsentiert fast immer die Arbeit anderer Leute, eine schon geleistete oder noch zu leistende Arbeit des Menschen; das Geld ist Repräsentant einer durch Gewalt errichteten Verpflichtung gewisser Menschen zur Arbeit.

Das Geld ist nach einer ganz treffenden und zugleich einfachen Definition ein durch Verabredung eingeführtes Zeichen, das das Recht oder richtiger die Möglichkeit verleiht, die Arbeit anderer Leute für unsere Zwecke zu verwenden. In seiner idealen Bedeu-

tung sollte das Geld dieses Recht oder diese Möglichkeit nur dann verleihen, wenn es wirklich als Repräsentant der Arbeit gelten kann, und das könnte das Geld in einer Gesellschaft, innerhalb der es keine Gewalt gäbe. Sowie aber in einer Gesellschaft Gewalt geübt wird, d. h. die Möglichkeit besteht, sich fremde Arbeit anzueignen, ohne selbst zu arbeiten, kommt diese Möglichkeit, sich fremder Arbeit zu bedienen, ohne daß die Person bezeichnet wird, an der die Gewalt verübt wird, auch durch das Geld zum Ausdruck.

Ein Gutsbesitzer hat seinen Leibeigenen z. B. Abgaben in Form von natürlichen Produkten, wie einer bestimmten Menge Leinwand, Korn, Vieh oder einer entsprechenden Geldsumme auferlegt. Ein Gehöft liefert nur Vieh und giebt statt der Leinwand Geld. Der Gutsherr nimmt die bestimmte Summe nur deshalb, weil er weiß, daß er sich für dieses Geld ebenso viel Leinwand anfertigen lassen kann (meistens wird er ein wenig mehr Geld fordern, um gewiß zu sein, dafür ebenso viel Leinwand zu bekommen), und somit stellt dies Geld doch ganz offenkundig einen Anspruch auf die Arbeit anderer Leute dar.

Der Bauer bezahlt sein Geld als eine Art Anspruch auf die Arbeit unbekannter Leute, deren es aber viele giebt und die sicher bereit sind, für dieses Geld so und so viel Leinwand herzustellen. Diese Menschen jedoch, die sich an die Herstellung der Leinwand machen, thun das aus dem Grunde, weil sie nicht Zeit gehabt haben, Hammel zu züchten, und weil sie doch statt der Hammel Geld bezahlen müssen; der Bauer aber, der Geld statt der Hammel nimmt, nimmt es nur, weil er es statt des Getreides hergeben muß, das in diesem Jahre schlecht geraten ist. Dasselbe geschieht im Staate und in der ganzen Welt.

Die Menschen verkaufen die Produkte ihrer früheren, gegenwärtigen und künftigen Arbeit, zuweilen sogar ihre Nahrung, jedoch gewöhnlich nicht aus dem Grunde, weil das Geld für sie ein bequemes Mittel zum Austausch der Waren ist. Sie würden den Austausch auch wohl ohne Geld vollziehen, aber man fordert ihnen das Geld mit Gewalt ab, um sie zur Arbeit zu verpflichten.

Wenn ein ägyptischer König von seinen Sklaven Arbeit verlangte, so gaben die Sklaven ihre ganze Arbeitskraft her, aber doch nur ihre verflossene und ihre gegenwärtige, aber ihre zukünftige konnten sie nicht hergeben. Seit der Verbreitung der Geldzeichen

und dem daraus entspringenden Kredit jedoch ist es möglich geworden, auch seine künftige Arbeit für Geld zu verkaufen. Das Geld stellt, wo Gewalt in der Gesellschaft herrscht, nur die Möglichkeit einer neuen Form der Sklaverei dar, einer unpersönlichen Sklaverei, die die persönliche verdrängt hat. Der Sklavenbesitzer hat ein Anrecht auf die Arbeit des Iwan, Peter, Ssidor. Der Besitzer des Geldes hat da, wo von allen Menschen Geld verlangt wird, ein Anrecht auf die Arbeit all der namenlosen Leute, die selber Geld brauchen. Das Geld schafft allerdings die schwere Form der Sklaverei ab, bei der der Herr sein Anrecht auf Iwan kennt, aber es schafft auch zugleich alle menschlichen Beziehungen ab, die zwischen den Sklaven und seinem Herrn bestanden und dadurch die Last der persönlichen Sklaverei leichter machten.

Ich rede nicht davon, daß dieser Zustand vielleicht für die Entwickelung des Menschengeschlechts, für den Fortschritt u.s.w. notwendig ist – ich bestreite das nicht. Ich habe es nur versucht, mir den Begriff des Geldes klar zu machen und den allgemeinen Irrtum begreifen zu lernen, dem ich verfallen war, als ich das Geld für ein Äquivalent der Arbeit annahm. Ich habe mich durch die Erfahrung davon überzeugt, daß das Geld die Arbeit nicht repräsentiert, sondern in den meisten Fällen ein Ausdruck der Gewalt oder besonderer komplizierter Kunstgriffe ist, die auf Gewalt gegründet sind.

Das Geld hat in unserer Zeit diese ihm erwünschte Geltung, nämlich Repräsentant der eigenen Arbeit zu sein, verloren; diese Bedeutung hat das Geld nur noch in Ausnahmefällen, als allgemeine Regel aber steht fest, daß es zum Recht oder zur Möglichkeit geworden ist, andere Leute für sich arbeiten zu lassen.

Die Verbreitung des Kredits, des Geldes und aller Art von Geldzeichen bestätigt diese Bedeutung des Geldes immer mehr. Das Geld ist das Recht oder die Möglichkeit, von fremder Arbeit zu leben. Das Geld ist eine neue Form der Sklaverei, die sich von den älteren Formen nur durch das Unpersönliche des Sklaventums unterscheidet, durch die Befreiung von den Fesseln aller menschlichen Beziehungen zum Sklaven.

Geld ist Geld, d. h. ein Wert, der sich immer gleich ist, der immer für gerecht und völlig gesetzlich und dessen Verwertung nicht für unsittlich gilt, wofür der Genuß des Rechts, Sklaven zu halten, galt.

In meiner Jugend kam in den Klubs das Lottospiel auf. Alles warf

sich auf dies Spiel, und man sagt, viele hätten sich dabei zu Grunde gerichtet – ihre Familie unglücklich gemacht, ihr eigenes Geld und Staatsgelder verspielt und sich erschossen, bis man das Spiel verbot, und so ist es auch heute noch verboten.

Ich erinnere mich, alte und nicht sentimentale Spieler gekannt zu haben, welche mir sagten, das Spiel sei deshalb besonders angenehm gewesen, weil man nicht wußte, wem man das Geld abgewann, wie das bei allen anderen Spielen geschieht; ein Lakai brachte einem nicht einmal das Geld, sondern Spielmarken, ein jeder hatte einen kleinen Einsatz verloren und man merkte nichts von seiner Betrübnis. Ähnlich ist es beim Roulettespiel, das ja auch nicht ohne Grund überall verboten ist.

Ebenso steht es mit dem Gelde. Ich habe den verzauberten Rubel, der nie ausgeht; ich schneide meine Coupons ab und halte mich von allen Geschäften der Welt fern. Wem schade ich? Ich bin ja der allerungefährlichste und beste Mensch von der Welt. Und doch ist das bloß Lotto oder Roulettespiel, was ich treibe, wobei ich es nur nicht sehen kann, wer sich erschießt, weil er verloren hat, indem er mir die Coupons überträgt, die ich sorgfältig unter einem rechten Winkel von meinen Papieren abschneide.

Ich thue nichts, habe nichts gethan und werde nichts thun, als Coupons abschneiden, und ich glaube fest daran, das Geld bedeute Arbeit! Es ist doch wunderbar! Und man spricht noch von Wahnsinnigen! Welcher Grad von Wahnsinn kann furchtbarer sein als dieser? Ein kluger, gelehrter und in allen anderen Fällen durchaus verständiger Mensch führt ein unvernünftiges Leben und beruhigt sich damit, daß er sich ein Wort nicht sagt, das unbedingt ausgesprochen sein will, damit Vernunft in seinen Überlegungen sei, und so glaubt er in seinem Recht zu sein. Die Coupons sind Repräsentanten der Arbeit. Sehr schön. Aber der Arbeit wessen? Offenbar doch nicht dessen, der sie besitzt, sondern dessen, der arbeitet.

Das Geld ist auch eine Art der Sklaverei; sie haben beide denselben Zweck und dieselben Folgen. Ihr Ziel ist die Befreiung von dem erstgeborenen Gesetz, wie ein tiefsinniger Schriftsteller aus dem Volke es bezeichnet hat, von dem natürlichen Gesetz des Lebens, wie wir es nennen, von dem Gesetz der persönlichen Arbeit zur Befriedigung unserer Bedürfnisse. Die Folgen der Sklaverei für den Sklavenbesitzer sind: die Entstehung und Erfindung immer neuer

Bedürfnisse, die nicht befriedigt werden können, bis ins Unendliche, ein zur Verzärtelung führender Comfort, Ausschweifung u.s.w.; für den Sklaven aber hat die Sklaverei die Unterdrückung des Menschen und seine Herabsetzung zu dem Niveau eines Tieres zur Folge.

Das Geld ist eine neue, schreckliche Form der Sklaverei, die ebenso wie auch die alten Formen der Sklaverei den Sklaven wie den Sklavenbesitzer verführt und verdirbt; aber sie ist noch viel schlimmer, weil der Sklavenbesitzer und der Sklave durch sie von ihren menschlichen Beziehungen befreit werden.

XXII.

Ich muß mich immer über die so oft wiederholten Worte wundern: ja, das ist sehr schön in der Theorie, wie aber verhält es sich damit in der Praxis ? Als bedeute Theorie – allerhand schöne Redensarten, deren man im Gespräch bedarf, und nicht etwas auf das sich die ganze Praxis, das ist unsere ganze Thätigkeit, zwingend gründe. Es muß wohl auf der Welt furchtbar viel dumme Theorien gegeben haben, daß eine so gar merkwürdige Art der Betrachtung aufkommen konnte. Die Theorie ist doch gerade das, was ein Mensch von einem Gegenstand denkt, während die Praxis das ist, was er thut. Wie wäre es aber möglich, daß ein Mensch glauben könnte, er müsse so und so handeln, und daß er in Wirklichkeit aber gerade das Umgekehrte thäte? Wenn die Theorie des Brotbackens lehrt, zuerst müsse der Teig eingerührt und dann in den Ofen geschoben werden, so wird kein Mensch, der die Theorie kennt, wenn er nicht etwa verrückt ist, das Gegenteil davon thun. Bei uns aber ist es Mode geworden, zu sagen: Ja, so ist die Theorie, wie aber ist die Praxis?

In Bezug auf den Gegenstand, der mich beschäftigt, hat sich mir das bestätigt, was ich immer geglaubt habe – daß die Praxis unausweichlich aus der Theorie folgt und sie nicht etwa rechtfertigt, sondern daß es gar keine andere Praxis geben kann. Wenn ich die Sache verstanden habe, über die ich nachgedacht, so kann ich sie auch nicht anders ausführen als so, wie ich es mir klargemacht habe.

Ich hatte den Unglücklichen nur deshalb helfen wollen, weil ich

Geld hatte und weil ich das allgemeine Vertrauen zu der Ansicht teilte, daß das Geld die Arbeit repräsentiere oder überhaupt, daß es etwas Berechtigtes und Gutes sei. Als ich aber dieses Geld fortzugeben begann, merkte ich, daß ich nur Wechsel auf die armen Leute wegschenkte, d. h. ich machte das, was viele Gutsherren thaten, wenn sie einige von ihren Leibeigenen zu gunsten anderer arbeiten ließen. Ich erkannte, daß jegliche Verwendung des Geldes, sei es, um etwas zu kaufen oder es einem anderen zu schenken, nichts ist, als eine Anweisung, den Wechsel von den Armen zu erheben, oder als eine Übertragung eines solchen Wechsels auf andere, die ihn ihrerseits bei den armen Leuten erheben können. Und daher wurde mir die Abgeschmacktheit meines Unternehmens ganz klar; ich hatte den Armen helfen wollen mit Mitteln, die ich anderen Armen entzog. Ich erkannte, daß das Geld an und für sich kein Gut, sondern ein offenbares Übel ist, das die Menschen des wertvollsten Gutes, der Arbeit und des Genusses der Produkte ihrer Arbeit, beraubt, und daß ich dieses Gut mit niemand teilen kann, weil ich es selbst nicht besitze: ich arbeite selbst nicht und bin auch nicht so glücklich, von meiner Arbeit zu leben.

Es könnte scheinen, als ob etwas Befremdendes in der Betrachtung meiner Frage liege, was das Geld sei. Aber diese Betrachtung diente nicht dazu, eine Betrachtung um der Betrachtung willen zu machen, sondern um eine Antwort auf die Frage nach meinem Leben, meinem Leiden zu finden; es war eine Antwort auf die Frage: was soll ich thun?

Als ich erst verstanden hatte, was der Reichtum und was das Geld ist, wurde mir nicht nur sogleich ganz klar und unbezweifelbar, was ich zu thun hatte, sondern es war mir auch klar und offenkundig, was alle anderen zu thun hatten, weil sie es unvermeidlich thun mußten. Im Grunde genommen hatte ich nur das begriffen, was ich längst wußte, nämlich jene Wahrheit, die den Menschen seit den ältesten Zeiten überliefert ist durch Buddha oder Jesaias, Laotse und Sokrates, besonders klar und deutlich aber durch Jesus Christus und seinen Vorläufer Johannes den Täufer. Johannes der Täufer antwortete auf die Frage der Menschen, was sie thun sollten, mit den einfachen, klaren und kurzen Worten: „Wer zween Röcke hat, der gebe dem, der keinen hat, und wer Speise hat, thue auch also“ (Luk. 3, 10–11). Dasselbe sagt auch Christus oftmals und mit noch größe-

rer Klarheit. Er sagt: „Selig sind die Armen und wehe den Reichen." Er sagt, man könne nicht Gott dienen und dem Mammon. Er verbot seinen Jüngern, nicht nur Geld, sondern auch zwei Anzüge zu besitzen. Er sagte zum reichen Jüngling, er könne nicht ins Reich Gottes kommen, weil er reich sei, und es sei leichter, daß ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher ins Himmelreich komme. Er sagte, daß der, der nicht alles verließe, Haus, Kinder und Äcker, um ihm nachzufolgen, nicht sein Jünger sei. Er hat das Gleichnis von dem Reichen erzählt, der nichts Böses gethan hatte, ebenso wie unsere Reichen, der sich nur gut gekleidet, gut gegessen und getrunken und damit seine Seele zu Grunde gerichtet hatte, und vom armen Lazarus, der nicht viel Gutes gethan und doch gerettet wurde, weil er arm war.

Diese Wahrheit war mir recht gut bekannt, aber die falschen Lehren der Welt hatten sie mir so verdunkelt, daß sie für mich zu einer Theorie geworden war in jenem Sinn, den man diesem Worte gerne beilegt, nämlich daß Theorie „leere Redensarten" bedeutet. Sowie es mir aber gelungen war, in meinem Bewußtsein die Sophismen der Lehren dieser Welt zu zerstören, verschmolz die Theorie sogleich mit der Praxis, und die Wirklichkeit in meinem Leben und in dem der anderen Menschen ward zur unausweichlichen Konsequenz dieser Theorie.

Ich begriff, daß der Mensch nicht nur für sein persönliches Wohl lebt, sondern unbedingt verpflichtet ist, dem Wohl seiner Mitmenschen zu dienen; wenn man schon ein Beispiel aus dem Tierleben nehmen will, wie das gewisse Leute gern thun, um die Gewalt und den Kampf durch den Kampf ums Dasein in der Tierwelt zu verteidigen, so muß man ein Beispiel aus dem Leben der Tiergesellschaften nehmen, wie z. B. die Bienen, und daher ist der Mensch, abgesehen von der ihm eingepflanzten Liebe, durch Vernunft und durch die Natur selbst dazu bestimmt, den Mitmenschen und dem gemeinsamen Ziel der Menschheit zu dienen. Ich sah ein, daß das natürliche Gesetz des Menschen dasjenige ist, bei dem er allein seine Aufgabe erfüllen und dadurch glücklich sein kann. Ich begriff, daß dieses Gesetz von jeher übertreten wurde und übertreten wird, weil die Menschen sich durch Gewalt, wie räuberische Bienen, von der Arbeit befreien und von der Arbeit anderer leben, indem sie diese Arbeit nicht zur Erreichung des gemeinsamen Zieles, sondern zur

Befriedigung der persönlichen, immer wachsenden Leidenschaften verwenden und ebenso wie die räuberischen Bienen daran zu Grunde gehen. Ich sah ein, daß das Unglück der Menschen durch die Sklaverei entsteht, in der ein Teil der Menschen seine Mitmenschen erhält. Ich begriff, daß die Sklaverei unserer Zeit durch die Gewalt des Militarismus, die Aneignung des Grund und Bodens und die Erhebung von Geldsteuern erzeugt wird. Und als ich so die Bedeutung dieser drei Werkzeuge des modernen Sklaventums kennen gelernt, war es mir unmöglich, nicht zu wünschen, daß ich von der Mitschuld daran befreit werde.

Als ich Sklavenbesitzer war und noch Leibeigene hatte, suchte ich mich damals, da ich das Unsittliche dieses Zustandes begriff, in Gemeinschaft mit anderen Leuten, die ebenso urteilten, aus dieser Lage zu befreien. Meine Befreiung bestand aber darin, daß ich, weil ich den Zustand für unsittlich hielt, mich bemühte, solange ich noch nicht ganz von ihm loskommen konnte, meinen Sklaven gegenüber die Rechte des Sklavenbesitzers so wenig als nur möglich geltend zu machen, sondern so zu leben und auch meine Leute so leben zu lassen, als ob diese Rechte nicht existierten, und gleichzeitig allen Sklavenbesitzern mit allen Mitteln die Ungesetzlichkeit und das Unmenschliche ihrer vorgeblichen Rechte einzuprägen.

Dasselbe muß ich notwendig in Hinsicht der jetzigen Sklaverei thun: ich muß meine Rechte so wenig als möglich geltend machen, solange ich mich nicht ganz von diesen Rechten lossagen kann, die mir durch meinen Besitz an Grund und Boden und durch mein Geld zufließen, und die durch Militärgewalt aufrecht erhalten werden; gleichzeitig aber muß ich mit allen Mitteln bemüht sein, meinen Mitmenschen das Ungesetzliche und Unmenschliche ihrer angeblichen Rechte klar zu machen. Der Anteil, den der Sklavenhalter an der Sklaverei hat, besteht darin, daß er fremde Arbeit ausbeutet, ob nun die Sklaverei auf meinem Rechte ruht, einen Sklaven zu besitzen, oder auf dem Besitz von Geld und Grund und Boden.

Und daher ist das erste, was ein Mensch thun muß, der die Sklaverei nicht liebt und keinen Anteil an ihr haben will, dieses: er muß aufhören, sich fremde Arbeit zu nutze zu machen, weder durch Grundbesitz, noch dadurch, daß er der Regierung dient, noch auch durch das Geld.

Dieser Verzicht auf alle gebräuchlichen Mittel der Ausbeutung

fremder Arbeit wird es einem solchen Menschen zur unausweichlichen Notwendigkeit machen, einmal seine Bedürfnisse einzuschränken, dann aber das, was früher andere Leute für ihn machten, jetzt selbst zu thun.

Ich kam auf einem langen Wege zu der unabwendlichen Folgerung, die die Chinesen Tausende von Jahren zuvor in der Sentenz gezogen haben: wenn es einen Müßiggänger giebt, so existiert auch gleichzeitig ein anderer Mensch, der vor Hunger zu Grunde geht. Ich kam so zu dem einfachen und natürlichen Schluß: wenn ich das gequälte, ermüdete Pferd bedauere, von dem ich mich ziehen lasse, so ist das erste, was ich zu thun habe, wenn es mir wirklich leid thut, daß ich absteige und auf meinen eigenen Füßen weiterwandere.

Und dieser so einfache und unvermeidliche Schluß drängt sich in alle Details meines Lebens hinein, verändert dieses Leben mit einemmal, erlöste mich von jenen moralischen Qualen, welche ich bei der Betrachtung der Leiden und des Lasters der Menschen empfand, und vernichtet auf einen Schlag alle drei Ursachen, die uns hindern, den Armen zu helfen, jene Ursachen, die ich entdeckte, als ich die Gründe meines Elends suchte.

Die erste Ursache war die Ansammlung der Menschen in den Städten und die Aufsaugung des Reichtums der Dörfer durch die Städte. Ein Mensch braucht nur keinen Nutzen mehr aus fremder Arbeit ziehen zu wollen, er braucht nur darauf Verzicht zu leisten, der Regierung zu dienen, Grund und Boden und Geld zu besitzen, er braucht nur nach Möglichkeit und nach Kräften seine Bedürfnisse selbst zu befriedigen; dann wird es ihm nie in den Sinn kommen, das Dorf zu verlassen (wo es am leichtesten ist, seine Bedürfnisse zu befriedigen), und in die Stadt zu ziehen, wo alles nur das Erzeugnis fremder Arbeit ist und wo alles gekauft werden muß; außerdem wird ein solcher Mensch auf dem Lande im stande sein, den Notleidenden zu helfen, und er wird sich frei fühlen von jenem Gefühl der Hilflosigkeit, welches ich in der Stadt hatte, als ich den Armen nicht durch eigene, sondern durch fremde Arbeit helfen wollte.

Die zweite Ursache war die Trennung der Reichen und Armen. Ein Mensch braucht nur nicht mehr zu wünschen: ich möchte von fremder Arbeit leben, indem ich der Regierung Dienste leiste, Grundbesitzer bin oder Geld habe, und ein solcher Mensch ist sogleich gezwungen, seine Bedürfnisse selbst zu befriedigen; damit

fällt aber sofort jene Mauer, die ihn von dem arbeitenden Volke trennt, er verschmilzt mit dem Volk, steht Schulter an Schulter mit ihm und hat nun die Möglichkeit, den Bedürftigen zu helfen.

Die dritte Ursache war das Schamgefühl, das auf dem Bewußtsein des unsittlichen Zustandes gegründet ist, der darin besteht, daß ich das Geld besitze, mit dem ich den Menschen helfen will. Ein Mensch braucht nur auf die Ausbeutung fremder Arbeit zu verzichten, indem er aufhört, der Regierung zu dienen, Grundbesitzer zu sein und Geld zu sammeln, und sofort wird das überflüssige, unnütze Geld aus unseren Taschen verschwinden, das Geld, das die Leute veranlaßte, als sie mich in seinem Besitze sahen, Anforderungen an mich zu stellen, die ich nicht erfüllen konnte, was in mir das Bewußtsein meines Unrechtes wachrief.

XXIII.

Ich sah ein, daß der Grund des Lasters und der Leiden der Menschen darauf beruht, daß ein Teil der Menschen den anderen als Sklaven dient, und so zog ich denn jene einfache Folgerung, daß ich, wenn ich den Menschen einmal helfen will, nicht selbst jenes Elend verursachen darf, welches ich austilgen will, d. h. ich darf nicht an der Unterdrückung der Menschen Anteil nehmen. Was mich aber zur Unterdrückung veranlaßte, war dieses: ich war seit meiner Kindheit gewohnt, nicht zu arbeiten und andere für mich arbeiten zu lassen; ich lebte und lebe auch heute noch in einer Gesellschaft, die sich nicht nur an den Zustand der Sklaverei gewöhnt hat, sondern diese auch noch mit allerhand künstlichen und kunstlosen Sophismen zu verteidigen sucht. Ich machte folgenden einfachen Schluß: wenn ich nicht selbst Laster und Leiden säen will, muß ich so wenig als möglich von fremder Arbeit leben und selbst so viel arbeiten, als ich nur kann.

Diese Antwort, welche unser sittliches Gefühl vollständig befriedigt, sprang mir in die Augen, und so geht es uns allen; wir aber wollen sie nicht sehen und schauen nach der Seite.

Wir sehen uns bei unserem Suchen nach Heilung von den gesellschaftlichen Schäden nach allen Seiten um; wir suchen in den staatli-

chen und staatsfeindlichen, den wissenschaftlichen und philantropischen Wahnvorstellungen nach Antwort, aber wir sehen das nicht, was sich jedem gewaltsam aufdrängt.

Wir sitzen in unseren Zimmern, verlangen, daß andere Leute alles für uns aufräumen und thun so, als ob wir um ihretwillen furchtbar leiden, ihnen die Arbeit erleichtern wollen, und wir ersinnen allerhand Listen, nur nicht die einzige und einfachste, daß wir selbst die unbequemen Geschäfte besorgen, wenn wir im Hause bleiben, oder aber in die Scheune gehen und sie dort abmachen.

Wer ernsthaft leidet bei den Leiden der uns umgebenden Menschen, für den giebt es ein einfaches und leichtes Mittel, das einzig mögliche, um die uns umgebenden Schäden zu heilen – und zum Bewußtsein eines gerechten Lebens zu gelangen – es ist dasselbe, das Johannes der Täufer angab, als er gefragt wurde: Was sollen wir thun? und was Christus wiederholt hat: habe nicht mehr als ein Kleid und besitze kein Geld, d. h. genieße nicht die Frucht fremder Arbeit und thue daher zu allererst mit eigenen Händen, was du thun kannst.

Das ist doch so klar und einfach. Aber es ist nur dann klar und einfach, wenn unsere Bedürfnisse klar und einfach sind, und solange man noch frisch und noch nicht durch Faulheit und Müßiggang bis aufs Mark verdorben ist. Ich lebe auf dem Lande, liege auf dem Ofen und lasse meinen Nachbar, der mein Schuldner ist, für mich Holz spalten und den Ofen heizen. Es ist doch klar, daß ich faullenze und meinen Nachbar an einer ernsthaften Arbeit hindere; schließlich fange ich an, mich zu schämen, auch wird es auf die Dauer langweilig, immer dazuliegen, und wenn meine Muskeln stark sind und ich an die Arbeit gewöhnt bin, gehe ich auch wohl selbst hin und hacke mir mein Holz.

Aber die Verführungen der Sklaverei aller Art sind so alt, auf ihrem Boden sind so viele künstliche Bedürfnisse erwachsen, so viele Menschen, die sich auf den verschiedensten Stufen der Gewöhnung an diese Bedürfnisse befinden, sind miteinander verflochten, sie sind durch so viele Generationen hindurch verdorben, die Menschen sind so verzärtelt, die Verführungen so kompliziert und die Rechtfertigungen des Luxus und des Müßigganges sind so mannigfach von den Menschen ersonnen, daß es für einen Menschen, der sich oben auf der Stufenleiter der müßigen Leute befindet, durchaus

nicht so leicht ist, seine Sünde einzusehen, wie für den Bauer, der seinen Nachbarn seinen Ofen Heizen läßt.

Für die Menschen, die sich auf der obersten Sprosse dieser Leiter befinden, ist es außerordentlich schwer, zu verstehen, was von ihnen verlangt wird. Es schwindelt ihnen vor der Höhe der Lügenleiter, auf der sie stehen, wenn sie sich die Stelle auf der Erde vorstellen, bis zu welcher sie herabsteigen müssen, um nicht etwa vollkommen gut, sondern wenigstens nicht unmenschlich zu leben, und daher erscheint diese einfache und klare Wahrheit den Leuten fremd.

Einen Menschen, der zehn Diener in Livreen, Kutscher, Köche, Bilder, Klaviere besitzt, befremdet es ganz ohne Zweifel, und ihm erscheint das lächerlich, was das einfachste, natürlichste, das allererste für einen, ich will nicht sagen guten Menschen, für einen Menschen überhaupt und nicht für ein Tier ist: daß er sich selbst das Holz spaltet, mit dem seine Speisen gekocht werden und das ihn erwärmt; daß er sich selbst die Galoschen oder die Stiefel putzt, wenn er unvorsichtig in den Schmutz getreten ist; daß er sich selbst das Wasser herbeiträgt, mit dem er sich reinigt, und das schmutzige Wasser wegträgt, mit dem er sich gewaschen hat.

Aber außer dem Umstand, daß die Menschen noch von der Wahrheit weit entfernt sind, existiert auch eine andere Ursache, welche die Menschen hindert, die Verpflichtung zu einer ganz gewöhnlichen und natürlichen, persönlichen, physischen Arbeit auch für sich anzuerkennen: es ist das Verwickelte und Komplizierte in den Lebensumständen der Menschen, die durch ihre Interessen miteinander verbunden sind, und unter denen ein reicher Mann lebt.

Neulich kam ich eines Morgens in das Vorhaus, wo die Öfen geheizt wurden. Ein Arbeiter heizte gerade den Ofen an, der das Zimmer meines Sohnes erwärmte. Ich ging zu ihm hinein; er schlief. Es war elf Uhr morgens. Er entschuldigte sich: es sei Feiertag und er habe heute keinen Unterricht.

Der wohlgepflegte achtzehnjährige Bursche mit einem Bart schläft bis elf Uhr, nachdem er sich am Abend zuvor den Bauch vollgeschlagen. Der Bauernbursche aber, der im gleichen Alter steht, ist schon ganz früh am Morgen aufgestanden, hat schon einen ganzen Haufen von Geschäften erledigt und heizt nun schon den zehnten Ofen, während er schläft. Wenn der Mann doch wenigstens seinen

Ofen nicht heizen wollte, um diesen häßlichen, faulen Leib nicht zu erwärmen, dachte ich bei mir. Aber ich erinnerte mich sogleich, daß derselbe Ofen auch das Zimmer unserer Haushälterin, einer Frau von vierzig Jahren, erwärmt, die gestern bis drei Uhr in die Nacht für das Abendessen sorgen mußte, an dem auch mein Sohn teilgenommen hatte, die nachher noch das Geschirr abgeräumt und dennoch um sieben Uhr aufgestanden war. Sie kann ihren Ofen nicht selbst heizen, sie hat nicht Zeit dazu. Der Mann heizt ja auch um ihretwillen, und unter ihrer Firma wärmt sich auch der Faulpelz.

Es ist wahr, daß die Interessen aller miteinander verflochten sind, aber auch ohne lange Berechnungen sagt uns doch das Gewissen, auf wessen Teil die Arbeit und auf wessen der Müßiggang kommt. Aber nicht genug, daß das Gewissen uns dieses lehrt, das sagt uns noch klarer unser Geld und unser Wirtschaftsbuch. Je mehr Geld einer verbraucht, um so mehr läßt er andere für sich arbeiten. Je weniger er braucht, um so mehr arbeitet er selbst.

Aber die Industrie? Und die gesellschaftlichen Unternehmungen? Und endlich die allerernstesten Dinge: die Kultur? Die Entwickelung der Wissenschaften und Künste?

XXIV.

Im vergangenen Jahre, im März, kam ich einmal spät nach Hause. Als ich aus der Subowgasse in die Chamownitscheskajagasse einbog, sah ich auf dem Schnee des Jungfernfeldes schwarze Flecken. Ich hätte das wohl kaum beachtet, wenn nicht ein Schuhmann, der am Eingang der Gasse stand, in der Richtung der schwarzen Flecken hinübergerufen hätte:

„Wassilij, warum bringst du sie denn nicht?“

„Sie will nicht kommen“, rief ihm eine Stimme entgegen, und gleich darauf kamen die Flecken auf den Schutzmann zu. Ich blieb stehen und fragte ihn:

„Was ist denn los?“

Er antwortete: „Wir haben da einige Mädchen aus dem Rshanowschen Haus auf die Polizei gebracht, eine ist zurückgeblieben und will nicht mitgehen.“

Ein Hauswart in einem Schafspelz führte sie. Das Mädchen ging voraus und er stieß sie von hinten. Wir alle – ich, der Hauswart, der Schutzmann – waren winterlich gekleidet, nur sie allein trug bloß ein Kleid. Im Dunklen konnte ich nur sehen, daß sie ein braunes Kleid anhatte und ein Tuch um Kopf und Hals. Sie war klein von Wuchs, glich einem totgeborenen Kind, hatte kurze Beine und eine verhältnismäßig breite und schlecht gebaute Gestalt.

„Deinetwegen, du Aas, müssen wir hier stehen. Gehst du oder gehst du nicht? Ich komme dir schon!" rief der Schutzmann. Er war es offenbar müde, und sie langweilte ihn. Sie kam einige Schritte näher und blieb dann wieder stehen.

Der Hauswart, ein alter, gutmütiger Mann (ich kenne ihn persönlich), zog sie bei der Hand. „Ich will dich lehren, stehen zu bleiben! Kommst du wohl!" Er stellte sich so, als ob er böse sei. Sie wankte ein wenig und begann mit heiserer Stimme (in jedem Ton klang eine falsche Note, ein Keuchen und Jammern mit):

„Laß doch das Stoßen! Ich werde schon so hinkommen."

„Du erfrierst ja", sagte der Hauswart.

„Unsereiner erfriert nicht. Ich habe heißes Blut."

Sie wollte einen Scherz machen, aber ihre Worte klangen so, als ob sie sich mit jemandem zankte. Bei einer Laterne, die nicht weit vom Thore unseres Hauses steht, hielt sie wieder an, lehnte sich oder warf sich vielmehr auf den Zaun, und begann mit ihren ungeschickten, steifgewordenen Händen in ihren Röcken herumzuwühlen. Wieder wurde sie angeschrieen, aber sie brummte etwas vor sich hin und war mit etwas beschäftigt. Sie hielt in einer Hand eine verbogene Cigarette und in der anderen ein paar Schwefelhölzer. Ich blieb hinter ihr stehen; es war mir peinlich, an ihr vorüberzugehen, und ich schämte mich doch auch wieder, dazustehen und zuzusehen. Endlich entschloß ich mich und näherte mich ihr. Sie lag mit der Schulter gegen den Zaun gedrückt, suchte vergeblich die Schwefelhölzer am Zaun zu entzünden und warf sie wieder weg. Ich betrachtete mir ihr Gesicht genauer. Sie glich in der That einem totgeborenen Kind, aber sie schien mir schon ziemlich alt zu sein; ich hätte ihr etwa dreißig Jahre gegeben. Sie hatte einen schmutzigen Teint, kleine, trübe, vertrunkene Augen, eine Nase wie ein Knopf, schiefe, feuchte und an den Mundwinkeln herabhängende Lippen und ein unter dem Tuch hervorkommendes kurzes Büschel trockener

Haare. Die Taille war lang und flach. Ihre Arme und Beine waren kurz. Ich blieb ihr gegenüber stehen. Sie blickte mich an und lächelte, als ob sie alles wüßte, was ich dachte.

Ich fühlte, daß ich ihr etwas sagen mußte. Ich wollte ihr zeigen, daß sie mir leid that.

„Haben Sie Eltern?“ fragte ich.

Sie lachte heiser auf, dann brach sie plötzlich ab, zog die Augenbrauen in die Höhe und blickte mich scharf an.

„Haben Sie Eltern?“ wiederholte ich.

Sie fing an zu lachen, mit einem Ausdruck, als wollte sie sagen: weiß er wirklich nichts anderes zu fragen?

„Ich habe eine Mutter“, sagte sie. „Was geht das dich an?“

„Wie alt sind Sie?“

„Ich werde sechzehn“, sagte sie. Sie antwortete sofort; offenbar war sie die Frage gewohnt.

„Nun marsch! Man erfriert ja hier, deinetwegen; hol dich der Teufel!“ schrie der Schutzmann. Sie riß sich vom Zaune los und ging wankenden Schrittes hinab längs der Chamownitscheskajagasse nach der Polizeistation, während ich durch das Pförtchen eintrat und ins Haus ging, wo ich fragte, ob meine Töchter schon nach Hause gekommen seien? Man sagte mir, sie seien auf einer Abendgesellschaft gewesen, hätten sich sehr gut amüsiert, jetzt seien sie daheim und schliefen schon.

Am anderen Tag wollte ich gegen Morgen auf die Polizeistation gehen, um zu erfahren, was man mit dieser Unglücklichen gemacht habe, und wollte mich schon ziemlich früh auf den Weg machen, als einer jener Unglücklichen vom Adel mich besuchte, die aus Schwachheit aus ihrer gewohnten vornehmen Lebensweise herauskommen, sich dann wieder erheben, um bald wieder zu sinken. Wir kannten uns schon seit drei Jahren. Während dieser drei Jahre hatte dieser Mensch schon zu wiederholten Malen alles durchgebracht, was er besaß, bis auf die Kleider, die er anhatte; eben war ihm etwas Ähnliches passiert und er verbrachte zur Zeit seine Nächte im Rshanowschen Haus, im Nachtquartier, am Tage aber kam er zu mir. Er begegnete mir, als ich eben fortgehen wollte, und fing sogleich an zu erzählen, ohne mich zu Worte kommen zu lassen, was diese Nacht bei ihnen im Rshanowschen Hause vorgegangen wäre. Er hatte seine Erzählung begonnen und war noch nicht bis zur Mitte

gekommen, als er plötzlich, er, ein alter Mann, der schon vieles gesehen hatte, zu weinen und zu schluchzen begann, stillschwieg und sich gegen die Wand drehte. Seine Geschichte war die folgende. Alles, was er erzählt hatte, war volle Wahrheit. Ich prüfte seine Erzählung an Ort und Stelle und erfuhr noch die näheren Umstände, die ich hier in einem mitteilen will.

Dort in der Nachtherberge, im untersten Stock in der zweiunddreißigsten Nummer übernachtete mein Freund für fünf Kopeken in Gemeinschaft mit immer wechselnden Besuchern der Nachtquartiere, Männern und Frauen, die miteinander Umgang pflegten. Hier schlief auch eine Wäscherin, eine Frau von etwa dreißig Jahren; sie war blond, still und anständig, aber ein wenig kränklich. Die Wirtin der Wohnung war die Geliebte eines Fährmanns. Ihr Geliebter hält sich im Sommer ein Boot, während sie im Winter davon leben, daß sie in ihrer Wohnung Schlafstellen vermieten. Für drei Kopeken ohne und für fünf Kopeken mit Kissen. Die Wäscherin hatte einige Monate hier gewohnt und war eine stille Frau, aber in der letzten Zeit mochte man sie nicht mehr leiden, weil sie hustete und die Bewohner im Schlafe störte. Besonders hatte eine achtzigjährige, halb verrückte Frau, die auch eine beständige Bewohnerin dieses Zimmers war, ihren Haß auf die Wäscherin geworfen, und sie peinigte sie beständig, indem sie ihr vorwarf, sie lasse einen die ganze Nacht nicht schlafen, denn sie blöke fortwährend wie ein Schaf. Die Wäscherin schwieg still; sie war mit der Miete im Rückstände, fühlte sich schuldig und mußte ruhig bleiben. Sie konnte immer seltener zur Arbeit gehen, denn sie hatte keine Kraft mehr, und daher konnte sie die Wirtin nicht bezahlen. In der letzten Woche war sie gar nicht zur Arbeit gegangen und verbitterte nun allen, besonders der alten Frau, die auch nicht ausging, das Leben durch ihr Husten. Vier Tage zuvor hatte die Wirtin der Wäscherin die Wohnung gekündigt: sie sei schon sechzig Kopeken schuldig, sie zahle nicht, und es sei keine Aussicht, daß sie sie erhalten werde; die Pritschen aber waren alle besetzt und die Bewohner klagten über das Husten der Wäscherin.

Als die Wirtin der Wäscherin gekündigt und ihr gesagt hatte, sie solle die Wohnung verlassen, wenn sie ihr Geld nicht bezahle, geriet die Alte in eine solche Freude, daß sie die Wäscherin auf den Hof hinausstieß. Die Wäscherin ging hinaus, aber nach einer Stunde kam sie wieder, und die Wirtin hatte nun nicht mehr das Herz, sie wieder

fortzujagen. Auch am nächsten und übernächsten Tage trieb die Wirtin sie nicht fort.

„Wo soll ich denn hin?“ sagte die Wäscherin.

Aber am dritten Tage ging der Liebhaber der Wirtin, ein echter Moskauer, der die Verhältnisse kannte und wußte, wie man mit den Menschen umgeht, einen Schutzmann zu holen. Der Schutzmann erschien mit einem Säbel und einem Revolver, der an einer roten Schnur hing, in der Wohnung und begleitete die Wäscherin mit höflichen und wohlgesetzten Worten auf die Straße hinaus.

Es war ein heller, sonniger, aber kalter Märztag. Das Wasser floß in Bächen, die Hausknechte spalteten Eisblöcke. Die Schlitten der Fuhrleute hüpften über den festgefrorenen Schnee und glitten knirschend über die Steine.

Die Wäscherin schritt die Sonnenseite entlang den Berg hinab; sie kam bis an eine Kirche und setzte sich hier in der Vorhalle in die Sonne. Als aber die Sonne sich hinter den Häusern versteckte und die Wasserlachen sich mit einer leichten Eiskruste bedeckten, wurde es der Wäscherin kalt und ängstlich zu Mute. Sie stand auf und schleppte sich weiter … Wohin? Nach Hause, nach jenem einzigen Haus, in dem sie während der letzten Zeit gewohnt hatte. Ehe sie hingelangte, ereilte sie, während sie ausruhte, die Dämmerung. Sie näherte sich der Pforte, trat ein, glitt aus, schrie auf und fiel.

Einer oder der andere ging vorüber. „Wahrscheinlich eine Betrunkene“, meinte ein Vorübergehender, stolperte über die Wäscherin und sagte zum Hausknecht: „Da liegt ein betrunkenes Weib an der Pforte. Ich habe mir ihretwegen beinahe den Kopf zerstoßen; werdet Ihr sie fortschaffen oder nicht?“

Der Hausknecht begab sich an die bezeichnete Stelle. Die Wäscherin war tot. Das war die Erzählung meines Freundes. Man könnte glauben, ich habe die Thatsachen kombiniert: meine Begegnung mit der fünfzehnjährigen Prostituierten und die Geschichte dieser Wäscherin; aber man glaube das nicht, das hat sich genau in einer und derselben Nacht ereignet. Ich erinnere mich nicht mehr genau, am wievielten März des Jahres 1884. Als ich die Erzählung meines Freundes angehört hatte, begab ich mich auf die Polizeistation, um nachher in das Rshanowsche Haus zu gehen und genaueres über das Schicksal der Wäscherin zu erfahren.

Das Wetter war wundervoll, die Sonne schien, hin und wieder

sah man im Schatten zwischen den Eissternen, die sich durch den Nachtfrost gebildet hatten, das Wasser hindurchrinnen; an den Stellen aber, die der Sonne ausgesetzt waren, auf dem Chamownitschew-Platz, taute alles und das Wasser sprudelte förmlich. Vom Fluß her hörte man ein merkwürdiges Geräusch. Die Bäume eines lustigen Gartens schimmerten bläulich über den Fluß herüber; die Spatzen mit ihrem rötlich gefärbten Gefieder, die sich sonst im Winter kaum hervorwagen, fielen heute durch ihre Fröhlichkeit geradezu auf. Auch die Menschen wären gern froh gewesen, aber sie alle waren zu sehr von Sorgen geplagt. Man hörte Glockengeläute, und durch diese ineinander verschmelzenden Klänge hindurch vernahm man das Schießen in den Kasernen, das Pfeifen der gewundenen Kugeln und ihr Aufschlagen auf die Zielscheiben.

Ich kam auf die Polizeistation. Einige bewaffnete Menschen, d. h. Schutzleute, brachten mich zu ihrem Vorgesetzten. Er trug auch Waffen, einen Säbel und eine Pistole, und war mit der Ausstellung eines Befehls betreffs eines zerlumpten und zitternden alten Mannes beschäftigt, der vor ihm stand und vor Schwäche nicht klar und vernehmlich auf die Fragen antworten konnte, die ihm gestellt wurden. Als er die Angelegenheit mit dem Mann erledigt hatte, wandte er sich zu mir. Ich fragte ihn nach der Dirne von gestern Abend. Er hörte mich erst aufmerksam an, dann aber fing er an zu lächeln, weil ich die Verordnungen nicht kannte, warum man die Mädchen nach der Polizei führt und besonders weil ich über ihre Jugend verwundert war.

Aber ich bitte Sie, es giebt Mädchen von zwölf Jahren, dreizehn- und vierzehnjährige aber kommen auf Schritt und Tritt vor, sagte er belustigt.

Als ich ihn nach dem Mädchen von gestern fragte, erklärte er mir, man werde sie wohl nach dem Komitee (ich glaube, so nannte er es) weiterbefördert haben; aber auf meine Frage, wo sie die Nacht verbracht hätte, antwortete er sehr unbestimmt. Übrigens erinnere er sich nicht mehr des Mädchens, von dem ich sprach. Es seien ihrer so viele, alle Tage.

Im Rshanowschen Hause fand ich auf Nummer zweiunddreißig schon einen Kirchensänger vor, der an der Leiche der Wäscherin betete. Man hatte sie auf der Pritsche, auf der sie einst gelegen, hereingebracht, und die Bewohner, die alle selbst nichts besaßen, hatten

Geld für eine Seelenmesse, einen Sarg und ein Leichengewand gesammelt. Die alten Frauen aber hatten sie angekleidet und aufgebettet. Der Vorsänger las irgend etwas in der Dunkelheit, eine Frau in einer Saloppe stand mit einer Wachskerze neben der Toten, und daneben stand ein Mensch (eigentlich müßte ich sagen ein Herr) ebenfalls mit einer Wachskerze, in einem sauberen Mantel mit einem Pelzkragen von Schafwolle, glänzenden Galoschen und einem gestärkten Hemd. Das war ihr Bruder; man hatte ihn ausfindig gemacht.

Ich ging an der Toten vorüber in den Winkel, der der Wirtin gehörte, und fragte sie über alles aus.

Sie erschrak über meine Fragen; sie fürchtete sich offenbar, daß man ihr die Schuld zuschieben würde, aber allmählig wurde sie gesprächiger und erzählte mir alles. Als ich zurückkehrte, blickte ich nach der Toten hin. Alle Toten sind schön, aber diese war besonders schön und rührend in ihrem Sarge; sie hatte ein reines, bleiches Gesicht, die hervortretenden Augen waren geschlossen, die Wangen eingefallen, sie hatte weiches, blondes Haar und eine hohe Stirn. Das Gesicht hatte einen müden, gütigen, nicht traurigen, aber verwunderten Ausdruck. In Wahrheit, wenn die Lebenden blind sind, so können sich die Toten wohl wundern.

An dem Tag, als ich das niederschrieb, war in Moskau ein großer Ball. In der Nacht ging ich um die neunte Stunde aus. Ich wohne in einer von Fabriken umgebenen Gegend, und ich war nach dem Pfeifen der Fabriken ausgegangen, welches nach einer Woche ununterbrochener Arbeit das Volk für einen Tag freigelassen hatte.

Ich wurde von Fabrikarbeitern überholt und holte selbst solche ein, die nach den Schenken und Wirtschaften hinströmten. Viele waren schon betrunken, einige hatten Frauen bei sich. Ich wohne mitten unter Fabriken.

Jeden Morgen um fünf Uhr höre ich einen Pfiff, dann einen zweiten, dritten, zehnten und so fort. Das bedeutet, daß die Arbeit der Frauen, Kinder und Greise begonnen hat. Um acht wird noch einmal gepfiffen, das bedeutet eine Ruhepause von einer halben Stunde; um zwölf Uhr pfeift es wieder. Es ist die Stunde, wo zu Mittag gegessen wird, und um acht Uhr pfeift es zum viertenmal, das bedeutet Feierabend.

Durch einen merkwürdigen Zufall produzieren alle drei Fabri-

ken, die sich in meiner Nähe befinden, nur Gegenstände, die auf Bällen verwendet werden.

Auf einer Fabrik, die mir zunächst liegt, werden nur Strümpfe gemacht, auf einer zweiten Seidenstoffe, auf einer dritten nur Parfüms und Pomaden.

Man kann diese Pfiffe hören und damit keinen anderen Gedanken verbinden, als den an die Zeit, wann sie stattfinden. Es pfeift schon, es ist also schon Zeit zum Spazierengehen. Man kann aber auch bei diesen Pfiffen an das denken, was in der Wirklichkeit vorgeht: der erste Pfiff um fünf Uhr morgens bedeutet, daß die Menschen, die, wie das häufig vorkommt, Männer und Frauen in einer Reihe in einem feuchten Keller schlafen, sich in der Dunkelheit erheben und sich eilig nach dem vom Maschinengeklapper dröhnenden Gebäude verfügen. Jeder geht an seine Arbeit, deren Ziel und Nutzen er für seinen Teil nicht einsieht, und so arbeitet man oft in einem erhitzten, dumpfen, schmutzigen Raum mit nur ganz kurzen Ruhepausen – ein, zwei, drei – zwölf Stunden und mehr hintereinander. Dann gehen die Leute schlafen, um bald wieder aufzustehen und immer und immer wieder dieselbe von ihrem Standpunkt so sinnlose Arbeit fortzusetzen, wozu sie nur das eigene Elend zwingt.

Und so vergeht eine Woche nach der anderen, nur durch einige Feiertage unterbrochen; und diese Arbeiter, die gerade für einen dieser Feiertage freigelassen waren, sah ich nun. Sie treten auf die Straße, überall giebt es Wirtschaften, prachtvolle Schenken und Mädchen. Und die Betrunkenen zerren einander an den Armen, holen sich Dirnen wie jene, die man nach der Polizei brachte, nehmen sich eine Mietkutsche und fahren zu, aus einem Wirtshaus ins andere, schimpfen, treiben sich herum und schwatzen, ohne selber zu wissen was. Früher hatte ich Fabrikarbeiter sich so herumtreiben sehen und war ihnen mit Ekel ausgewichen; seitdem ich aber täglich diese Pfiffe höre und ihre Bedeutung kenne, wundere ich mich nur noch darüber, daß nicht all diese Männer in jenen Zustand „der goldenen Rotte“ kommen, von der Moskau überfüllt ist, die Frauen aber in die Lage jenes Mädchens, das ich an meinem Hause getroffen hatte.

Ich ging also und beobachtete diese Fabrikarbeiter, solange sie sich auf der Straße umhertrieben, etwa bis gegen elf Uhr.

Dann hörte die Bewegung langsam auf. Es blieben hier und da einige Betrunkene übrig, und zuweilen begegnete man Männern und Frauen, die nach der Polizei gebracht wurden. Dann aber tauchten plötzlich von allen Seiten Wagen auf, die alle nach einer Richtung fuhren.

Auf dem Bock saß der Kutscher, häufig in einem Pelz, dazu ein stutzerhafter Lakai mit einer Kokarde. Die satten, mit Pferdedecken bedeckten Renner fliegen über die Schneedecke mit einer Geschwindigkeit von zwanzig Werst pro Stunde; im Wagen sitzen in Rotonden gehüllte Damen, die sorgsam ihre Frisuren und Blumen schützen. Alles – das Pferdegeschirr, die Wagen auf Gummirädern, der Stoff zur Jacke des Kutschers, die Strümpfe, Schuhe, Blumen, der Samt, die Handschuhe und Parfüms – alles das ist von den Menschen hergestellt, die zum Teil betrunken auf ihren Pritschen, in Schlafzimmern oder auch in Nachtherbergen in Gesellschaft von Dirnen schlafen, zum Teil auf den verschiedenen Polizeistationen sitzen. Und an ihnen vorüber, ausgestattet mit allem, was ihnen gehört, fahren die Ballbesucher, und es kommt diesen nicht in den Sinn, daß ein Zusammenhang besteht zwischen dem Ball, den sie besuchen, und diesen Betrunkenen, die von den Kutschern strenge angefahren werden.

Diese Menschen vergnügen sich auf dem Ball mit dem ruhigsten Gewissen und mit der Überzeugung, daß sie nichts Schlimmes, sondern etwas sehr Schönes thun. Sie amüsieren sich! Amüsieren sich von elf bis sechs Uhr morgens in der tiefsten Nacht, während andere Menschen sich mit leeren Magen in den Nachtherbergen herumwälzen und einige von ihnen sterben, wie die Wäscherin.

Das Vergnügen besteht darin, daß Frauen und Mädchen mit entblößter Brust und mit unechten Hinterteilen sich in einen so unanständigen Zustand versetzen, in dem ein unverdorbenes Mädchen oder eine Frau sich für nichts in der Welt einem Manne zeigen würde; und in diesem halbnackten Zustand, mit der offenen, nackten Brust, den bis zu den Schultern entblößten Armen, unechten Hinterteilen und zusammengeschnürten Hüften, erscheinen Mädchen und Frauen, deren vornehmste Tugend von jeher die Schamhaftigkeit war, bei der hellsten Beleuchtung unter fremden Männern, die auch unanständige Kleider tragen, und umarmen sich und tanzen bei den Klängen einer sinnberauschenden Musik. Alte Frau-

en, oftmals ebenso nackt wie die jungen, sitzen daneben, sehen zu und essen und trinken süße und schmackhafte Dinge, und die alten Männer thun dasselbe. Kein Wunder, daß das in der Nacht geschieht, wenn das ganze Volk schläft; das soll eben niemand mit ansehen. Aber das geschieht nicht etwa, um es zu verbergen, die Menschen glauben, daß sie gar nichts zu verstecken haben, daß das alles sehr schön ist, daß sie mit diesen Vergnügungen, bei denen die qualvolle Arbeit von Tausenden von Menschen vernichtet wird, nicht nur niemand kränken, sondern daß sie gerade damit für den Verdienst der armen Leute sorgen.

Es kann sein, daß es auf den Bällen sehr lustig ist. Wie aber konnte das entstehen? Denn wenn wir in der Gesellschaft oder unter uns einen Menschen sehen, der nichts gegessen hat oder friert, so schämen wir uns doch, fröhlich zu sein, und wir können es nicht sein, bevor er gesättigt ist und sich erwärmt hat, abgesehen davon, daß es Menschen giebt, die sich an dem erfreuen können, was anderen Leiden bereitet. Die Art, wie sich böse Knaben amüsieren, wenn sie einem Hunde den Schwanz mit einem gespaltenen Stab einklemmen, erregt unseren Abscheu.

Dasselbe aber geschieht hier. Während dieser Vergnügungen sind wir mit Blindheit geschlagen und wir sehen jenen gespaltenen Stab nicht, mit dem wir all die Leute eingeklemmt haben, die um unserer Freude willen leiden müssen.

Denn keine von den Frauen, die in einem Kleid, das hundertundfünfzig Rubel gekostet hat, den Ball besuchen, ist auf dem Ball oder bei Madame Minanguoit geboren; sie haben alle auf dem Lande gelebt, haben Bauern gesehen, kennen ihre Ammen und Dienstmädchen, deren Eltern und Brüder arme Leute sind, und für die die Ersparung von hundertundfünfzig Rubel zum Bau einer Hütte das Ziel eines langen Lebens voller Arbeit ist; jede dieser Frauen weiß das; wie kann sie sich freuen, wenn sie weiß, daß sie auf diesem Ball auf ihrem nackten Körper die Hütte trägt, die der Traum des Bruders ihres guten Dienstmädchens ist? Aber nehmen wir an, sie hat sich das nicht überlegt; das mußte sie doch wissen, daß Samt und Seide, Konfekt, Blumen und Spitzen nicht wild wachsen, sondern von Menschen hergestellt werden; *das* mußte sie doch wissen, wie man annehmen darf, was für Menschen diese Dinge anfertigen, unter welchen Bedingungen und aus welchen Gründen sie es thun. Sie

muß doch wissen, daß die Näherin, mit der sie noch soeben gezankt, ihr dieses Kleid nicht aus Liebe zu ihr gefertigt hat; und darum muß sie auch wissen, daß alles das für sie geschehen ist aus Not und daß ebenso wie ihr Kleid auch der Samt, die Blumen und Spitzen entstanden sind. Aber vielleicht ist ihr Geist so umnebelt, daß sie auch das nicht überlegen? Das aber, daß fünf oder sechs alte, ehrwürdige, oftmals kränkliche Diener oder Dienstmädchen ihretwegen die Nacht nicht schlafen und alle Hände voll zu thun haben, das konnte ihr nicht entgehen. Sie hat ihre müden, finsteren Gesichter gesehen. Es konnte ihr auch nicht entgehen, daß die Kälte diese Nacht bis auf achtundzwanzig Grad gestiegen war und daß der alte Kutscher bei dieser Kälte die ganze Nacht auf dem Bock hat sitzen müssen. Aber ich weiß, daß sie das wirklich nicht sehen. Und wenn sie, diese jungen Frauen und Mädchen, es infolge der Hypnose, die ein Ball auf sie ausübt, nicht sehen – so kann man sie deswegen nicht verurteilen. Die Armen thun das, was sie für etwas außerordentlich Gutes halten; wie aber erklären die älteren Leute diese ihre Grausamkeit gegen die Menschen?

Die älteren Leute werden immer ein und dasselbe sagen: ich zwinge niemand – meine Sachen kaufe ich, und meine Bedienten, Dienstmädchen und Kutscher dinge ich. Kaufen und dingen – das ist doch nichts Schlimmes! Ich zwinge niemand zu etwas, ich dinge mir jemand, was ist daran schlimm?

In diesen Tagen besuchte ich einmal einen meiner Bekannten. Als ich durch das erste Zimmer kam, erblickte ich zu meinem Erstaunen zwei Frauen an einem Tisch. Ich wußte nämlich, daß mein Bekannter Hagestolz [Junggeselle] war. Eine magere, altmodische Frau mit gelber Gesichtsfarbe, die etwa dreißig Jahre alt sein mochte, machte sich mit äußerst schnellen Arm- und Handbewegungen am Tische etwas zu schaffen. Dabei zuckte sie immerfort nervös zusammen, als hätte sie irgend einen Anfall. Schräg gegenüber saß ein Mädchen, das dieselben Bewegungen machte und ebenso zusammenzuckte. Beide Frauen schienen den Veitstanz zu haben. Ich kam näher heran, um mir aus der Nähe zu betrachten, womit sie beschäftigt waren. Sie blickten auf und fuhren dann eifrig in der Arbeit fort. Vor ihnen war Tabak ausgeschüttet, und daneben lagen Hülsen. Sie machten Cigaretten. Die eine zerrieb den Tabak zwischen den Handflächen, that ihn in die Maschine, schob die Hülse darüber,

drückte den Tabak hinein und warf die Cigarette dem Mädchen zu. Das Mädchen drückte den Tabak von oben zusammen, drehte das darüber ragende Papier zu, warf die fertige Cigarette weg und nahm eine andere vor. Alles das geschah mit einer solchen Schnelligkeit, mit einer solchen Anspannung der Kräfte, daß man es einem Menschen, der nichts Ähnliches gesehen, gar nicht beschreiben kann. Ich drückte ihnen meine Bewunderung über ihre Behendigkeit aus.

„Seit vierzehn Jahren mache ich nichts anderes", sagte die Frau. „Das ist nicht schwer – nur habe ich Schmerzen auf der Brust und Atemnot."

Übrigens hätte sie das nicht zu sagen brauchen. Man brauchte sie und das Mädchen nur anzusehen. Diese beschäftigt sich das dritte Jahr damit, aber ein jeder, der sie bei dieser Arbeit erblickt, wird sagen: das ist ein starker Organismus, der sich bereits zu zersetzen beginnt. Mein Bekannter, ein gutmütiger, liberaler Mensch, hatte sich diese beiden Frauen gemietet, damit sie ihm Cigaretten drehten. Sie bekamen zwei Rubel fünfzig Kopeken für das Tausend. Er hat Geld und bezahlt damit die Arbeit. Was ist daran Schlimmes? Mein Bekannter steht um zwölf Uhr auf. Den Abend verbringt er von sechs bis zwei Uhr am Kartentisch oder am Klavier, er ißt gut und schmackhaft, alle Arbeiten zu seinem Wohl machen andere Leute. Er erfindet sich ein neues Vergnügen – er raucht. Ich kann mich noch erinnern, wie er zu rauchen begann.

Es giebt eine Frau und ein Mädchen, die kaum davon leben können, daß sie sich in eine Maschine verwandeln und ihr ganzes Leben damit zubringen, daß sie Tabak einatmen und damit ihr Leben zerstören. Er aber hat Geld, das nicht er sich erworben hat, und er zieht es vor, „Schraube" zu spielen, anstatt sich selbst die Cigaretten zu stopfen. Er giebt diesen Frauen das Geld nur unter der Bedingung, daß sie fortfahren, ebenso unglücklich zu leben, wie sie leben, d. h. daß sie für ihn Cigaretten drehen.

Ich liebe die Sauberkeit und gebe mein Geld nur unter der Bedingung aus, daß mir die Wäscherin die Hemden wäscht, die ich zweimal täglich wechsle, und diese Hemden rauben der Wäscherin die letzten Kräfte und sie stirbt. Ist das so schlimm? Die Leute, welche kaufen und sich Leute dingen, werden andere Leute auch ohne mich dazu zwingen, Samt und Konfekt herzustellen, und sie werden diese Dinge dann kaufen. Sie werden sich auch ohne mich Men-

schen zum Cigarettendrehen und Hemdenwaschen mieten. Warum soll ich also auf Samt und Konfekt, Cigaretten und reine Hemden verzichten, wenn das nun einmal so hergebracht ist? Ich höre die Art der Betrachtung sehr oft, fast immer. Diese Betrachtung ist genau die, die eine sinnlose Menge anstellt, wenn sie etwas zerstört, das ist dieselbe Überlegung, durch die sich die Hunde leiten lassen; ein Hund stürzt sich auf den anderen und wirft ihn um, die anderen aber stürzen auch sogleich auf ihn los und reißen ihn in Stücke. Es ist einmal so geworden, das Böse ist geschehen, warum soll ich das nicht nutzen? Was würde denn auch anders, wenn ich ein schmutziges Hemd tragen und mir meine Cigaretten selbst drehen würde? Wird es jemand darum leichter haben? – so fragen die Menschen, die sich gern rechtfertigen möchten. Wenn wir nicht so weit von der Wahrheit entfernt wären, so wäre es beschämend, auf eine solche Frage überhaupt zu antworten; wir aber haben uns so weit verirrt, daß uns solche Fragen ganz natürlich erscheinen, und so sehr man sich auch schämen muß, es muß darauf geantwortet werden.

Was für einen Unterschied macht es, ob ich ein Hemd eine Woche lang und nicht nur einen Tag lang trage, oder ob ich mir die Cigaretten selbst mache oder lieber gar nicht rauche?

Der Unterschied ist der, daß irgend eine Wäscherin oder irgend eine Cigarettenmacherin ihre Kräfte weniger anstrengen wird, und ich werde das, was ich für das Waschen der Hemden und das Cigarettendrehen ausgegeben habe, jener Wäscherin oder vielleicht ganz anderen Wäscherinnen und Arbeitern geben können, welche die Arbeit ermüdet hat, und die, anstatt über ihre Kräfte zu arbeiten, nun ausruhen und ein Glas Thee trinken können. Aber auch darauf habe ich eine Erwiderung gehört. (So beschämend ist es für die Reichen und im Überfluß lebenden Leute, ihre Lage einzusehen!) Darauf antwortet man mir: wenn ich auch in schmutziger Wäsche umherlaufen, nicht rauchen und mein Geld den Armen geben werde, man wird den Armen doch wieder alles abnehmen, und Ihr Tropfen ins Meer wird zu nichts nütze sein.

Auf eine solche Erwiderung zu antworten ist noch beschämender. Und doch muß man darauf antworten. Es ist ein so gewöhnlicher Einwand. Die Antwort hierauf ist einfach.

Ich komme zu einem wilden Volke und mir werden Koteletts vorgesetzt, die mir schmackhaft erscheinen; ich erfahre aber (oder

sehe es selbst), daß die schmackhaften Koteletts aus dem Fleisch eines gefangenen Menschen bereitet sind, den man getötet hat, um schmackhafte Koteletts zu braten. Wenn ich es nun nicht für gut halte, Menschenfleisch zu essen, so werde ich und kann ich keine Koteletts mehr essen, so schmackhaft sie auch sein mögen, so allgemein auch die Sitte, Menschenfleisch zu essen, unter meinen Mitbewohnern verbreitet sein mag, so gering auch der Nutzen meiner Weigerung, die Koteletts zu essen, für den Gefangenen sein mag, der zur Verzehrung ausersehen ist. Vielleicht werde ich auch einmal Menschenfleisch essen, wenn mich der Hunger dazu treibt, aber ich werde nie andere Menschen mit Menschenfleisch bewirten und nie an solchen Bewirtungen teilnehmen, ich werde einen solchen Schmaus immer meiden und mich nie damit brüsten, daran teilgenommen zu haben.

XXV.

Was sollen wir also thun? Sind wir denn Schuld daran? Wenn nicht wir, wer denn? Wir sagen: Wir sind nicht schuld daran: es ist von selbst so gekommen, wie die Kinder sagen, wenn sie etwas zerschlagen haben, es sei von selbst zerbrochen. Und wir behaupten, daß, da es nun einmal Städte giebt, wir, die Bewohner dieser Städte, die Menschen ernähren, indem wir ihre Arbeit für ihre eigenen Arbeitsleistungen kaufen.

Das ist aber nicht richtig. Und wir brauchen uns daher nur selbst zu beobachten, wie wir auf dem Lande leben, und wie die Menschen dort von uns ernährt werden.

Der Winter in der Stadt geht seinem Ende zu, die Osterzeit rückt heran. In der Stadt nehmen die alten Orgien der Reichen ihren Fortgang. Auf den Boulevards, in den Gärten, den Parkanlagen, auf den Flüssen giebt es Musik, Theater, Wagenfahrten, Promenaden, allerhand Illuminationen, Feuerwerk; auf dem Lande aber ist es noch schöner – da ist die Luft besser, die Bäume, die Wiesen, die Blumen sind dort frischer. Man muß dorthin fahren, wo alles sich entfaltet und blüht. Und da geht nun die Mehrzahl der reichen Leute, die von der Arbeit anderer leben, aufs Land, um hier die bessere Luft zu atmen und die Wiesen und Wälder zu schauen, die hier noch schöner sind. So lassen sich denn die reichen Leute auf dem Lande unter elenden Bauern nieder, die sich von Brot und Zwiebeln nähren, die jeden Tag ihre 18stündige Arbeitszeit verrichten, des Nachts keinen genügenden Schlaf finden und mit Lumpen bekleidet sind. Hier hat nun sicherlich niemand diese Menschen verführt, hier gab es keinerlei Fabriken und andere industrielle Anlagen, hier giebt es jene arbeitslosen Leute nicht, von denen die Stadt wimmelt, und die, wie man sagt, von uns ernährt werden, indem wir ihnen Arbeit geben. Hier kann ja das Volk den ganzen Sommer über nicht zur rechten Zeit mit seiner Arbeit fertig werden, und es giebt hier nicht nur keine Arbeitslosen, sondern eine Unmasse von Produkten verdirbt aus Mangel an Arbeitern und eine große Anzahl von Menschen, Kindern, Greisen und Frauen mit ihren Kindern, geht hier infolge übermäßiger, schwerer Arbeit zu Grunde. Wie richten also die reichen Leute ihr Leben *hier* ein?

Folgendermaßen: Wenn jemand ein altertümliches, aus der Zeit der Leibeigenschaft stammendes Haus hat, so läßt er dieses Haus renovieren und verschönern, und wenn einer keins hat, so läßt er ein neues – zwei- bis dreistöckiges – errichten. Jedes der 12 bis 20 Zimmer hat eine Höhe von 6 Arschin.

Es werden Parkettböden gelegt, es werden große eingerahmte Spiegelscheiben bestellt, dazu teuere Teppiche, kostspielige Möbel und ein Speiseschrank im Werte von 200 bis 600 Rubel.

Neben dem Hause werden die Wege geschottert, da werden Blumenbeete geebnet und gesetzt, Croquet- und andere Spielplätze eingerichtet, ein Rundlauf wird aufgestellt, da sieht man glänzende Glaskugeln, oftmals werden Wintergärten, Treibhäuser und hohe, stets mit Schnitzwerk verzierte Stallungen gebaut.

Alles wird mit Ölfarbe angestrichen, mit demselben Öl, das den Greisen und Kindern zu ihrem Brei fehlt. Hat der reiche Mann genügende Mittel, so läßt er sich in einem solchen Haus als Eigentümer nieder, hat er sie nicht, so mietet er es sich; aber wie wenig wohlhabend und liberal gesinnt ein Mann aus unseren Kreisen auch sein mag, der sich auf dem Lande niederläßt, er nimmt seinen Wohnsitz in einem solchen Hause, zu dessen Erbauung und Instandhaltung der arbeitenden Bevölkerung Dutzende von Leuten entzogen werden müssen, die keine Zeit mehr haben, ihre Getreidefelder für ihren Lebensunterhalt zu bebauen.

Hier kann man schon nicht mehr davon reden, daß Fabriken vorhanden sind und daß es gleichgiltig ist, ob ich daraus Nutzen ziehe oder nicht, hier kann nicht mehr davon die Rede sein, daß ich Arbeitslose ernähre, denn hier errichten wir selber Fabriken zur Hervorbringung der für unseren Bedarf notwendigen Dinge, hier entziehen wir die Menschen, unter Ausbeutung ihrer Notlage, direkt der, für sie, für uns und für alle, notwendigen Arbeit, und dadurch verderben wir die einen in sittlicher Beziehung, und richten das Leben und die Gesundheit der anderen zu Grunde.

Da lebt z. B. auf dem Lande eine gebildete, ehrsame Familie aus dem Adels- oder Beamtenstande.

Alle Familienmitglieder, nebst ihren Gästen, haben sich hier gegen Mitte Juni zusammen gefunden, da die Kinder bis zu dieser Zeit die Schule zu besuchen und Examina zu bestehen hatten; sie kommen also zum Beginn der Erntezeit zusammen und bleiben bis zum

September, d. h. also bis zum Einsammeln der Ernte und bis die Wintersaat gesäet ist.

Die Glieder dieser Familie (wie fast alle diesen Kreisen angehörigen Leute) haben vom Beginn der Erntezeit und der Feldarbeit (nicht bis zu ihrem Ende, da noch im September gesäet wird und Kartoffeln gegraben werden) bis zur Zeit, wo die anstrengendste Arbeit auf den Feldern vorüber ist, auf dem Lande gelebt.

Während der ganzen Zeit ihres Aufenthaltes ist in ihrer Umgebung, vor ihren Augen jene Sommerarbeit der Bauern von statten gegangen, von deren Schwierigkeit wir uns, soviel wir auch davon gehört, gelesen oder gesehen haben, gar keinen Begriff machen können, so lange wir sie nicht selbst gethan haben.

Die Glieder dieser Familie, die vielleicht zehn Personen stark ist, haben hier ein ebensolches, womöglich noch schlimmeres Leben geführt, als in der Stadt, denn der Zweck ihres Landaufenthalts war, wie sie sagten, sich hier auszuruhen (nämlich vom Nichtsthun) und sie haben hier auch nicht einmal eine scheinbare Arbeit verrichtet, so daß sie für ihren Müßiggang nicht einmal eine Ausrede haben.

Während der Petrifastentage – in der Zeit der strengen Fasten, wenn die Nahrung des Volkes aus Kwas, Brot und Zwiebeln besteht, nimmt die Erntearbeit ihren Anfang.

Die auf dem Lande lebenden Herrschaften sehen diese Arbeit mit an, treffen wohl auch die entsprechenden Anordnungen, erfreuen ihr Auge an ihrem Anblick, finden Gefallen an dem Geruch des trocknenden Heues, an den von den Weibern gesungenen Liedern, dem Pfeifen der Sensen und am Anschauen der Reihen von Mähern und Schnitterinnen.

Sie können das auch in der Nähe des Hauses sehen, und wenn die jüngeren Leute und die Kinder einen Ausflug unternehmen, so fahren sie sicher, gezogen von satten Pferden, eine halbe Werst weit zum Baden.

Die zur Zeit der Ernte von statten gehende Arbeit ist eine der wichtigsten in der ganzen Welt.

Fast in jedem Jahre bleibt, infolge von nicht genügenden Arbeitskräften und aus Mangel an Zeit, das Korn nicht abgemäht und läuft Gefahr, infolge dieser beiden Faktoren unter den Regen zu kommen; daher wird gerade durch den Umstand, daß die Arbeit mit größerer oder geringerer Anspannung aller Kräfte vor sich geht, die Frage

entschieden, ob zum Besitzstand der Leute 20 oder mehr Prozent Heu hinzukommen, oder ob es verfault oder an der Wurzel erkrankt. Haben die Leute aber mehr Heu, so giebt es auch mehr Fleisch für die Greise und mehr Milch für die Kinder. So ist es im großen Ganzen; für den Einzelnen aber wird hier in Bezug auf jeden Schnitter die Frage entschieden, ob er für sich und die Kinder in der Winterszeit Brot und Milch haben wird. Jeder von den Arbeitern und den Arbeiterinnen weiß das, selbst die Kinder wissen, daß es sich hier um eine wichtige Sache handelt, und daß sie sich aus Leibeskräften anstrengen müssen, um dem Vater den Krug mit Kwas aufs Feld zu bringen; und während sie den schweren Krug von einer Hand in die andere nehmen, laufen sie, barfuß, mit großer Geschwindigkeit, nach dem zwei Werst vom Dorfe entfernten Feld, damit sie ja noch zur Essenszeit kommen, und Väterchen nicht schelte.

Jeder weiß, daß es vom Beginn der Ernte bis zum Einsammeln keine Unterbrechung der Arbeit giebt, und daß ein Ausruhen unmöglich ist.

Und es handelt sich nicht nur um die eigentliche Erntearbeit – ein jeder hat außerdem noch allerhand zu thun: er muß daheim die Erde auflockern und eggen, die Weiber haben zu spinnen, Brot zu backen, zu waschen, die Bauern müssen zur Mühle und in die Stadt fahren, Gemeindeangelegenheiten erledigen, vor dem Friedensrichter und vor dem Dorfschulzen erscheinen, Lastwagen führen und nachts die Pferde füttern – und alle, jung und alt, auch die Kranken, quälen sich unter Aufbietung ihrer letzten Kräfte damit ab.

So schwer haben die Bauern zu arbeiten, daß alle, sowohl die schwächeren, als auch die noch nicht ausgewachsenen und die alten Leute, jedesmal, bevor sie noch mit dem Anschirren der Pferde ganz fertig sind, mühsam und schwankenden Ganges durch die letzten Reihen wanken, um sich dann mit äußerster Anstrengung, nachdem sie etwas geruht haben, wieder zu erheben; ebenso quälen sich die Frauen, selbst die schwangeren und säugenden.

Die Arbeit ist eine anstrengende und ununterbrochene. Alle arbeiten mit Aufbietung ihrer letzten Kraft, und sie verbrauchen durch diese Anstrengungen den ganzen Kraftvorrat, den sie durch ihre jetzige und ihre frühere armselige Nahrungszufuhr anzusammeln vermocht: sie sind alle nicht dick, wenn aber die schwere Zeit vorüber ist, werden sie mager.

Da arbeitet z. B. ein kleiner Trupp Bauern, die sich zusammengethan haben. Es sind ihrer drei – ein alter Mann, sein Neffe, ein junger verheirateter Bursche und ein Schuster, ein Mann mit kräftigen Muskeln, der früher Leibeigener war; für sie alle entscheidet der Ausfall der Ernte über ihr Schicksal im Winter: ob sie eine Kuh halten, oder die Steuern zahlen können. Sie arbeiten ohne Rast und ohne zu erlahmen, schon zwei Wochen hindurch. Der Regen hat ihre Arbeit verzögert. Als aber ein frischer Wind über die Schwaden strich, konnten sie wieder ans Werk gehen, und damit sie rascher von der Stelle kämen, beschlossen je zwei Frauen, die Schnitterarbeit zu verrichten.

Von den Angehörigen des Alten gingen die Frau, eine fünfzigjährige, durch die Arbeit und elf Geburten ausgemergelte, taube Person, die aber immer noch sehr rüstig bei der Arbeit war, und ein dreizehnjähriges Töchterchen, ein klein gewachsenes aber gewandtes und kräftiges Mädchen, aufs Feld hinaus. Von den Angehörigen des Neffen ging auch die Frau, eine starke und hochgewachsene Person, eine echte Bäuerin, und seine Schwägerin, eine dickleibige Soldatenfrau, aufs Feld. Von den Angehörigen des Schusters endlich kam seine Frau, eine kräftige Arbeiterin, und ihre Mutter, eine hohe Achtzigerin, die sonst durch Almosen ihr Dasein fristete. Alle verrichten sie die gleiche Arbeit und schaffen vom Morgen bis zum Abend in der Hitze der Junisonne. Es ist drückend heiß und es droht zu regnen. Jede Arbeitsstunde ist kostbar. Sie gönnen es sich nicht, die Arbeit zu unterbrechen, um Wasser oder Kwas herbeizuholen.

Ein winziges Bürschchen, der Enkel des Alten, schleppt Wasser herbei. Die Alte, die offenbar nur das eine fürchtet, man könne sie von der Arbeit fortjagen, läßt den Rechen nicht aus den Händen, so schwer es ihr auch fällt; aber sie bewegt sich nur noch mit Mühe.

Das Bürschchen schleppt den Wasserkrug, der schwerer ist als er selbst, ganz zusammengekrümmt auf seinen bloßen Füßchen einhertrippelnd, indem er den Krug bald in die eine, bald in die andere Hand nimmt.

Das Mädchen ladet sich eine Last Heu, die auch schwerer ist als sie selbst, auf die Schulter; sie macht ein paar Schritte, bleibt stehen und läßt ihre Last fallen, da sie nicht stark genug ist, sie weiterzutragen. Die fünfzigjährige Alte sammelt ohne Unterlaß mit der Harke das Heu auf; das Kopftuch hat sich verschoben und schwer

atmend und hin und her taumelnd schleppt sie das Heu herbei.

Die achtzigjährige Greisin arbeitet nur mit dem Rechen, aber auch das geht über ihre Kräfte; sie schleppt ihre mit Bastschuhen bekleideten Füße langsam nach, und in gebeugter Haltung starrt sie finster vor sich hin, wie eine Schwerkranke oder eine Sterbende. Der Alte schickt sie absichtlich weiter von den anderen fort, um sie dort in der Nähe der Garben ihre Arbeit verrichten zu lassen, damit sie nicht mit den anderen wetteifere; aber sie läßt die Hände nicht sinken und arbeitet, immer mit demselben leblosen, finsteren Gesichtsausdruck, so lange die anderen arbeiten.

Die Sonne ist schon längst hinter dem Walde verschwunden, aber die Garben sind noch nicht alle hinweggeräumt; es bleibt noch viel zu thun.

Alle fühlen, daß es Zeit ist, Feierabend zu machen, aber keiner sagt es, da jeder wartet, bis ein anderer dazu auffordert. Schließlich versagt dem Schuster die Kraft, er wendet sich an den Alten und schlägt ihm vor, die Garben bis zum andern Morgen liegen zu lassen; der Alte stimmt ihm bei. Sogleich eilen die Frauen fort, um die Kleider, die Krüge und die Heugabeln herbeizuholen, und die Alte läßt sich sogleich nieder, wo sie gerade stand und legt sich hin, während sie immer mit demselben leblosen Gesichtsausdruck vor sich hinstarrt. Aber die andern Weiber gehen fort, und so erhebt auch sie sich ächzend und schleppt sich hinter ihnen her.

Sehen wir dagegen einmal, wie es im herrschaftlichen Hause zugeht. Am selben Abend, während man vom Dorfe her die von der Arbeit zurückgekehrten, todmüden Schnitter ihre Sensen schleifen hört, der Schall des abprallenden Hammers, das Geschrei der Weiber und Dirnen vernehmbar wird, die sich beeilen, das Vieh zusammenzutreiben, nachdem sie kaum die Rechen aus der Hand gelegt – am selben Abend tönen vom herrschaftlichen Hause ganz andere Töne herüber: Kling, kling, kling – tönt es vom Klavier, ein ungarisches Lied erklingt, und durch den Gesang hindurch hört man von Zeit zu Zeit den Schall der Kroquetthämmer, die gegen die Bälle schlagen. Vor dem Stalle steht ein Wagen mit vier satten Pferden. Dieser Wagen gehört dem eleganten Kutscher.

Es sind Gäste angekommen und die haben 10 Rubel für die 15 Werst lange Fahrt bezahlt. Die Pferde vor dem Wagen lassen ihre Glöckchen erklingen. In der Krippe liegt Heu für sie bereit, das sie

mit ihren Hufen zerstampfen, ganz solches Heu, wie es von den Bauern dort, auf dem Erntefeld, mit solcher Mühe eingesammelt wird. Im Hofe des herrschaftlichen Hauses ist alles in Bewegung, ein von Gesundheit strotzender, wohlgenährter Bursche, in einem rosafarbenen Hemd, das er von Dwornik für seine guten Dienste geschenkt bekommen hat, ruft die Kutscher, um die Pferde anzuschirren oder zu satteln. Zwei Bauern, die hier als Kutscher dienen, kommen aus dem für sie bestimmten Raum hervor und machen sich, mit den Armen schlenkernd, gemächlich daran, die Pferde für die Herrschaften zu satteln.

Noch näher beim herrschaftlichen Hause hört man die Klänge eines anderen Klaviers. Hier übt eine Schülerin des Konservatoriums, die bei den Herrschaften wohnt, um den Kindern Unterricht zu geben, Schumann. Die Klänge des einen Klaviers übertönen die des anderen. In der Nähe des Hauses kommen zwei Bonnen [Kinderfrauen] daher: eine junge und eine alte, sie führen zwei Kinder mit sich, um sie ins Bett zu bringen, Kinder von gleichem Alter, wie die, die mit den Krügen vom Dorfe herbeieilen mußten. Die eine Bonne ist eine Engländerin und der russischen Sprache nicht mächtig. Sie ist aus England verschrieben worden, nicht weil sie im Besitz irgend welcher besonderer Eigenschaften ist, sondern nur aus dem Grunde, weil sie nicht russisch spricht.

In einiger Entfernung begießen ein Bauer und zwei Frauen die Blumen am Hause, während ein anderer die Flinte für den jungen Herrn putzt.

Hier tragen zwei Frauen einen Korb mit frischer Wäsche – sie besorgen die Wäsche für alle Herrschaften, auch für die Französinnen und Engländerinnen. In dem Hause selbst finden zwei Frauen kaum die Zeit, um das Geschirr der Herrschaften zu spülen, die soeben zu Ende gespeist haben, und zwei Bauern laufen in Fräcken treppauf, treppab und servieren Kaffee, Thee, Wein und Selterwasser. Oben ist der Tisch wieder gerichtet: eben ist man mit dem Essen fertig geworden und sogleich wird wieder gegessen bis zum ersten Hahnenschrei, bis 12 oder 3 Uhr, oftmals bis zum Morgengrauen.

Die einen sitzen und rauchen beim Kartenspiel, die anderen sitzen da und rauchen und führen liberale Gespräche, wieder andere gehen von einer Stelle zur anderen, essen und rauchen, und da sie nicht wissen, was sie anfangen sollen, sind sie auf den Einfall ge-

kommen, eine Spazierfahrt zu machen. Es sind ihrer etwa fünf zehn gesunde, junge Herren und Damen, und vielleicht 30 kräftige Arbeiter und Arbeiterinnen müssen sich ihretwegen abmühen.

Und das geschieht da, wo jede Stunde und die Arbeitskraft eines jeden einzelnen Knaben kostbar sind. Und das wird auch im Juli geschehen, wenn die Bauern des Nachts, ohne geschlafen zu haben, den Hafer mähen werden, damit die Körner nicht ausfallen, und wenn die Frauen in der Dunkelheit werden aufstehen müssen, um das, als Gurte zu verwendende Stroh zu dreschen, wenn jene alte Frau, von der Erntearbeit gänzlich zusammengekrümmt ist, und die schwangeren Frauen und die jungen Bauern sich krank gearbeitet haben und sich dem Trunk ergeben, und wenn es nicht mehr genügend Arbeiter, noch auch Pferde und Wagen geben wird, um das Getreide auf einen Haufen zu werfen, das Getreide, von dem alle Menschen sich nähren, von dem einige Millionen Pud pro Tag allein für Rußland notwendig sind, damit die Menschen nicht sterben; und zur selben Zeit fahren die Herrschaften fort, ein solches Leben zu führen, es giebt Theatervorstellungen, Picknicks, Jagden, Trink- und Eßgelage, Klavierspiel, Gesang, Tanz und unaufhörliche Orgien.

In diesem Fall kann man sich doch nicht damit entschuldigen, daß das alles schon so eingeführt war; nichts von alledem war eingeführt.

Wir selbst sind bestrebt, ein derartiges Leben einzuführen, indem wir den von der Arbeit ausgemergelten Leuten ihr Brot und ihre Arbeit nehmen.

Wir leben so, als gäbe es gar keinen Zusammenhang zwischen einer sterbenden Waschfrau, einer vierzehnjährigen Prostituierten, einem durch das Cigarrettendrehen ruinierten Fabrikmädchen und der anstrengenden, übermäßigen Arbeit der ungenügend ernährten Frauen und Kinder um uns her; wir leben, genießen, treiben Aufwand, als ob es keinen Zusammenhang gäbe zwischen diesen Leuten und unserer Lebensweise; wir wollen es nicht einsehen, daß, wenn wir unser müßiges, luxuriöses und ausschweifendes Leben nicht führten, auch diese übermäßige Arbeit nicht existieren würde; und gäbe es diese übermäßige Arbeit nicht, so wäre auch unsere Lebensweise unmöglich.

Wir glauben, daß die Leiden für sich bestehen, und daß unsere Lebensweise für sich besteht, und daß wir bei dem Leben, wie wir

es führen, unschuldig und rein sind, wie die Tauben.

Wir lesen die Schilderungen der Römer und wundern uns über die Unmenschlichkeit jener seelenlosen Lukullusse, die in Leckerbissen und Getränken schwelgten, während das Volk vor Hunger starb. Wir schütteln die Köpfe und wundern uns über die Barbarei unserer Großväter, zur Zeit der Leibeigenschaft, die sich ihre eigenen Hauskapellen hielten und Theater einrichteten und die Bevölkerung von ganzen Dörfern nur zur Instandhaltung ihrer Gärten gebrauchten; wir dünken uns über sie erhaben und wir wundern uns über ihre Unmenschlichkeit.

Wir lesen im Jesaia folgende Worte:

Kap. V, Vers 8. Weh denen, die ein Haus an das andere ziehen und einen Acker zum andern bringen, bis daß kein Raum mehr da sei, daß sie allein das Land besitzen.

11. Weh denen, die des Morgens frühe auf sind, des Saufens sich zu befleißigen und sitzen bis in die Nacht hinein, daß sie der Wein erhitzet.

12. Und haben Harfen, Psalter, Pauken, Pfeifen und Wein in ihrem Wohlleben und sehen nicht auf das Werk des Herrn, und schauen nicht auf das Geschäft seiner Hände.

18. Weh denen, die sich zusammen koppeln mit losen Stricken, Unrecht zu thun, und mit Wagenseilen, zu sündigen.

20. Weh denen, die Böses gut und Gutes böse heißen, die aus Finsternis Licht und aus Licht Finsternis machen, die aus Sauer süß und aus Süß sauer machen.

21. Weh denen, die bei sich selbst weise sind, und halten sich selbst für klug.

22. Weh denen, so Helden sind, Wein zu saufen und Krieger in Völlerei.

23. Die den Gottlosen Recht sprechen, um Geschenke willen, und das Recht der Gerechten von ihnen wenden.

Wir lesen diese Worte und bilden uns ein, daß sie für uns keine Geltung haben.

Wir lesen ferner im Evangelium:

Math. III, 10. Es ist schon die Axt den Bäumen an die Wurzel gelegt. Darum, welcher Baum nicht gute Frucht bringet, wird abgehauen und ins Feuer geworfen.

Und wir sind vollständig davon überzeugt, daß wir selber der

Baum sind, der gute Frucht bringt, und daß diese Worte sich nicht auf uns beziehen, sondern auf irgend welche andere schlimme Leute.

Wir lesen ferner die Worte des

Jesaia VI, 10. Verstocke das Herz dieses Volks und laß ihre Ohren dicke sein, und blende ihre Augen, daß sie nicht sehen mit ihren Augen, noch hören mit ihren Ohren, noch verstehen mit ihrem Herzen, und sich bekehren und genesen.

11. Ich aber sprach: Herr, wie lange? Er sprach: Bis daß die Städte wüste werden, ohne Einwohner und Häuser, ohne Leute, und das Feld ganz wüste liege.

Wir lesen dies alles und sind davon überzeugt, daß diese wunderbare Erscheinung nicht an uns geschehen sei, sondern an irgend einem andern Volk. Wir sehen aber aus dem Grunde nichts, weil eben diese wunderbare Erscheinung an uns geschehen ist und geschieht: wir hören und wir sehen es nicht und verstehen es nicht in unserem Herzen.

Wie aber hat das geschehen können?

XXVI.

Wie kann ein Mensch, der sich – ich will nicht einmal sagen für einen Christen, auch nicht für einen gebildeten oder humanen Menschen hält, wie kann ein *einfacher* Mensch, der nicht gänzlich der Vernunft und des Gewissens entbehrt – wie kann er so leben, daß er, ohne an dem allgemeinen menschlichen Kampf ums Dasein Anteil zu nehmen, nur die Arbeit der um ihr Leben ringenden Menschen verschlingt, und durch seine Ansprüche die Mühseligkeiten dieser Kämpfenden und die Anzahl der in diesem Kampfe zu Grunde gehenden Existenzen vermehrt? Und von solchen Menschen ist unsere sogenannte christliche und gebildete Welt erfüllt. Aber nicht genug, daß sie voll solcher Existenzen ist – es ist sogar das Ideal dieser, unsere christliche und gebildete Welt bevölkernden Leute, zu möglichst großem Wohlstande zu gelangen. Ihr Ideal ist der Reichtum, der ihnen zu allen möglichen Bequemlichkeiten und zum Müßig-

gang verhelfen soll; mit anderen Worten, sie wollen vom Kampf ums Dasein befreit sein, zugleich aber die Arbeit ihrer, in diesem Kampf zu Grunde gehenden Mitmenschen nach Möglichkeit ausbeuten. Wie konnte es geschehen, daß die Menschen in eine so sonderbare Verirrung verfielen?

Wie konnte es soweit kommen, daß sie das, was so klar, so offen am Tage liegt, was so über allem Zweifel erhaben ist, nicht sahen, nicht hörten, daß ihr Herz es ihnen nicht sagte?

Man braucht sich doch nur einen Moment zu besinnen, um von einem Schauder erfaßt zu werden vor diesem wunderlichen Widerspruch unserer Lebensweise mit dem Inhalt dessen, was wir – ich will nicht einmal sagen Christen – sondern wir sogenannten humanen und gebildeten Menschen für unser Bekenntnis ausgeben.

Ob nun jener Gott – oder jenes Naturgesetz – dem die Welt und die Menschen ihr Dasein verdanken, wohl oder übel gethan hat, der Zustand der Menschen auf der Erde, seit diese uns bekannt ist, ist ein derartiger, daß alle, die nackten Naturmenschen, die kein Fell haben, um ihren Leib zu schützen, keine Höhlen, die ihnen einen Unterschlupf gewähren, keine Nahrung, die sie auf dem Felde finden könnten, wie Robinson auf seiner Insel – daß sie alle gezwungen sind, immer und unermüdlich mit der Natur zu ringen, um imstande zu sein, ihren Körper zu bedecken, sich die notwendigste Kleidung anzufertigen, ihren Wohnsitz mit einem Zaun zu umfrieden, ein Dach über ihrem Kopf zu haben und sich Nahrung zu verschaffen. Dann können sie zwei- oder dreimal im Tag ihren eigenen Hunger und den ihrer arbeitsunfähigen Kinder und Greise stillen.

An welchem Ort der Erde, zu welcher Zeit, und wie vieler Menschen Leben wir auch beobachten mögen, sei es in Europa, in China, in Amerika oder in Rußland, ob wir nun Rußland, oder die ganze Menschheit, oder nur einen kleinen Teil von ihr in den Kreis unserer Betrachtung ziehen, mag es sich um die Zeit des Nomadentums im Leben der Völker oder um unsere Epoche der Dampf- und Nähmaschinen, des elektrischen Lichts, der Vervollkommnungen des landwirtschaftlichen Betriebs handeln – gleichviel, wir sehen immer wieder ein und dasselbe: nämlich, daß die Menschen unaufhörlich und angestrengt arbeiten und nicht imstande sind, für sich und für ihre Kinder und Greise Kleidung, ein Dach über dem Kopf und Nahrung zu erwerben; wir sehen, daß ein großer Teil der Menschheit, jetzt,

ebenso wie früher, aus Mangel an den zum Leben notwendigen Dingen und infolge der zu ihrer Beschaffung erforderlichen, übermäßigen Anstrengung zu Grunde geht.

Wenn wir, wir mögen leben wo wir wollen, um uns herum eine Kreislinie ziehen, von hundert, von tausend, von zehn oder von einer Werst im Umfang, und das Leben der Menschen betrachten, die in diesem Kreise wohnen, so werden wir Folgendes sehen: ausgehungerte Kinder, Greise und Greisinnen, kranke und schwache Wöchnerinnen, denen die zum Leben notwendige Nahrung und Ruhe fehlt, und die infolgedessen frühzeitig sterben; wir werden Leute sehen, die in der Blüte der Jahre infolge von lebensgefährlicher und schädlicher Arbeit einfach dem Tode verfallen.

Seitdem die Welt besteht, sehen wir, daß die Menschen unter furchtbaren Anstrengungen, Entbehrungen und Qualen mit der ihnen allen gemeinsamen Not ringen, ohne sie bezwingen zu können.

Wir wissen außerdem, daß jeder von uns, wo und wie er auch leben mag, mit oder ohne seinen Willen, jeden Tag und jede Stunde sich für seine eigene Person eines Teils der von der Menschheit hervorgebrachten Arbeitserzeugnisse bemächtigt. Wo und wie er auch leben mag – sein Haus, sein Dach sind nicht von selbst aus der Erde gewachsen. Das Holz in seinem Ösen ist nicht von selbst hineingewandert, ebenso wenig das Wasser, das er braucht; auch ist das gebackene Brot nicht vom Himmel gefallen, oder sein Mittagessen, seine Kleidung oder seine Schuhe. Das alles haben für ihn nicht nur die vergangenen Generationen, sondern das haben vielmehr die Menschen gethan und thun es auch jetzt noch, von denen Hunderte und Tausende dahinsiechen und sterben, in vergeblichem Ringen nach einem Dach über ihrem Kopf, nach Nahrung und Kleidung, um sich und ihre Kinder vor Qualen und frühzeitigem Sterben zu bewahren. Alle Menschen kämpfen mit der Not. Sie kämpfen so angestrengt, daß um sie herum in jeder Sekunde ihre Mitmenschen – Vater, Mutter und Kinder zu Grunde gehen.

Die Menschen dieser Erde befinden sich – sei es nun durch Gottes Ratschluß oder kraft eines Naturgesetzes – in einer ähnlichen Lage wie Leute mit wenig Mundvorrat auf einem Schiff, in welches das Wasser eindringt, in einer Lage nämlich, in der sie beständig darauf bedacht sein müssen, die noch vorhandenen Nahrungsmittel

zusammenzuhalten, indem sie sich zugleich mit aller Kraft der hereinbrechenden Gefahr zu erwehren suchen. Jeder Stillstand in dieser Arbeit eines jeden von uns, jede Art von Verwendung fremder Arbeit, die ohne Nutzen für die Allgemeinheit ist, ist verderblich für uns selbst, wie für unsere Mitmenschen.

Auf welche Weise konnte es nun geschehen, daß die Mehrzahl der Gebildeten unserer Zeit, ohne daß sie selbst etwas thaten, ruhig die zum Leben unentbehrlichen Arbeitserzeugnisse anderer Leute verbrauchen, und daß sie ein derartiges Dasein für das natürlichste und vernünftigste halten konnten?

Die Thatsache, daß man sich von der allen Menschen eigentümlichen und natürlichen Arbeit frei macht, diese anderen aufbürdet, ohne sich deshalb als Verräter und Dieb zu betrachten, läßt sich nur durch folgende zwei Voraussetzungen erklären: erstens, daß wir Menschen, die wir an der gemeinsamen Arbeit keinen Anteil nehmen, anders geartet sind, als die arbeitenden Klassen und daß wir im Gemeinwesen zu etwas Besonderem ausersehen sind, wie etwa die Drohnen oder die Bienenköniginnen, deren Bestimmung eine andere ist, als die der Arbeitsbienen. Und zweitens, daß die Arbeit, die von uns, die wir vom Kampf ums Dasein befreit sind, für die übrigen Menschen verrichtet wird, der Gesamtheit so nutzbringend ist, daß dadurch gewiß der Schaden erkauft wird, den wir den anderen zufügen, indem wir ihre Lage erschweren.

In früheren Zeiten versicherten die Menschen, die aus der Arbeit anderer Nutzen zogen, sie seien erstens von ganz besonderer Art, und zweitens behaupteten sie, es sei ihnen von Gott die besondere Bestimmung zugeteilt worden, sich um das Wohl der Einzelnen zu bekümmern, d. h. sie zu lenken und zu belehren. Daher versicherten sie den anderen und glaubten oft auch selbst daran, daß die von ihnen geleistete Arbeit notwendiger und wichtiger für das Volk sei, als die, aus der sie Nutzen zogen. Solange nun, als sich in Bezug auf die unmittelbare Einmischung der Gottheit in die menschlichen Dinge, sowie auch in Bezug auf die Verschiedenheit der Menschen nach der Geburt kein Zweifel regte, wurde auch diese Rechtfertigung als genügend befunden. Mit dem Auftreten des Christentums aber und der aus ihm hervorgehenden Erkenntnis der Gleichheit und Einheit aller Menschen, konnte diese Rechtfertigung nicht mehr in der früheren Form aufrecht erhalten werden. Es konnte nicht

mehr behauptet werden, daß die zur Welt kommenden Menschen bezüglich ihrer Geburt, ihrer Würde, ihrer Bestimmung verschieden seien, und der alte Rechtfertigungsgrund, obwohl er noch von einigen Menschen vorgebracht wurde, verlor allmählich seine Geltung und hat sie jetzt beinahe gänzlich verloren. Die Rechtfertigung, die aus einer Verschiedenheit der Menschen durch die Geburt hergeleitet wurde, hatte ihre Geltung verloren; aber die Thatsache, daß die, welche die Macht dazu hatten, sich von der Arbeit befreiten und aus der anderer Menschen Nutzen zogen, blieb bestehen. Für diese Thatsache wurden beständig neue Rechtfertigungsgründe beigebracht, auf Grund derer – auch ohne daß man zu der Behauptung von der Verschiedenheit der Menschen durch die Geburt zu greifen brauchte – die Befreiung jener Menschen von der Arbeit als gerecht hingestellt werden konnte. Derartige Rechtfertigungsgründe wurden in Menge erfunden. So sonderbar es auch erscheinen mag, aber die Hauptarbeit von alledem, was man zu einer gewissen Zeit Wissenschaft nannte, das, was die Richtung der Wissenschaft beherrschte, bestand und besteht auch jetzt nur in der Auffindung solcher Rechtfertigungsgründe. Das war das Ziel der Gottesgelahrtheit, der juristischen Wissenschaften, das war das Ziel der sogenannten Philosophie und das wurde auch in der letzten Zeit (so sonderbar dies auch uns, den Zeitgenossen, die wir aus diesen Rechtfertigsgründen Nutzen ziehen, erscheinen mag) das Ziel, das sich die gegenwärtige, empirische Wissenschaft gesteckt hat.

Alle theologischen Spitzfindigkeiten, mit denen man sich abmühte, zu beweisen, daß die bestehende Kirche die alleinige, wahre Nachfolgerin Christi sei, und daß ihr deshalb allein die ganze unumschränkte Herrschaft über die Seelen, ja auch über die Leiber der Menschen zukomme, sie haben dieses Ziel zum Hauptmotiv ihrer Thätigkeit.

Alle juristischen Wissenschaften: das Staatsrecht, das Strafrecht, das Civilrecht, das Völkerrecht, sie haben alle diese eine Bestimmung; die Mehrzahl der philosophischen Systeme, insbesondere das so lange herrschende Hegelsche System mit seiner Lehre vom Vernünftigen, vom Wirklichen und vom Staat, der die notwendige Form zur Vervollkommnung des Individuums darstelle, sie alle haben dies eine Ziel im Auge.

Ein sehr minderwertiger, englischer Publizist, dessen Werke

sämtlich der Vergessenheit anheim gefallen sind und zu den unbedeutendsten unter den unbedeutenden gerechnet werden, schrieb eine Abhandlung über die Bevölkerung, worin er das vermeintliche Gesetz des Mißverhältnisses zwischen der Bevölkerungsvermehrung und den zur Lebenshaltung notwendigen Mitteln feststellte. Dieses vermeintliche Gesetz wurde von diesem Schriftsteller mit mathematischen und vollständig unbegründeten Formeln durchsetzt und der Welt verkündet. Man sollte meinen, daß dieses Werk, infolge seiner Oberflächlichkeit, und der aus ihm sprechenden Unfähigkeit des Verfassers, von keinem Menschen beachtet worden und der Vergessenheit anheim gefallen wäre, wie es mit allen folgenden Schriften dieses Autors der Fall war. Aber in Wirklichkeit war es ganz anders: Der Publizist, der dieses Werk geschrieben hat, wird plötzlich zu einer wissenschaftlichen Autorität gestempelt und erhält sich fast ein halbes Jahrhundert hindurch auf dieser Höhe. Es handelt sich um Malthus! Die Malthus'sche Theorie, das Gesetz der Bevölkerungszunahme in einer geometrischen und der Zunahme der zur Lebenshaltung nötigen Mittel in einer arithmetischen Progression, die Forderung natürlicher und vernünftiger Maßregeln zur Beschränkung der Bevölkerungsvermehrung, alles dies wurde zu wissenschaftlichen, zweifellosen Wahrheiten gestempelt, die nicht näher geprüft, aber dennoch als Axiome aufgestellt wurden, auf denen sich dann alle ferneren Schlußfolgerungen ausbauten. So verhielten sich gelehrte und gebildete Männer; bei der großen Masse der Müßigen aber herrschte ein ehrfurchtsvolles Zutrauen zu den von Malthus aufgedeckten, gewaltigen Gesetzen. Wie konnte dies geschehen? Man sollte meinen, daß es sich hier um wissenschaftliche Schlußfolgerungen handelte, die mit den Instinkten der Masse nichts zu thun hätten.

Aber das kann nur dem so scheinen, der da glaubt, die Lehren der Wissenschaft seien etwas Unumstößliches, wie die der Kirche, die keinerlei Irrtümern unterworfen seien, nicht aber einfach Erfindungen schwacher und irrender Menschen, die nur aus Wichtigthuerei das imponierende Wort „Wissenschaft" an Stelle der menschlichen Gedanken und Worte unterschieben.

Man brauchte nur die aus der Malthus'schen Theorie sich ergebenden praktischen Schlußfolgerungen zu ziehen, um zu sehen, daß diese Lehre sehr menschliche und ganz bestimmte Zwecke verfolg-

te. – Die aus dieser Theorie direkt sich ergebenden Schlüsse waren nämlich folgende: Die elende Lage der arbeitenden Klassen ist nicht eine Folge der Grausamkeit, des Egoismus' und der Unvernunft der Reichen und Mächtigen, sondern sie ist so, wie sie ist, kraft eines unveränderlichen, von Menschen unabhängigen Gesetzes, und wenn jemand daran schuld hat, so sind es nur die hungernden Arbeiter selbst: warum werden diese Dummköpfe geboren, da sie doch wissen, daß sie nichts zu essen haben werden! Und daher sind die besitzenden und mächtigen Klassen frei von jeder Schuld und können ruhig fortfahren zu leben, wie bisher. Das diesen so verkündeten Lehren zu Grunde liegende Motiv ist immer dasselbe, – nämlich – den Menschen zur Rechtfertigung für ihr unsittliches Leben zu dienen.

Und so ist es geschehen, daß diese, für die große Masse der Müßiggänger wertvolle Schlußfolgerung in ihrer mangelnden Beweiskraft, ihrer Unrichtigkeit und völligen Willkür, von allen Gelehrten erkannt worden ist, während die große Masse der Gebildeten, d. h. der Müßiggänger, da sie instinktiv fühlte, wohin diese Schlußfolgerungen führen mußten, diese Theorie mit Begeisterung begrüßte, ihr den Stempel der Wahrheit, d. h. der Wissenschaftlichkeit aufdrückte und sich ein halbes Jahrhundert lang damit trug.

Die positive Philosophie von Comte und die aus ihr abgeleitete Lehre, daß die Menschheit ein Organismus sei, hie Darwinsche Theorie vom Kampf ums Dasein, der das Leben der Menschen beherrsche und die aus diesem Gesetz hervorgehende Verschiedenheit der menschlichen Species, die heute so bevorzugte Anthropologie, die Biologie und die Soziologie, sie haben alle dies eine Ziel. Alle diese Wissenschaften wurden mit besonderer Liebe gepflegt, eben weil sie zur Rechtfertigung der thatsächlich bestehenden Befreiung der einen von der allen Menschen gemeinsamen Arbeitspflicht und zur Entschuldigung für die Ausbeutung der Arbeit anderer dienen.

Alle diese Theorien werden, wie dies stets der Fall ist, in den geheimnisvollen Tempeln der Priester ausgeheckt und in unbestimmten, unklaren Ausdrücken unter den Massen verbreitet und von ihnen aufgenommen. Wie im Altertum alle theologischen, zur Rechtfertigung des kirchlichen Zwanges und der staatlichen Gewalt dienenden Spitzfindigkeiten in den besonderen Machtbereich der priesterlichen Wissenschaft gehörten, während die große Masse mit

den auf Treu und Glauben angenommenen Schlußfolgerungen abgespeist wurde, nach denen die Macht der Könige, der Geistlichkeit und der Edelleute etwas Heiliges wäre, ebenso waren später die philosophischen und juristischen Spitzfindigkeiten der sogenannten Wissenschaft das Eigentum ihrer Priester, während die große Masse wiederum mit den aus Treu und Glauben angenommenen Schlußfolgerungen abgespeist wurde, nach denen die gesellschaftlichen Einrichtungen so sein mußten, wie sie sind, und andere Zustände schlechterdings unmöglich seien.

Und ebenso werden auch jetzt nur in den Tempeln der Priester die Gesetze des Lebens und der Entwicklung der Organismen erforscht; bei der Menge aber finden die auf Treu und Glauben angenommenen Schlußfolgerungen Verbreitung, die darin gipfeln, daß die Teilung der Arbeit ein von der Wissenschaft bestätigtes Gesetz sei, und daß dies nicht anders sein könne: die einen müssen vor Hunger sterben und arbeiten, die andern aber immerzu müßig sein, und gerade diese Vernichtung der einen und der Müßiggang der anderen sei das unzweifelhafte, das Leben der Menschheit beherrschende Gesetz, dem man sich zu unterwerfen habe.

Die gangbare Rechtfertigung für den Müßiggang der Masse aller sogenannten Gebildeten in ihren verschiedenartigen Wirkungskreisen, vom Eisenbahnbeamten bis zum Schriftsteller und Künstler besteht heute in folgendem Raisonnement.

Wir, die wir uns befreit haben von der allgemein menschlichen Verpflichtung, am Kampf ums Dasein teilzunehmen, wir dienen dem Fortschritt und bringen damit der ganzen menschlichen Gesellschaft Nutzen; dadurch aber wird der ganze Schaden ausgeglichen, den unser Volk durch die Ausbeutung seiner Arbeit erleidet.

Diese Art von Raisonnement scheint unseren Zeitgenossen gar nichts Gemeinsames mit jenen Rechtfertigungsgründen zu haben, die von den nicht arbeitenden Leuten früherer Zeiten vorgebracht zu werden pflegten. Ebenso schien es den römischen Kaisern und Bürgern, daß ihre Betrachtungen darüber, daß ohne sie die gebildete Welt zu Grunde gehen müsse, von den Ansichten der Ägypter und Perser durchaus verschieden seien, wie auch diese Betrachtungen dem Ritterstand und der Geistlichkeit des Mittelalters, denen, welche die Römer vorzubringen pflegten, durchaus fremdartig gegenüberzustehen schienen.

Aber diese Fremdartigkeit ist eine nur scheinbare. Man braucht die Rechtfertigungsgründe unserer Zeit nur in ihrem Wesen zu erfassen, um sich zu überzeugen, daß sie nichts Neues enthalten. Sie präsentieren sich uns nur in einer etwas anderen Gewandung, aber sie sind in Wirklichkeit genau die gleichen, denn ihre Grundlage ist dieselbe geblieben. Jeder Rechtfertigungsgrund, der von den Menschen dafür vorgebracht wird, daß sie, ohne zu arbeiten, die Arbeit anderer ausbeuten – die Rechtfertigung Pharaos, wie der römischen Priester und der mittelalterlichen Kaiser mit ihren Bürgern, Rittern und Pfaffen – gründet sich stets auf folgende zwei Argumente:

1. Wir benutzen die Arbeitskräfte des niederen Volkes aus dem Grunde, weil wir Menschen besonderer Art sind, die von Gott zu dem Zwecke auserwählt sind, das niedere Volk zu lenken und es in den göttlichen Wahrheiten zu unterweisen.

2. Über das Maß der Arbeiten aber, die wir dem niederen Volke als Entgelt für all das Gute, das wir ihm erweisen, aufbürden, soll nicht dieses niedere Volk Richter sein, denn wie schon die Pharisäer sagten: Joh. VII, 49 „Das Volk, das nichts vom Gesetz weiß, ist verflucht."

Das Volk weiß nichts davon, worin sein Heil besteht, und darum hat es kein Urteil über den Nutzen, der ihm gebracht wird. Die Rechtfertigung unserer Zeit gründet sich, trotz ihrer scheinbaren Verschiedenheit, in ihrem Wesen auf dieselben beiden Argumente: 1. Wir, Menschen besonderer Art, wir Gebildeten dienen dem Fortschritt und der Civilisation und bringen daher dem niederen Volke einen gewaltigen Nutzen. 2. Das ungebildete Volk begreift diesen Nutzen nicht und kann daher nicht darüber urteilen.

Wir befreien uns von der Arbeit, beuten die Arbeit anderer zu unseren Gunsten aus, erschweren dadurch die Lage unserer Mitmenschen, und dann behaupten wir, daß wir ihnen als Entgelt hierfür einen großen Nutzen bringen, den sie aber, infolge ihrer Unbildung, nicht zu beurteilen vermögen.

Thun wir hier nun nicht ganz dasselbe, wie jene vergangenen Geschlechter? Der Unterschied besteht nur darin, daß früher die Bürger, die römischen Priester, die Ritter, die Edelleute, das Recht auf fremde Arbeit besaßen, jetzt aber eine Kaste von Menschen an ihre Stelle tritt, die sich die Gebildeten nennen. Die Lüge ist die gleiche, denn die falsche Stellung der Menschen, die sich zu rechtferti-

gen suchen, ist die gleiche geblieben. Die Lüge besteht darin, daß gewisse Menschenklassen, die Pharaonen, die Priester und wir, die Gebildeten, bevor wir überhaupt an den Nutzen denken, den die von der Arbeit Befreiten dem Volke bringen, Betrachtungen hierüber anstellen, (die Pharaonen so gut wie wir selbst) und von vornherein jene falsche Machtstellung einnehmen, an ihr festhalten und nachträglich erst eine Rechtfertigung dafür ausfindig machen.

Eben diese Stellung eines Teiles der Menschen, von denen die anderen vergewaltigt werden, liegt wie früher, so auch jetzt, allen unseren Zuständen zu Grunde.

Der Unterschied zwischen unseren Rechtfertigungsgründen und denen der ältesten Zeiten besteht nur darin, daß sie unwahrer und unbegründeter sind, als die früheren.

Die alten Imperatoren und die Päpste konnten, sofern sie selbst und auch ihr Volk an ihre göttliche Bestimmung glaubten, auf sehr einfache Weise erklären, warum gerade sie die Menschen seien, denen es zukomme, von der Arbeit anderer zu leben: sie sagten, sie seien dazu von Gott selbst ausersehen. Er selbst habe ihnen vorgeschrieben, dem Volke die göttlichen, ihnen geoffenbarten, Wahrheiten zu verkünden und es zu regieren.

Die Gebildeten unserer Zeit aber, die nicht von ihrer Hände Arbeit leben und die die Gleichheit der Menschen anerkennen, haben keine Erklärung mehr dafür, warum gerade sie und ihre Kinder (denn auch die Bildung ist nur durch Geld und Macht zu erreichen) jene auserwählten Glücklichen sein sollen, die dazu berufen seien, einen unbekannten, sie nichts kostenden Nutzen zu bringen, warum gerade sie und nicht andere Menschen unter jenen Millionen, von denen Hunderte und Tausende zu Grunde gehen, indem sie es den anderen ermöglichen, sich Bildung zu erwerben.

Den einzigen Rechtfertigungsgrund, den sie vorbringen, ist der, daß sie eben zu denen gehören, die in unserer Zeit dazu bestimmt seien, sich von der Arbeit zu befreien, die anderer zu verbrauchen und dem Volke als Entgelt für das ihm angethane Übel, einen ihm unbegreiflichen Nutzen zu bringen, einen so gewaltigen Nutzen, daß dadurch all das Böse, das sie über die Menschen bringen, aufgehoben werde.

XXVII.

Der Standpunkt, von dem aus die Menschen, die sich von der Arbeitsverpflichtung frei gemacht haben, diese Freiheit zu verteidigen pflegen, findet in folgender Betrachtung seinen einfachsten und zugleich präzisesten Ausdruck: sie sagen, wir, die wir durch unsere Befreiung von der Arbeit die Möglichkeit erlangt haben, die Arbeit anderer Menschen durch Zwangsmaßregeln auszubeuten, bringen eben durch diese, von uns eingenommene Stellung, diesen Leuten Nutzen, oder mit anderen Worten: eine gewisse Menschenklasse ist in der Lage, dem Volke, dem sie durch gewaltsame Ausbeutung fester Arbeit und die dadurch hervorgerufene Erschwerung seines Kampfes mit den Naturmächten, einen fühlbaren und handgreiflichen Schaden zufügt, diesem Volke einen ihm nicht zum Bewußtsein kommenden und unbegreiflichen Nutzen zu bringen. Diese Lage ist jedenfalls eine sehr merkwürdige! Aber die auf Kosten der arbeitenden Klassen lebenden Menschen vergangener Zeiten wie auch der Gegenwart, glauben daran und beschwichtigen damit ihr Gewissen.

Sehen wir nun, auf welche Weise diese Stellung bei den verschiedenen Menschenklassen, die sich von der Arbeit befreit haben, in unserer Zeit gerechtfertigt wird. Nehmen wir an, ich diene den Menschen durch meine, dem Staate oder der Kirche gewidmete Thätigkeit, als König, Minister oder Erzbischof, oder auf dem Gebiete des Handels oder des Gewerbes, oder ich diene ihnen auf dem Gebiete der Wissenschaft oder der Kunst.

„Wir alle sind durch unsere Thätigkeit dem Volke ebenso unentbehrlich, wie dieses uns unentbehrlich ist." So sagen die modernen, den verschiedenartigsten Berufszweigen angehörigen Menschen, die sich von der Arbeit befreit haben. Betrachten wir nun der Reihe nach die Gründe, mit denen sie die Nützlichkeit ihres Thuns zu beweisen suchen.

Es kann nur zweierlei Merkmale des Nutzens geben, den ein Mensch dem anderen bringt; das eine ist ein äußeres – nämlich die Anerkennung der Nützlichkeit von seiten dessen, dem dieser Nutzen zu teil wird. Das andere Merkmal ist ein inneres – nämlich die Absicht, nützlich zu sein, die dem Handeln dessen, der den Nutzen bringt, zu Grunde liegt.

Die Staatsmänner (ich schließe in diesen Begriff auch die durch die Regierung zum kirchlichen Wirken berufenen Männer ein) bringen ihren Untergebenen Nutzen.

Der Kaiser, der König, der Präsident einer Republik, der Ministerpräsident, der Justizminister, der Kriegs- oder Kultusminister, der Erzbischof, mit ihren sämtlichen Unterbeamten, – sie alle dienen dem Staate, sie alle leben, aber indem sie sich von dem allen Menschen gemeinsamen Kampf ums Dasein befreit und die ganze Schwere dieses Kampfes andern aufgebürdet haben. Und sie begründen dies damit, daß diese Ausnahmestellung durch ihre Thätigkeit reichlich aufgewogen werde. Betrachten wir nun diese Thätigkeit unter dem ersten Gesichtspunkt und fragen wir, ob der von ihnen behauptete Nutzen von den arbeitenden Klassen auch anerkannt wird, denen diese Arbeit der Staatsmänner ja gelten soll.

Gewiß, der Nutzen wird anerkannt: die Mehrzahl der Menschen betrachtet die Thätigkeit des Staatsmanns als unentbehrlich, die Mehrzahl erkennt ihren Nutzen im Prinzip an. Aber in allen ihren Äußerungen, die uns bekannt sind, wird der Nutzen einer jeden dieser Thätigkeit dienenden Institution, sowie jede ihrer Wirkungen von denen, zu deren Nutzen sie ausgeübt wird, nicht nur negiert, sondern es wird sogar von ihr behauptet, daß sie schädlich und verderblich ist. Es giebt keine staatliche oder allgemeine Thätigkeit, die nicht von sehr vielen Menschen als schädlich angesehen würde; es giebt keine solche Institution, die nicht als schädlich betrachtet wird: die Gerichte, die Banken, die Gemeinde- und Bezirksverwaltungen, die Polizei, die Geistlichkeit, jede dem Staate gewidmete Thätigkeit, die der höchsten Gewalten, wie die des Unteroffiziers oder des Schutzmanns, die des Erzbischofs, wie die des Küsters, wird nur von einem Teil der Menschen als nützlich, von einem andern dagegen als schädlich angesehen. Und das ist nicht nur in Rußland, sondern in der ganzen Welt der Fall, in Frankreich wie in Amerika. Die ganze Wirksamkeit der republikanischen Partei wird von den Radikalen als schädlich betrachtet und umgekehrt wird die Wirksamkeit der radikalen Partei, wenn sie die Macht in Händen hat, von den Republikanern und den andern Parteien verworfen.

Aber nicht genug, daß keine dem Staate gewidmete Thätigkeit jemals von allen Menschen als nützlich anerkannt wird – diese Art der Bethätigung hat auch noch die Eigentümlichkeit, daß sie immer

mit der Gewalt Hand in Hand geht, und daß Totschlag, Hinrichtungen, Gefängnisse, Zwangssteuern u.s.w. zur Erreichung jenes Nutzens notwendig sind. Es zeigt sich also, daß der Nutzen der dem Staate gewidmeten Thätigkeit nicht nur nicht von allen Menschen anerkannt, sondern daß er stets von einem Teil der Menschen verneint wird, und daß ihm die Eigentümlichkeit anhaftet, immer durch die Gewalt in die Erscheinung zu treten. Daher kann der Nutzen der Bethätigung im Dienste des Staates nicht dadurch eine Bestätigung erhalten, daß er von denen anerkannt wird, zu deren Nutz und Frommen sie ausgeübt wird.

Gehen wir nun zu dem zweiten Merkmal über und fragen wir die Diener des Staates selbst, vom Zaren bis herab zum Schutzmann, vom Präsidenten bis zum Sekretär, vom Patriarchen bis zum Küster, und bitten wir sie um eine aufrichtige Antwort auf die Frage, ob sie alle, bei der Ausübung ihres Amtes den Nutzen, den sie den Menschen zu bringen wünschen, im Auge haben, oder ob sie sich von anderen Zwecken leiten lassen.

Werden sie bei ihrem Wunsche die Würde eines Zaren, eines Präsidenten, eines Ministers oder die Stelle eines Polizeibeamten, eines Küsters, eines Schullehrers zu bekleiden, von dem Streben geleitet, anderen Menschen Nutzen zu bringen oder sich selbst persönliche Vorteile zu verschaffen?

Die Antwort aller ehrlichen Leute wird dahin gehen, daß ihre Haupttriebfeder – ihr persönlicher Vorteil ist.

Und so stellt es sich denn heraus, daß eine Kategorie von Menschen die Arbeit anderer, die infolge dieser Arbeit zu Grunde gehen, ausbeutet, und den zweifellosen Schaden, den sie damit stiftet, durch eine Thätigkeit zu erkaufen sucht, die einerseits nicht immer als nützlich, andererseits aber von vielen Menschen als schädlich anerkannt wird. Und zwar ist diese Thätigkeit eine solche, der sich die Menschen nicht freiwillig unterziehen, sondern zu der sie stets mit Gewalt getrieben werden müssen. Der Zweck aber ist nicht der, anderen zu nützen, sondern der persönliche Vorteil derer, die diese Thätigkeit ausüben.

Was also wird durch jene Voraussetzung, daß das Wirken im Dienste des Staates für die Menschen von Nutzen sei, bestätigt? Nur das eine, daß die, welche sie ausüben, fest an ihre Nützlichkeit glauben, und ferner wird dadurch bestätigt, daß diese Bethätigung seit

jeher in der Welt bestanden hat. Es haben aber immer nicht bloß völlig nutzlose, sondern auch schädliche Einrichtungen bestanden, wie die Sklaverei, die Prostitution, die Kriege! Die Gewerbetreibenden, zu denen ich die Händler, die Fabrikanten, die Eisenbahnbeamten, die Bankiers, die Grundbesitzer rechne, sie alle glauben daran, daß sie einen Nutzen stiften, durch den der ganze unzweifelhafte Schaden, den sie den Menschen bringen, ausgewogen werde.

Sehen wir nun zu, worauf sich dieser Glaube stützt. Auf die Frage von wem und von Menschen welchen Standes der Nutzen ihrer Thätigkeit anerkannt werde, konnten die Diener des Staates, sowie auch die der Kirche auf die Tausende und Millionen von Arbeitern Hinweisen, die im Prinzip den Nutzen des staatlichen und kirchlichen Wirkens anerkennen; aber auf wen wollen sich die Bankiers, die Branntweinbrenner, die Fabrikanten von Sammet, Bronce, Spiegeln, nicht zu reden von denen, die Kanonen gießen, berufen, wen wollen die Händler, die Gutsbesitzer zu ihren Gunsten anführen, wenn wir sie fragen, ob der von ihnen gestiftete Nutzen von der öffentlichen Meinung anerkannt wird?

Wenn sich Leute finden, welche die Fabrikation von Kattun, von Schienen, von Bier u.s.w. als nützlich ansehen, so wird es noch eine größere Anzahl Menschen geben, welche die Erzeugung dieser Dinge als einen Schaden betrachten. Es wird niemanden einfallen, die Thätigkeit der Handeltreibenden, die die Preise der Waren und der Landgüter in die Höhe treiben, zu verteidigen. Dazu kommt noch, daß eine solche Bethätigung stets mit einer schädlichen Wirkung, sowie mit Zwangmaßregeln für die Arbeiter verknüpft ist. Dieser Zwang tritt zwar weniger direkt auf, als der vom Staate ausgeübte, aber seine Wirkungen sind nicht weniger grausam, denn Handel und Gewerbe sind immer auf Ausbeutung der Notlage in allen ihren Formen gegründet: man beutet die Notlage der Arbeiter aus, indem man sie gegen ihren Willen zu einer schweren und unerwünschten Arbeit anhält; dieselbe Notlage wird ausgebeutet, um Waren zu billigen Preisen aufzukaufen und um Dinge, die für das Volk unentbehrlich sind, zu den höchsten Preisen an den Mann zu bringen. Und dieselbe Ausbeutung liegt auch bei der Verleihung von Geld auf Zinsen vor. Von welcher Seite wir auch diese Thätigkeit betrachten mögen, immer sehen wir, daß der von den Handeltreibenden gestiftete Nutzen, weder im Prinzip, noch im einzelnen

von denen anerkannt wird, auf die sich diese Wirksamkeit erstreckt, sondern daß er vielmehr in der Mehrzahl der Fälle geradezu als ein Schaden betrachtet wird.

Denken wir aber an das zweite Merkmal und fragen wir: Worin ist die Triebfeder zu suchen, von der sich die Handeltreibenden leiten lassen; so erhalten wir auf diese Frage eine noch bestimmtere Antwort als auf die Frage nach der Wirksamkeit der Staatsdiener.

Wenn uns der Staatsmann sagt, daß er außer seinem persönlichen Vorteil auch noch das allgemeine Wohl im Auge habe, so können wir nicht umhin, ihm Glauben zu schenken. Ein jeder von uns kennt solche Männer. Der Handeltreibende aber kann – und dies ist im Wesen der Sache begründet – das Gemeinwohl nicht im Sinne haben, und er würde dem Spott seiner Berufsgenossen anheimfallen, wenn er bei seiner geschäftlichen Thätigkeit irgend ein anderes Ziel verfolgen wollte als die Vermehrung und Sicherung seines Wohlstandes.

So sehen wir denn, daß der arbeitende Teil der Menschheit die Thätigkeit der Handeltreibenden nicht als eine nutzbringende ansieht.

Dieser Beruf ist also mit Zwangsmaßregeln gegen die Arbeiter verbunden und sein Zweck besteht nicht darin, ihnen Nutzen zu bringen, sondern vielmehr in rein persönlichen Vorteilen; und nun sind diese Handeltreibenden auf einmal – merkwürdig genug – so sehr überzeugt von dem Nutzen ihrer Wirksamkeit, der den Arbeitern daraus erwachsen soll, daß sie den Arbeitern im Namen dieses eingebildeten Nutzens einen unzweifelhaften und offenbaren Schaden zufügen, indem sie sich selbst der Arbeit entziehen und die der arbeitenden Klassen ausbeuten.

Die Männer der Wissenschaft und der Kunst haben sich von der Pflicht, Arbeit zu leisten, frei gemacht und sie anderen aufgebürdet. Sie selbst aber leben mit ruhigem Gewissen dahin, in der festen Überzeugung, daß sie andern einen Nutzen bringen, durch den alles aufgewogen werde.

Worauf gründet sich diese Überzeugung? Richten wir an sie dieselbe Frage, die wir an die Staatsmänner und an die Handeltreibenden gestellt hatten: nämlich, ob von seiten der arbeitenden Klassen in ihrer Gesamtheit oder wenigstens von einem Teile, der Nutzen anerkannt wird, der ihnen durch die Wissenschaft oder die Kunst

erwachsen soll? Die Antwort darauf muß höchst betrübend ausfallen.

Das Wirken der Diener des Staats und der Kirche wird im Prinzip von fast allen, und in der Praxis von der größeren Hälfte der arbeitenden Klassen anerkannt, denen sie gewidmet ist. Die Thätigkeit der Handeltreibenden wird nur von einem kleinen Teil der arbeitenden Klassen als nützlich anerkannt; die Wirksamkeit der Männer der Wissenschaft und der Kunst aber wird kein den arbeitenden Klassen angehöriger Mensch als nützlich anerkennen. Der Nutzen dieser Art von Thätigkeit wird nur von denen anerkannt, die sie ausüben oder auszuüben wünschen. Das arbeitende Volk aber – dasselbe, das auf seinen Schultern die ganze Arbeitslast des Lebens trägt und die Nahrungsmittel und die Kleidung für die Männer der Wissenschaft und Kunst hervorbringt – kann das Wirken dieser Männer aus dem Grunde nicht als nutzbringend betrachten, weil es gar nicht imstande ist, sich irgend eine Vorstellung von dieser für sie so nützlichen Thätigkeit zu machen.

Diese Art von Thätigkeit erscheint dem Arbeiter stets als unnütz und sogar als unsittlich.

In dieser Weise verhalten sich die arbeitenden Klassen insgesamt zu den Universitäten, Bibliotheken, Konservatorien, Gemälde-Gallerien, Museen und Theatern – deren Erbauung auf ihre Kosten geschah.

Der Arbeiter betrachtet diese Art von Thätigkeit so bestimmt als etwas Schädliches, daß er seine Kinder nicht von selbst in die Schule schickt, so daß es der Einführung des obligatorischen Schulunterrichts bedurfte, um das Volk zur Anerkennung dieser Thätigkeit zu zwingen.

Der Arbeiter betrachtet diese Art von Thätigkeit ferner immer mit einer gewissen Feindseligkeit und ändert erst dann diese Haltung, wenn er selbst aufgehört hat, ein Arbeiter zu sein und sich zuerst ein genügendes Einkommen und dann die sogenannte Bildung erworben hat, um aus dem Arbeiterstand in die Reihen der Leute treten zu können, die auf Kosten anderer leben. Obgleich also das Wirken der Männer der Wissenschaft und der Kunst von keinem Arbeiter anerkannt wird und auch nicht anerkannt werden kann, werden sie dennoch dieser Thätigkeit zum Opfer gebracht.

Der Staatsmann läßt einen Menschen ohne Umstände auf die

Guillotine oder ins Gefängnis bringen. Der Handeltreibende, der die Arbeit eines anderen ausbeutet, nimmt ihm das letzte, was er besitzt, indem er ihm die Wahl läßt zwischen dem Hungertode oder einer Arbeit, die ihn zu Grunde richtet. Der Mann der Wissenschaft zwingt scheinbar niemanden zu irgend einer Arbeit; er bietet seine Ware nur an, und jeder, der sie will, kann sie nehmen. Damit er aber in den Stand gesetzt sei, seine dem Arbeiter ganz unerwünschte Ware zu produzieren, nimmt er dem Volke, mit Hilfe der Staatsdiener, gewaltsam einen großen Teil seiner Arbeitskräfte zur Errichtung von Gebäuden, zur Unterhaltung der Akademien, Universitäten, Schulen, Museen, Bibliotheken, Konservatorien und zur Besoldung der Gelehrten und Künstler.

Fragen wir nun aber die Männer der Kunst und der Wissenschaft, welches Ziel sie mit ihrer Thätigkeit verfolgen, so bekommt man die wunderlichsten Dinge zu hören. Der Staatsmann durfte noch zur Antwort geben, sein Ziel sei das Gemeinwohl, und seine Antwort enthielt noch ein gewisses Maß von Wahrheit, die durch die öffentliche Meinung ihre Bestätigung erhält. In der Antwort des Handeltreibenden, der als sein Ziel das Gemeinwohl angab, war schon weniger Wahrheit enthalten, aber immerhin konnte auch er noch einiges beweisen.

Die Antwort der Männer der Wissenschaft und der Kunst aber wirkt von vornherein überraschend durch ihren Mangel an Beweiskraft und durch ihre Frechheit.

Wie die Priester des Altertums behaupteten, daß ihr Wirken für alle Menschen das Wichtigste und Notwendigste sei, was es in der Welt gäbe, so daß die Menschheit ohne sie zu Grunde gehen müsse, so sagen jetzt die Männer der Wissenschaft und Kunst genau dasselbe von sich, ohne jedoch den geringsten Beweis dafür vorbringen zu können.

Sie behaupten, daß es sich so verhalte, obgleich niemand, außer ihnen selbst, ihr Wirken versteht und anerkennt, und obgleich ja, nach ihrer eigenen Definition, die wahre Wissenschaft und die wahre Kunst nicht den Nutzen zum Ziele haben. Und so geben sich die Männer der Wissenschaft und Kunst dem von ihnen bevorzugten Berufe hin, ohne sich darum zu kümmern, welcher Nutzen den Menschen daraus erwächst, in der festen Überzeugung, daß sie die wichtigste und notwendigste Ausgabe im Dienste der Menschheit

erfüllen. Wir kommen also zu folgendem Ergebnis: Der Staatsmann giebt zu, wofern er aufrichtig ist, daß das Hauptmotiv seines Wirkens in persönlichen Beweggründen zu suchen sei, bemüht sich jedoch zu gleicher Zeit, den arbeitenden Klassen möglichst viel Nutzen zu bringen. Der Handeltreibende erkennt die seiner Thätigkeit zu Grunde liegende Selbstsucht an, giebt jedoch das Gemeinwohl für sein Ziel aus; die Männer der Wissenschaft und der Kunst aber halten es nicht einmal für nötig, sich hinter angeblichen Nützlichkeitsgründen zu verschanzen; sie verneinen sogar direkt, daß ihr Ziel auf den Nutzen gerichtet sei. So sehr sind sie durchdrungen – nicht etwa von der Nützlichkeit – nein von weit mehr, von der Heiligkeit ihres Berufes! Es stellt sich also heraus, daß diese dritte Kategorie von Menschen, die sich von der Arbeit frei gemacht und sie anderen aufgebürdet hat, sich mit Dingen beschäftigt, die den arbeitenden Klassen durchaus unverständlich sind, und ihnen nicht nur als bloße Spielerei, sondern sogar oftmals als schädliche Spielerei erscheinen. Und diese Leute geben sich mit diesen Dingen ab, ohne daß der Gedanke an deren Nützlichkeit die geringste Rolle dabei spielte, sondern einfach zu ihrem Vergnügen, in der vollen Überzeugung, daß ihr Wirken aus irgend einem Grunde von solcher Wichtigkeit sei, daß die arbeitenden Klassen ohne dasselbe gar nicht existieren könnten.

Die Menschen haben sich vom Kampf ums Dasein frei gemacht, die Arbeit von sich gewälzt, um sie anderen, dabei zu Grunde gehenden Leuten aufzubürden; sie beuten diese Arbeit aus und dann behaupten sie noch, daß durch ihren – allen übrigen Menschen unverständlichen und nicht auf deren Nutzen gerichteten Beruf – all das Unheil ausgewogen werde, das sie unter den Menschen anrichten, indem sie sich selbst von der Arbeit befreien und andere für sich arbeiten lassen.

Die Diener des Staates bringen, um das zweifellose und offenbare Übel aufzuwiegen, das sie ihnen durch ihre Befreiung vom Kampf mit der Natur und durch die Ausbeutung der Arbeit anderer zufügen, noch ein weiteres offenbares und unbezweifelbareres Übel über die Menschen – nämlich die Einführung von Zwangsmaßregeln jeder Art.

Die Handeltreibenden [Industriellen] bestreben sich, um das zweifellose und offenbare Übel aufzuwiegen, das sie den Menschen

durch die Ausbeutung ihrer Arbeit zufügen, möglichst viel Reichtümer für sich zu erwerben, sie demnach anderen Leuten abzunehmen, mit anderen Worten, sie suchen wiederum möglichst viel fremde Arbeit auszubeuten.

Die Männer der Wissenschaft und Kunst beschäftigen sich, um jenes zweifellose und offenbare Übel aufzuwiegen, das sie über die arbeitenden Klassen bringen, mit Dingen, die für die Arbeiter unverständlich sind, die, um einen wahren Wert zu haben, keinen Nutzen haben dürfen, wie sie zu versichern pflegen. Nur müssen jene Männer eine Neigung zu ihrem Beruf in sich fühlen. Und darum sind alle diese Leute von der Unerschütterlichkeit ihres Rechtes auf die Ausbeutung fremder Arbeit fest überzeugt.

Es scheint also vollkommen klar zu sein, daß alle diejenigen, die sich vom Kampf ums Dasein befreit haben, hierzu gar keine Berechtigung haben.

Aber – merkwürdig genug – diese Leute glauben steif und fest an diese Berechtigung und leben so, wie sie es eben thun, mit ruhigem Gewissen.

Und doch muß diese furchtbare Verirrung irgend eine scheinbare Berechtigung, es muß ihr irgend eine falsche Lehre zu Grunde liegen.

XXVIII.

In der That liegt jener Stellung, in der sich die von der Arbeit anderer lebende Menschenklasse befindet, nicht nur ein Glaube, sondern eine ganze Glaubenslehre zu Grunde, ja nicht nur eine, sondern dreierlei Glaubenslehren, die sich im Laufe der Jahrhunderte aufeinander aufgebaut haben, um schließlich zu einem einzigen, ungeheuerlichen Betrug zu verwachsen –einem „Humbug“, wie die Engländer sagen, hinter dem vor den Menschen ihr Unrecht verborgen bleibt.

Die älteste Glaubenslehre, durch die in unserer Zeit die von den Menschen geübte Verletzung ihrer elementarsten Pflicht, nämlich der Beschaffung des Lebensunterhalts durch eigene Arbeit, gerechtfertigt wurde, bestand in der geistlich-kirchlichen Lehre, wonach die

Menschen, kraft göttlichen Willens, voneinander verschieden seien, wie die Sonne vom Mond und von den Sternen, und wie die Sterne unter sich verschieden sind; Gottes Gebot verlangte von einem Teil der Menschen, daß sie über alle anderen herrschen sollten, ein anderer Teil sollte über viele, ein dritter über einige wenige die Macht haben, einem vierten Teil endlich hatte Gott befohlen, daß er sich zu unterwerfen habe.

Obgleich diese Glaubenslehre jetzt schon in ihren Grundlagen erschüttert ist, so hat sie immer noch – gleichsam nach dem Gesetz des Beharrungsvermögens – einen solchen Einfluß auf die Menschen, daß viele, obwohl sie diese Lehre selbst nicht anerkennen, sich dennoch oft, ohne es zu wissen, von ihr leiten lassen.

Die zweite zur Rechtfertigung ersonnene Glaubenslehre unserer Welt ist die, für welche ich keine andere Benennung finde, als die der staats-philosophischen Lehre.

Nach dieser Lehre, die ihren vollkommenen Ausdruck durch Hegel in dem Satz gefunden hat: „Das Wirkliche ist das Vernünftige," ist die von den Menschen eingeführte und festgehaltene Ordnung der Dinge nicht von den Menschen eingeführt und festgehalten worden, sondern sie ist die einzig mögliche Form der Manifestation des Geistes oder des Lebens der Menschheit überhaupt.

Diese Lehre wird in unserer Zeit von denen, die die öffentliche Meinung beherrschen, nicht mehr anerkannt und vermag nur noch sich durch ein gewisses Beharrungsvermögen aufrecht zu erhalten.

Die letzte und jetzt herrschende Glaubenslehre ist die, mit welcher sich heute die Männer, welche auf dem Gebiete des Staatswesens, des Handels, der Kunst und Wissenschaft thätig sind, rechtfertigen. Sie besteht in einer wissenschaftlichen Lehre, und zwar nicht in der gewöhnlichen Bedeutung dieses Wortes, nach welcher Wissenschaft Wissen *überhaupt* bedeutet, sondern es sind hier Kenntnisse gemeint, die nach Form und Inhalt von ganz besonderer Art sein sollen.

Auf diese Glaubenslehre, die sich Wissenschaft nennt, gründet sich in unserer Zeit hauptsächlich die Rechtfertigung, durch welche die Müßiggänger die Abwendung von ihrer Arbeitspflicht vor sich selbst verschleiern wollen.

Diese neue Glaubenslehre tauchte in Europa gleichzeitig mit dem Auftreten einer großen Klasse von reichen und unbeschäftigten

Menschen auf, die weder der Kirche noch dem Staate dienten und einer ihrer Stellung entsprechenden Rechtfertigung bedurften.

Noch vor nicht langer Zeit, vor dem Ausbruch der französischen Revolution, waren in Europa die nicht arbeitenden Klassen gezwungen, um ein Recht auf Ausbeutung fremder Arbeit zu haben, sich einem ganz bestimmten Beruf zu widmen: sie mußten der Kirche, dem Staate oder dem Heere dienen.

Die, welche dem Staate dienten, herrschten über das Volk; die Diener der Kirche unterwiesen es in den göttlichen Wahrheiten; die Soldaten hatten das Volk zu schirmen und zu schützen.

Nur diese drei Stände, die Geistlichkeit, die Staatsdiener und das Heer hielten sich dazu berechtigt, die Arbeitsleistungen anderer für sich in Anspruch zu nehmen, denn sie konnten jederzeit die dem Volke von ihnen geleisteten Dienste zu ihren Gunsten anführen.

Die übrigen reichen Leute, denen diese Rechtfertigung fehlte, waren verachtet, und im Gefühl ihres Unrechts, schämten sie sich ihres Reichtums und ihres Müßigganges.

Aber die Zeit nahm ihren Fortgang, und diese reiche Menschenklasse, die weder der Geistlichkeit, noch der Regierung, noch dem Heere angehörte, nahm infolge der Lasterhaftigkeit der drei Stände an Zahl zu und wurde zu einem Machtfaktor, der einer Rechtfertigung bedurfte. Und diese Rechtfertigung wurde auch bald erfunden.

Es verging kein halbes Jahrhundert, und alle, die dem Staate und der Kirche nicht nur in keiner Weise dienten, sondern die an diesen Dingen gar keinen Anteil nahmen, erhielten das gleiche Anrecht auf Ausbeutung fremder Arbeit, wie die ersten Stände. Und jetzt hörten sie auf, sich ihres Reichtums und ihres Müßigganges zu schämen, sie begannen ihre Stellung im Leben als eine durchaus gerechtfertigte zu betrachten. In unserer Zeit hat sich eine ungeheure Menge von solchen Leuten angesammelt, und ihre Zahl ist im steten Wachsen begriffen. Ein Umstand ist hierbei besonders bemerkenswert, nämlich, daß diese neue Menschenklasse, dieselbe, der noch vor kurzem ein Recht auf Befreiung von der Arbeit nicht zuerkannt wurde, sich jetzt als die einzig und allein berechtigte Klasse ansieht und die früheren drei Stände, die Diener der Kirche, des Staates und das Heer angreift, indem sie die Befreiung dieser von der Arbeit als eine Ungerechtigkeit und ihr Wirken sogar als schädlich bezeichnet.

Was aber noch merkwürdiger ist, das ist der Umstand, daß die früheren Diener des Staates, der Kirche und das Heer jetzt nicht mehr auf ihre, von Gott stammende Berufung oder gar auf die philosophische Bedeutung des Staates hinweisen, der, wie es früher hieß, zur Entfaltung des Individuums notwendig sei. Jetzt verwerfen sie diese alten Stützen, die ihnen so lange gedient haben und suchen nach ähnlichen Grundlagen, wie die, auf denen heute der neue herrschende Stand ruht, der die neuen Rechtfertigungsgründe aufgebracht hat, die Gelehrten und Künstler an der Spitze. Wenn heutzutage der Staatsmann noch manchmal, in Erinnerung an vergangene Zeiten, seine neue Stellung dadurch zu entschuldigen sucht, daß er von Gott zu seinem Amt berufen sei, oder daß der Staat eine Form der Entwickelung des Individuums darstelle, so thut er dies nur, weil er mit dem Geist seiner Epoche nicht mehr Schritt hält; er empfindet es aber selbst, daß ihm niemand mehr glaubt. Damit er sich mit Erfolg verteidigen könne, muß er jetzt nicht mehr nach theologischen und philosophischen, sondern nach anderen, neuen, wissenschaftlichen Stützpunkten suchen. Er muß jetzt das Prinzip der Nationalitäten oder das der organischen Entwicklung aufstellen, er muß den herrschenden Stand zu seinen Gunsten stimmen, wie er es im Mittelalter mit der Geistlichkeit und am Ende des vorigen Jahrhunderts mit den Philosophen thun mußte. (Friedrich II., Katharina II.)

Wenn der Reiche heutzutage, manchmal aus alter Gewohnheit, vom göttlichen Willen spricht, der ihn zum Reichsein erkoren habe, oder wenn er von der Bedeutung der Aristokratie für das Staatswohl redet, so thut er es, weil er mit seinem Zeitalter nicht mehr Schritt hält. Damit er sich mit Nachdruck rechtfertigen könne, muß er die Vervollkommnung in den Methoden der Produktion, die Verbilligung der gewöhnlichen Gebrauchsgegenstände und der Lebensmittel und die Einführung des internationalen Verkehrs, seiner Mitwirkung an den Fortschritten der Civilisation zuschreiben. Der Reiche muß in der Sprache der Wissenschaft denken und sprechen, und wie früher die Geistlichkeit, so ist *er* jetzt gezwungen dem herrschenden Stand Opfer zu bringen; er muß Zeitschriften und Bücher herausgeben, er muß Bildergalerien errichten, Musikgesellschaften, Kindergärten oder technische Lehranstalten gründen.

Die herrschende Klasse aber besteht aus Gelehrten und Künst-

lern einer bestimmten Richtung: sie haben sich einen vortrefflichen Rechtfertigungsgrund für ihre Befreiung von der Arbeit zurechtgemacht, und auf diesen gründet sich jetzt, wie früher auf die theologischen und später auf die philosophischen, überhaupt jede Art von Rechtfertigung. Jetzt sind sie es, die den anderen Ständen Rechtfertigungs-Diplome ausstellen!

Der Stand, der heute eine vollkommene Rechtfertigung für seine Befreiung erfährt, ist der Gelehrtenstand, insbesondere der, welcher die experimentelle, positive (kritische) auf der Evolutionstheorie beruhende Wissenschaft pflegt, und ferner der in derselben Richtung thätige Künstlerstand.

Wenn ein Gelehrter oder Künstler der alten Schule heutzutage vom Prophetentum, von der Offenbarung oder Manifestation des Geistes spricht, so thut er dies, weil er hinter seiner Zeit zurückgeblieben ist, und er wird nicht imstande sein, sich zu rechtfertigen. Um einen sicheren Boden unter sich zu haben, muß er seine Thätigkeit auf irgend eine Weise der empirischen, positiven, kritischen Wissenschaft anzupassen und diese seinem Wirken zu Grunde zu legen wissen.

Nur in diesem Falle werden die Wissenschaften und die Künste, mit denen er sich beschäftigt, in Wirklichkeit als solche anerkannt werden; nur dann wird er in unserer Zeit auf einem unerschütterlichen Grunde dastehen, und kein Zweifel an dem Nutzen, den er der Menschheit bringt, wird sich regen.

Auf der empirischen, kritischen, positiven Wissenschaft beruht heute die Rechtfertigung aller Menschen, die sich von der Arbeitspflicht freigemacht haben.

Die theologischen und philosophischen Rechtfertigungsgründe haben sich jetzt schon überlebt und werden nur noch schüchtern und schamhaft vorgebracht; an ihre Stelle sucht man eine wissenschaftliche Apologie zu setzen. Diese aber stößt keck die Reste der früheren Rechtfertigungsgründe um, zerstört sie, tritt überall an ihre Stelle, und fest überzeugt von ihrer Unumstößlichkeit, erhebt sie stolz ihr Haupt.

Die *theologische Rechtfertigungslehre* sagte, die Menschen seien ihrer Bestimmung nach auserwählt – die einen zum Herrschen, die andern zur Unterwerfung; die einen zu einem Leben im Überfluß, die andern zum Notleiden. Daher kann ein Mensch, der an die

Offenbarung Gottes glaubt, keinen Zweifel an der Gesetzlichkeit der Stellung der Menschen hegen, die nach Gottes Ratschluß zur Herrschaft und zum Reichtum auserwählt sein sollen.

Die *philosophisch-staatliche Rechtfertigungslehre* sagte: der Staat mit all seinen Einrichtungen und Unterschieden, mit seiner Einteilung der Stände nach ihren Rechten und ihrem Vermögen, stellt diejenige historische Form dar, die notwendig ist, damit der in der Menschheit wirksame Geist zu seinem normalen Ausdruck kommen könne. Daher müsse diejenige Stellung, die der Mensch nach seinen Rechten und seinem Vermögen im Staat und in der Gesellschaft einnimmt, die richtige sein, damit die Menschheit sich in normaler Weise entwickeln könne.

Die *wissenschaftliche Lehre* endlich sagt: alles das sei Unsinn und Aberglaube; das erste sei die Geistesfrucht der theologischen Periode im Leben der Menschheit, das andere bezeichne die metaphysische Periode. Für die Untersuchung der, den menschlichen Gemeinschaften zu Grunde liegenden Gesetze könne nur eine einzige, unzweifelhafte Methode in Betracht kommen: die der positiven, empirischen, kritischen Wissenschaft.

Nur die Soziologie, die auf der Biologie beruht, und die sich ihrerseits wieder auf alle anderen positiven Wissenschaften gründet, sei imstande, uns die dem Leben der Menschheit zu Grunde liegenden Gesetze aufzudecken. Die Menschheit oder die menschlichen Gemeinschaften seien vollendete oder noch werdende Organismen, die allen Gesetzen der Evolution unterworfen seien. Eines der Grundgesetze sei die Teilung der Arbeit unter den einzelnen Organismen.

Wenn – so heißt es ferner – die einen herrschen, während die andern sich unterwerfen, wenn die einen im Überfluß leben, während die andern Not leiden, so geschehe dies nicht etwa nach dem Ratschluß Gottes, auch nicht, weil der Staat eine Form der Manifestation des Individuums sei, sondern aus dem Grunde, weil in den menschlichen Gemeinwesen, ebenso wie in den Einzelorganismen, die zum Leben des Ganzen erforderliche Teilung der Arbeit stattfinde: die einen verrichteten in dem Gemeinwesen die Muskelarbeit, die andern die Gehirnarbeit.

Auf dieser Glaubenslehre baut sich die jetzt herrschende Rechtfertigungsweise der in unserer Zeit bestehenden Zustände auf.

XXIX.

Eine neue Lehre wird von Christus verkündigt und in den Evangelien aufgestellt. Diese Lehre wird verfolgt und verworfen; dann aber wird die Geschichte vom Sündenfall des ersten Menschen und des ersten Engels erfunden, und diese Erfindung wird als die Lehre Christi anerkannt. Diese Erfindung ist sinnlos, sie entbehrt jeder Grundlage, aber aus ihr läßt sich naturgemäß die Schlußfolgerung ableiten, daß der Mensch ein schlimmes Leben führen und sich trotzdem, als von Christus gerechtfertigt, betrachten könne. Diese Schlußfolgerung ist der Masse der schwachen und der sittlichen Arbeit abgeneigten Menschen so bequem, daß diese Erfindung auf einen Schlag als eine Wahrheit, und sogar als eine göttlich geoffenbarte Wahrheit, anerkannt wird, obgleich an keiner Stelle des sogenannten Buches der Offenbarung auch nur eine Andeutung davon zu finden ist. Und diese Erfindung wird der tausendjährigen Arbeit der gelehrten Theologen zu Grunde gelegt, die ihre Theorien auf ihr aufbauen.

Die gelehrten Theologen werden uneinig und verfallen auf allerhand Auslegungen; sie fangen an untereinander über das, was sie aufgebaut haben, zu streiten, sie beginnen selbst zu fühlen, daß sie sich in ihren Schlüssen verwickelt haben und nicht mehr verstehen, was sie sagen. Aber die große Menge verlangt von ihnen eine Bestätigung ihrer bevorzugten Lehre, und nun thun sie, als ob sie das, was sie sagen, verstünden und daran glaubten, und fahren fort in der Verkündigung der Lehre. Aber die Zeit schreitet vorwärts, die Schlußfolgerungen werden als unnütz erkannt, die Menge wirft einen Blick in das Innere der Tempel ihrer Priester und sieht zu ihrer Verwunderung, an Stelle der erhabenen und unzweifelhaften Wahrheiten, als die ihr die heiligen Geheimnisse erschienen waren, daß nichts anderes in jenen Tempeln verborgen ist, als der allergröbste Betrug. Und die Menge wundert sich über ihre Verblendung.

Denselben Vorgang finden wir bei der Philosophie, wir meinen nicht, bei der Weisheit eines Konfuzius, eines Sokrates, eines Epiktet, sondern bei der Professoren-Philosophie, sobald sie den Instinkten der Masse der Müßigen und Reichen Vorschub zu leisten beginnt.

Bis vor kurzem herrschte in der Welt der Gelehrten und Gebilde-

ten die Philosophie des Geistes, der zufolge alles Seiende auch vernünftig sei. Nach dieser Lehre giebt es weder ein Böses, noch ein Gutes in der Welt – der Mensch braucht das Böse nicht zu bekämpfen, er muß einzig und allein seinen Geist zum Ausdruck bringen: die einen durch den Dienst im Heer, die andern auf dem Gebiete der Rechtspflege, wieder andere auf der Violine!

Die menschliche Weisheit hat ja in den verschiedensten Formen ihren Ausdruck gefunden, und den Menschen des neunzehnten Jahrhunderts waren alle ihre Erscheinungsformen wohl vertraut.

Man kannte Rousseau, Pascal, Lessing und Spinoza, sowie auch die ganze Weisheit des Altertums, aber keine dieser Lehren vermochte die Massen zu ergreifen. Man kann auch nicht behaupten, daß der Erfolg der Hegelschen Lehre seinem wohlgefügten System zu verdanken sei. Es gab andere, ebenso wohl gefügte Systeme: wie die von Fichte oder Schopenhauer. Aus einem ganz bestimmten Grunde aber wurde gerade dieses System auf kurze Zeit zur Glaubenslehre der ganzen Welt, aus demselben Grunde, aus dem sich der Erfolg der Lehre vom Fall und von der Erlösung des Menschen erklärt – nämlich deswegen, weil die Schlußfolgerungen dieser Philosophie den Schwächen der Menschen Vorschub leisteten. Es wurde gelehrt: alles ist vernünftig, alles ist gut, keinen Menschen trifft irgend eine Schuld an den menschlichen Zuständen.

Und ebenso, wie es die Theologie durch die Lehre von der Erlösung von den Sünden in ihrer Weise gethan hatte, so bauten die Philosophen ihren Turm von Babel auf Hegelscher Grundlage auf (auch heute noch beharren einige, hinter ihrer Zeit zurückgebliebene Leute auf diesem Standpunkt), und wie damals, so entstand auch jetzt eine Verwirrung der Sprachen. Und wie damals, so fühlten sie auch jetzt, daß sie selbst nicht wußten, was sie sagten, und in dem Bemühen, ihre Autorität der Menge gegenüber zu wahren, thaten sie alles, um nur nicht ihre schmutzige Wäsche vor der Öffentlichkeit waschen zu müssen.

Auch jetzt forderte die Menge eine Bestätigung dessen, was ihr paßte, und glaubte, daß das, was ihr unklar und widerspruchsvoll erschien, dort auf jenen Höhen der Philosophie klar sein müsse, wie der Tag. Aber wie früher, so kam auch jetzt wieder die Zeit, wo diese Philosophie in die Rumpelkammer geworfen wurde, und eine neue Lehre an ihre Stelle trat. Man hatte die alte nicht mehr nötig, und die

Menge, die einen Blick in jenen geheimnisvollen Tempel der Priester geworfen hatte, sah, daß es da nichts gab, und außer völlig dunklen und sinnlosen Worten auch niemals etwas gegeben hatte. Dieser Vorgang spielte sich noch zu meiner Zeit ab.

Als ich ins Leben trat, da war die Hegelsche Philosophie die Grundlage, auf der sich alles aufbaute: sie lag förmlich in der Luft, sie fand ihren Ausdruck in den Tagesblättern und Zeitschriften, in Novellen und Traktaten, in der Kunst, in der Geschichtsschreibung, in Predigten, in Privatunterhaltungen. Jemand, der Hegel nicht kannte, durfte überhaupt nicht den Mund aufthun: wer die Wahrheit erkennen wollte, der machte sich an das Studium von Hegel. Für alles in der Welt diente er als Grundlage, und auf einen Schlag – noch sind keine vierzig Jahre vergangen, – ist nichts mehr von ihm übrig geblieben, niemand gedenkt seiner mehr, als ob er niemals existiert hätte. Und was uns am meisten in Verwunderung versetzt, ist der Umstand, daß die Hegelsche Lehre ebenso wie früher das Pseudo-Christentum, nicht deshalb ihre Stellung verloren hat, weil sie von irgend jemandem widerlegt oder zerstört worden wäre, nein, – sie steht noch ebenso unangetastet da, wie vorher – sondern aus dem Grunde, weil sich eines Tages zeigte, daß weder die eine noch die andere Lehre der Welt der Gelehrten und Gebildeten noch von nöten war.

Wenn wir heute einem modernen, gebildeten Menschen vom Sündenfall des Engels und Adams oder von der Erlösung reden wollten, so wird es ihm nicht einfallen sich auf einen Streit einzulassen, um die Unwahrheit dieser Dinge beweisen zu wollen, sondern er wird mit Verwunderung fragen: was für einen Engel meinen Sie? Wozu brauchen wir einen Adam? Von was für einer Erlösung reden Sie? Zu welchem Zweck habe ich alles das nötig? Das Gleiche gilt von der Hegelschen Lehre!

Der moderne Mensch wird sich zu keinem Disput über diese Dinge herbeilassen, er wird nur verwundert sein und fragen: was für ein Geist? Woher kommt er? Wozu ist er da? Warum ist er in Erscheinung getreten? Wozu brauche ich ihn?

Dieser Umschlag, werden die Gelehrten unserer Tage sagen, erklärt sich dadurch, daß alles dies nichts anderes als Phantasieen der theologischen und metaphysischen Periode gewesen sind; jetzt aber gäbe es eine kritische und positive Wissenschaft, die untrüglich sei,

da sie sich auf die Induktion und das Experiment gründe. Jetzt seien unsere Kenntnisse nicht schwankend, wie früher, und nur auf den von ihnen angegebenen Wegen läge die Lösung aller, die Menschheit betreffenden Fragen.

Aber genau das Gleiche sagten ja schon die Theologen, und sie waren doch auch keine Dummköpfe – wir wissen im Gegenteil, daß unter ihnen Männer von gewaltigem Geist waren. Und genau dasselbe sagten zu meiner Zeit, mit nicht geringerer Sicherheit, auch, die Hegelianer, die nicht weniger von der Masse der sogenannten Gebildeten anerkannt wurden. Auch Männer, wie unsere Herzen, Stankjewitsch, Bjelinski waren keine Dummköpfe. Wodurch also erklärt sich die sonderbare Erscheinung, daß kluge Männer mit der größten Sicherheit solche unbegründete und inhaltslose Lehren verkünden konnten, und daß die Menge sie mit Ehrfurcht in sich aufnahm? Der Grund ist einzig und allein darin zu suchen, daß die Menschen in den vorgebrachten Lehren eine Rechtfertigung für ihr schlimmes Leben fanden!

Liegt nun nicht auch dieselbe Thatsache dem Selbstbewußtsein der Männer der positiven, kritischen, empirischen Wissenschaft, sowie dem ehrfurchtsvollen Verhalten der Menge gegen die von ihnen gepredigten Lehren, zu Grunde? Auf den ersten Blick könnte es sonderbar erscheinen, daß die Evolutionstheorie (sie bildet für die Mehrzahl, ebenso wie die Lehre von der Erlösung in der Theologie, einen populären Ausdruck für die gesamte neue Glaubenslehre) die Menschen von ihrem Unrecht freizusprechen imstande wäre; denn es könnte scheinen, als ob die wissenschaftliche Theorie es nur mit Thatsachen zu thun hätte und sich mit nichts anderem, als nur mit der Beobachtung von Thatsachen abzugeben hätte. Aber die Sache verhält sich nur scheinbar so. Mit der theologischen Lehre schien es dieselbe Bewandtnis zu haben: es hatte den Anschein, als handle es sich für die Theologie nur um Dogmen, und als stehe sie zum menschlichen Leben in gar keiner Beziehung. Ebenso verhielt es sich mit der Philosophie; auch sie schien es nur mit ihren transscendentalen Verstandesschlüssen zu thun zu haben.

Das Gleiche gilt für die Hegelsche Lehre im großen ganzen und im besonderen für die Malthussche Theorie. Die Hegelsche Lehre schien sich nur mit dem logischen Aufbau ihres Systems zu beschäftigen und keinerlei Bezug auf das menschliche Leben zu haben;

dasselbe war auch bei der Malthusschen Theorie der Fall: sie hatte es scheinbar nur mit statistisch gegebenen Thatsachen zu thun. Doch das verhält sich eben nur scheinbar so.

Auch die moderne Wissenschaft beschäftigt sich nur mit Thatsachen, sie untersucht sie.

Wir aber fragen, welche Thatsachen zieht sie in den Kreis ihrer Untersuchung und warum gerade diese und keine anderen?

Die Männer der modernen Wissenschaft sprechen es gerne mit einer gewissen Feierlichkeit und Überzeugung aus, daß sie es mit nichts als Thatsachen zu thun hätten, und sie bilden sich hierbei ein, daß diesen Worten irgend ein Sinn zu Grunde läge.

Nichts als Thatsachen zu untersuchen, ist vollständig unmöglich, denn es giebt eine – im wahren Sinne des Worts – *unbegrenzte* Menge von Thatsachen, die unserer Beobachtung unterworfen sind. Bevor man Thatsachen untersucht, ist es nötig, daß man eine Theorie habe, auf Grund deren aus der unbegrenzten Menge von Thatsachen die einen oder die anderen herausgegriffen werden können. In Wirklichkeit giebt es auch eine solche und sogar mit der größten Deutlichkeit formulierte Theorie. Nur wird sie von vielen Männern, die auf dem Gebiete der modernen Wissenschaft thätig sind, entweder ignoriert, d. h. sie wollen sie nicht kennen, oder sie kennen sie wirklich nicht; zuweilen geben sie sich auch nur den Anschein, als sei sie ihnen unbekannt.

Genau ebenso verhielt es sich stets mit allen herrschenden, leitenden Glaubenslehren.

Die Grundlagen einer jeden Lehre sind immer durch die Theorie festgelegt, und die sogenannten Gelehrten thun nichts anderes, als daß sie aus den verschiedenen gegebenen Grundlagen, die sie manchmal übrigens gar nicht kennen, die daraus hervorgehenden Schlußfolgerungen ziehen. Eine grundlegende Theorie aber ist stets vorhanden. So trifft auch jetzt die moderne Wissenschaft eine bestimmte Auswahl unter den Thatsachen auf Grund einer ganz bestimmten Theorie, die sie mitunter kennt, mitunter aber nicht kennen will, und die ihr manchmal in Wirklichkeit unbekannt ist. Die Theorie ist aber thatsächlich vorhanden und besteht in Folgendem: Die ganze Menschheit ist ein Organismus, der nicht stirbt; die Menschen sind Teile von Organen, von denen einem jeden einzelnen seine besondere Bestimmung im Dienste des Ganzen zukommt.

Wie die einzelnen Zellen, die sich zu einem ganzen Organismus zusammenfügen, sich untereinander in die Arbeit teilen, die der ganze Organismus im Kampf ums Dasein leistet, wie sie die eine Fähigkeit stärken, die andere schwächen und zu einem Einzelorgan sich verbinden, um den Bedürfnissen des ganzen Organismus besser genügen zu können, wie bei den Tieren, die einen gemeinschaftlichen Haushalt führen, den Ameisen, den Bienen, einzelne unter diesen sich in die Arbeit teilen, wobei z. B. die Bienenkönigin die Eier legt, die Drohnen sie befruchten, während die Arbeitsbienen für das Leben des Ganzen wirken – ebenso geht in der Menschheit und in der menschlichen Gesellschaft beständig dieselbe Differenzierung und Integrierung der einzelnen Teile vor sich.

Um daher das dem Leben der Menschen zu Grunde liegende Gesetz aufzudecken, ist es notwendig, die das Leben und die Entwickelung der Einzelorganismen beherrschenden Gesetze zu studieren, wobei wir folgendes finden: 1. das Gesetz, wonach jede Erscheinung nicht nur von einer einzelnen unmittelbaren Folgeerscheinung begleitet ist; 2. das Gesetz von der Unbeständigkeit des Gleichartigen; 3. das Gesetz der Gleichartigkeit und der Ungleichartigkeit u.s.w. Alles dies nimmt sich sehr harmlos aus. Man braucht aber aus allen diesen Untersuchungen nur die Folgerungen zu ziehen, um sofort zu sehen, wohin diese Thatsachen führen. Sie führen nämlich alle zu einem Ziel, nämlich zu der Anerkennung der Theorie, wonach die Menschheit oder die menschlichen Gesellschaften Organismen seien; hiermit wäre dann zugegeben, daß jene Teilung der innerhalb der menschlichen Gesellschäften bestehenden Arbeitsverrichtungen eine organische, d. h. eine notwendige ist.

Da nun ferner, innerhalb der menschlichen Gesellschaften sehr viele Grausamkeiten und Schlechtigkeiten zu Tage treten, so müssen auch diese Erscheinungen nicht als Grausamkeiten und Schlechtigkeiten betrachtet werden, sondern es sollen in ihnen unzweifelhafte Thatsachen erkannt werden, durch die das allgemeine Gesetz der Arbeitsteilung seine Bestätigung erhält.

Die Philosophie des Geistes rechtfertigte ebenfalls jede Art von Grausamkeit und Schlechtigkeit, aber dort geschah diese Rechtfertigung nach philosophischer Weise, und mußte daher falsch sein; in der Wissenschaft aber gelangt man zu wissenschaftlichen Schlußfolgerungen und darum müssen diese unzweifelhaft richtig sein.

Wie sollte man also eine so herrliche Theorie von der Hand weisen! Man braucht nur die menschlichen Gesellschaften als Objekte der Untersuchung zu betrachten, und dann kann man, in aller Ruhe, die Arbeitserzeugnisse anderer Menschen, die dabei zu Grunde gehen, verzehren, indem man sich mit dem Gedanken beruhigt, daß unsere Thätigkeit als Tanzmeister, Advokaten, Ärzte, Philosophen, Schauspieler, als Forscher nach den Geheimnissen des Spiritismus, nach der Gestalt der Atome, eine funktionelle Thätigkeit des Organismus der Menschheit ist, und daß daher die Frage gar nicht aufgeworfen werden könne, ob es gerecht sei, daß ich die Arbeit anderer ausbeute, und daß ich nur das thue, was mir angenehm ist. Diese Frage dürfe man ebensowenig aufwerfen, wie die, ob die ebenfalls von anderen Organen abhängige Thätigkeit des Gehirns, der Zellen oder der Muskeln eine gerechte sei.

Wie sollte man demnach eine so praktische Theorie nicht anerkennen, die uns in den Stand setzt, unser Gewissen für immer in die Tasche zu stecken und ein völlig zügelloses, tierisches Leben zu führen, in dem Gefühl, daß man einen, für unsere Zeit gültigen, unverrückbaren wissenschaftlichen Stützpunkt unter sich habe. So gründet sich denn die Rechtfertigung des Müßigganges und der Grausamkeit der Menschen auf diese neue Glaubenslehre.

XXX.

Die Anfänge dieser Lehre liegen noch nicht weit zurück – etwa fünfzig Jahre. Ihr Hauptbegründer war der französische Gelehrte Comte. Comte – er war zugleich Systematiker und von religiöser Veranlagung – griff unter dem Einfluß der damals neuen physiologischen Untersuchungen von Bichat, den alten, schon von Menenius Agrippa ausgesprochenen Gedanken wieder auf, wonach die menschlichen Gesellschaften, ja sogar die ganze Menschheit, als ein Ganzes, als ein Organismus zu betrachten sei. Die Menschen aber seien als die lebendigen Teile der einzelnen Organe anzusehen, von denen ein jedes zu einer ganz bestimmten Arbeitsleistung, im Dienste des ganzen Organismus, ausersehen sei. Dieser Gedanke gefiel Comte so sehr, daß er darauf ein philosophisches System aufzu-

bauen begann. Er ließ sich von dieser Theorie so weit hinreißen, daß er die Thatsache gänzlich außer acht ließ, daß ihr Ausgangspunkt nichts anderes war, als ein hübsches Gleichnis, das sich ganz gut zu einer Fabel eignete, aber nimmermehr der Wissenschaft zu Grunde gelegt werden durfte. Wie dies oftmals vorkommt, stellte er den von ihm bevorzugten Grundsatz als ein Axiom hin und bildete sich dabei ein, daß sein ganzes System auf den festesten experimentellen Grundlagen ruhe. Da nach ihm die Menschheit ein Organismus ist, so kann, nach seiner Theorie, die Frage nach dem Wesen des Menschen und nach seinem notwendigen Zusammenhang mit dem Weltall nur durch die Erforschung der Eigenschaften dieses Organismus gelöst werden. Zu diesem Zweck sei es den Menschen gegeben, an niederen Organismen Beobachtungen anzustellen und auf Grund ihrer Lebensbedingungen in induktiver Weise weiter zu forschen.

Nach der Lehre von Comte ist daher:

1. Die wahre und einzige wissenschaftliche Methode die der induktiven Forschung, und aller wahren Wissenschaft muß das Experiment zu Grunde gelegt werden; und 2. bildet das Ziel und den Höhepunkt der Wissenschaften die neue Wissenschaft von dem angeblichen Organismus der Menschheit, oder von dem *über allem Organischen* stehenden Wesen der Menschheit. Diese neue, imaginäre Wissenschaft ist die Soziologie. Aus einer solchen Betrachtung der Wissenschaft überhaupt geht die Schlußfolgerung hervor, daß alle unsere früheren Kenntnisse falsch waren, und daß ferner die ganze Geschichte der Menschheit, insofern es sich um die Erkenntnis ihrer selbst handelt, in drei, oder genau genommen, in zwei Perioden zu zerlegen sei, nämlich: 1. in die theologische und metaphysische, die von der Erschaffung der Welt bis zu Comte dauerte, und 2. die jetzige Periode der einzig wahren Wissenschaft – der positiven – die mit Comte einsetzte.

Dies alles war sehr schön und gut. Es steckte nur ein Fehler in der Rechnung, nämlich der, daß dieses ganze Gebäude auf Sand gebaut war, auf der willkürlichen Behauptung, daß die Menschheit ein Organismus sei.

Diese Behauptung muß deshalb eine willkürliche genannt werden, weil wir genau mit derselben Berechtigung das Dasein eines der Beobachtung nicht unterliegenden Organismus der Menschheit

anerkennen dürfen, mit der wir das Dasein eines dreieinigen Gottes und ähnliche theologische Sätze behaupten.

Diese Behauptung aber war aus dem Grunde falsch, weil dem Begriffe der Menschheit, d. h. der Menschen, ungerechtfertigterweise der Begriff des Organismus beigesellt wurde, während in Wirklichkeit der Menschheit das wesentliche Merkmal des Organismus fehlt – nämlich das Centrum der Empfindungen oder des Bewußtseins. Wir nennen sowohl einen Elefanten, als auch eine Bakterie einen Organismus, nur aus dem Grunde, weil wir durch einen Analogieschluß bei diesen beiden Lebewesen dieselben einheitlichen Empfindungen und dasselbe Bewußtsein voraussetzen, wie wir sie an uns selbst kennen; in den menschlichen Gesellschaften aber und bei der Menschheit überhaupt fehlt dieses wesentliche Merkmal. Soviele andere gemeinsame Merkmale wir bei der Menschheit und den Organismen auch finden mögen, so ist darum, so lange das Vorhandensein dieses wesentlichen Merkmals nicht nachgewiesen ist, die Lehre von der Menschheit als einem Organismus – falsch!

Aber trotz dieser Willkürlichkeit und Unrichtigkeit des Grundsatzes der positiven Philosophie, wurde sie von der Welt der sogenannten Gebildeten mit der größten Sympathie ausgenommen, und zwar aus dem Grunde, weil sie für die große Menge als Mittel zur Rechtfertigung der bestehenden Zustände, als Anerkennung der Gesetzlichkeit des die Menschheit beherrschenden Zwanges, von großer Bedeutung war. In dieser Hinsicht ist es bemerkenswert, daß von den aus zwei Teilen bestehenden Werken Comtes, der positiven Philosophie und der positiven Politik, nur der erste bei der Wissenschaft Aufnahme fand, nämlich der Teil, in dem man auf neuen experimentellen Grundlagen das in dem menschlichen Gemeinwesen vorhandene Übel zu rechtfertigen suchte. Der zweite Teil aber, der von den, aus der Betrachtung der Menschheit als eines Organismus hervorgehenden sittlichen Pflichten des Altruismus handelte, wurde nicht nur für unwichtig, sondern für unbedeutend und unwissenschaftlich erklärt. Es spielte sich derselbe Vorgang ab, wie früher einmal mit den beiden Teilen der Kantischen Lehre.

Die Kritik der reinen Vernunft wird von der Mehrzahl der Gelehrten anerkannt. Dagegen wurde die Kritik der praktischen Vernunft, also der Teil des Systems, welcher das Wesen der Kantischen

Sittenlehre enthält, verworfen. Bei der Lehre von Comte wurde das als wissenschaftlich anerkannt, wodurch dem herrschenden Übel Vorschub geleistet wurde. Aber auch die von der großen Menge der Gelehrten anerkannte positive Philosophie, die auf einem willkürlichen und unrichtigen Grundsatze ruhte, stand an und für sich auf viel zu schwachen Füßen – und hätte sich daher auf ihrem unsicheren Fundamente nicht länger zu halten vermocht. Da aber taucht plötzlich unter der Masse jener müßigen Gedankenspielereien der Männer der sogenannten Wissenschaft auch die nicht neue und ebenso willkürliche und unrichtige Behauptung auf, daß die Lebewesen, d. h. die Organismen, einer aus dem andern hervorgingen; und zwar nicht nur ein Organismus aus einem anderen, sondern einer sollte aus vielen entstanden sein; in einem sehr großen Zeitraum, z. B. in Millionen von Jahren, sollte nicht nur ein Fisch und eine Ente von ein und demselben Vorfahren abstammen, sondern auch ein einzelner Organismus sollte aus vielen getrennten Organismen hervorgehen können; so z. B. könne sich aus einem Bienenschwarm ein einzelnes Lebewesen entwickeln.

Diese willkürliche und unrichtige Behauptung fand bei der Gelehrtenwelt noch größeren Anklang. Diese Behauptung aber war aus dem Grunde willkürlich, weil noch nie irgend jemand in Wirklichkeit gesehen hat, auf welche Weise die einen Organismen aus den anderen hervorgehen. Daher wird die Annahme von der Entstehung der Arten für immer eine Hypothese bleiben, und niemals zu einer experimentell nachgewiesenen Thatsache werden können.

Und diese Behauptung war aus dem Grunde unrichtig, weil die Art und Weise, wie die Frage nach der Entstehung der Arten gelöst wurde, nämlich dadurch, daß man annahm, sie seien durch das Gesetz der Vererbung und Anpassung im Laufe eines unendlich großen Zeitraums entstanden, gar keine Lösung, sondern nur eine Wiederholung der Frage in einer neuen Form bedeutete.

Nach dem Ausspruche Mosis wird die Frage dahin beantwortet, daß die verschiedenen Arten durch die unendliche Macht Gottes und durch seinen Willen entstanden seien. Nach der Evolutionstheorie aber entwickelt sich die Verschiedenheit der Lebewesen von selbst, infolge der unendlichen Variationen der sie beeinflussenden Bedingungen der Vererbung und ihrer Umgebung, im Laufe eines unendlich langen Zeitraumes. Die Evolutionstheorie behauptet also,

um in der Sprache einfacher Sterblicher zu reden, nichts anderes, als daß in einer unendlich langen Zeit aus irgend einem beliebigen Ding jedes beliebige andere Ding hervorgehen könne.

Auf die Frage erfolgte somit keine Antwort. Die gleiche Frage war nur anders gestellt worden: an Stelle eines Willens wurde der Zufall gesetzt, während der Koeffizient des Unendlichen aus der Macht in die Zeit verlegt wurde. Aber diese neue, in Bezug auf Willkür und Unrichtigkeit von den Nachfolgern Darwins noch verstärkte Behauptung, wurde durch jene frühere Lehre Comtes noch mehr befestigt; sie wurde daher zur Offenbarung unserer Zeit und bildete bald die Grundlage aller Wissenschaften, sogar der Geschichte, der Philologie, der Religion. Aber noch mehr, nach dem naiven Geständnis des Begründers der Lehre, nach Darwins eigenem Geständnis, war er durch das Gesetz von Malthus auf den Grundgedanken seiner Theorie gebracht worden, und daher stellte er die Lehre vom Kampf ums Dasein als das, jedem Lebewesen zu Grunde liegende Gesetz auf. Aber gerade das war es ja, wessen die große Menge der Müssiggänger zu ihrer Rechtfertigung bedurfte.

So haben zwei schwankende, auf schwachen Füßen stehende Lehren einander zu stützen verstanden und sie erfreuten sich infolgedessen eines Scheins von Widerstandskraft. Beide Lehren bargen in ihrem Schoße die für die große Menge unschätzbare Weisheit, daß nicht die Menschen die in den menschlichen Gemeinschaften vorhandenen Übel verschuldet haben, sondern, daß die bestehenden Zustände gerade so seien, wie sie sein müssen. Diese neue Lehre wurde von der Menge natürlich in dem Sinne aufgefaßt, der ihr paßte, mit vollem Glauben und mit unerhörter Begeisterung. Und so baute sich denn auf diesen beiden willkürlichen und unrichtigen, gleich Glaubensdogmen angenommenen Grundsätzen, die neue wissenschaftliche Lehre auf.

Sowohl der Sache als auch der Form nach hat diese neue Lehre eine auffallende Ähnlichkeit mit der kirchlich-christlichen.

In Bezug auf den Gegenstand der Lehre besteht die Ähnlichkeit darin, daß bei beiden der Wirklichkeit keine reale, sondern eine phantastische Bedeutung beigelegt, und daß eben diese unreale Bedeutung zum Gegenstand der Untersuchung gemacht wird.

In der kirchlich-christlichen Glaubenslehre wird Christus, von dem man annimmt, daß er in Wirklichkeit existiert habe, die phan-

tastische Bedeutung beigelegt, daß er selbst ein Gott sei; in der positivistischen Glaubenslehre wird wirklich existierenden Wesen – lebendigen Menschen – die phantastische Bedeutung beigelegt, daß sie Organismen seien.

Der Form nach tritt bei beiden Glaubenslehren die überraschende Ähnlichkeit zu Tage, daß sowohl bei der einen, wie bei der anderen, das was einzelne Leute als richtig ansahen, von der Gesamtheit als das einzig Unfehlbare, Richtige und Wahre anerkannt wurde.

Nach der kirchlich-christlichen Lehre wird der Begriff der göttlichen Offenbarung von den Leuten, die sich Repräsentanten der Kirche nannten, als etwas Heiliges und als die einzige Wahrheit hingestellt, nach der positivistischen Glaubenslehre wird der Begriff der Wissenschaft von den Leuten, die sich wissenschaftlich nannten, als etwas Unbezweifelbares und Wahres aufgestellt. Wie die kirchlich-christliche Lehre behauptete, erst seit dem Bestehen ihrer Kirche könne von einem Anfang der Erkenntnis des wahren Gottes die Rede sein und nur, gleichsam aus Pietät, einräumte, daß die früheren Gläubigen auch zur Kirche gehören, ebenso begann die positivistische Wissenschaft, nach ihrer Behauptung, erst mit Comte, und die Gelehrten räumen, ebenfalls nur aus Pietät, das Vorhandensein einer früheren Wissenschaft ein; und auch das geben sie nur von einigen wenigen ihrer Vertreter zu, wie z. B. von Aristoteles. So leugnet denn die positivistische Lehre, ebenso wie es die Kirche thut, vollständig, daß die ganze übrige Menschheit irgend etwas wisse, indem sie alle außerhalb ihres Rahmens liegenden geistigen Errungenschaften – als Irrtümer bezeichnet.

Die eben besprochene Analogie läßt sich aber noch weiter durchführen: dem der Theologie zu Grunde liegenden Dogma von der Göttlichkeit Christi und von der Dreifaltigkeit kommt das alte, aber einer neuen Deutung unterworfene Dogma vom Sündenfall und der Erlösung des Menschen durch den Tod des Erlösers zu Hilfe, und aus diesen beiden Dogmen setzt sich die volkstümliche kirchliche Lehre zusammen. In derselben Weise nun kommt dem der Comte'schen Lehre zu Grunde liegenden Dogma vom Organismus der Menschheit ein altes, aber einer neuen Deutung unterworfenes Dogma zu Hilfe, und aus beiden setzt sich die volkstümliche wissenschaftliche Glaubenslehre von der Evolution zusammen.

Für die eine, wie für die andere Lehre bildet das neue Dogma eine notwendige Stütze des alten, und läßt sich nur in Verbindung mit dem zu Grunde liegenden Dogma begreifen. Wenn es den an die Göttlichkeit Christi Glaubenden unverständlich ist, zu welchem Zwecke dieser Gott zu den Menschen herabgestiegen sei, so liefert ihm das Dogma von der Erlösung die Erklärung, deren er bedarf.

Wenn es dem an den Organismus der Menschheit Glaubenden unklar und unverständlich ist, aus welchem Grunde die Gemeinschaft von Individuen als ein Organismus betrachtet werden muß, so liefert ihm das Dogma von der Evolution die Erklärung, deren er bedarf.

Das Dogma von der Erlösung ist deshalb notwendig, um den Widerspruch, in dem es zu dem ersten Dogma steht, aufzuheben.

Gott ist auf die Erde herabgestiegen, um die Menschen zu erlösen, diese aber sind in Wirklichkeit nicht erlöst; wie also ist dieser Widerspruch zu erklären? Das Dogma von der Erlösung sagt nun: er hat die an die Erlösung Glaubenden erlöst; „wenn ihr an die Erlösung glaubt, so seid ihr erlöst."

Ebenso ist das Dogma von der Evolution notwendig, um den Widerspruch, in dem es zu dem ersten Dogma steht, aufzuheben, denn dieses besagt: die Menschheit ist ein Organismus; wir sehen aber zugleich, daß ihm das Hauptmerkmal des Organismus fehlt. Wie also ist dieser Widerspruch zu erklären? Und so sagt denn das Dogma von der Evolution: die Menschheit ist ein schöpferischer Organismus.

Sobald ihr einmal daran glaubt, so könnt ihr auch die Menschheit als einen Organismus betrachten.

Es ist für den, der nicht in dem Aberglauben an die Dreifaltigkeit und Göttlichkeit Christi befangen ist, unmöglich, auch nur zu begreifen, worin die Bedeutung und der Sinn der Lehre von der Erlösung besteht; der Sinn, der darin liegt, findet nur durch die Anerkennung des zu Grunde liegenden Dogmas, wonach Christus selbst Gott sei, seine Erklärung. Und ebenso ist es für die, in dem positivistischen Aberglauben nicht befangene Menschheit unmöglich, auch nur zu begreifen, worin die Bedeutung der Evolutionslehre von der Entstehung der Arten liegt; das findet aber wiederum nur dann seine Erklärung, wenn man das Grunddogma von der Menschheit als Organismus kennt.

Und ebenso, wie alle Spitzfindigkeiten der Theologie nur denen verständlich sind, die an die Grunddogmen glauben, so werden auch alle Spitzfindigkeiten der Soziologie, auf die jetzt alle Geisteskräfte der Männer der allerneuesten und tiefsinnigsten Wissenschaft gerichtet sind, nur von den Gläubigen verstanden.

Eine andere Analogie zwischen den beiden Glaubenslehren besteht auch noch darin, daß, sobald einmal die auf Treu und Glauben angenommenen, keiner weiteren Untersuchung unterworfenen Lehrsätze als Grundlage für die aller sonderbarsten Theorien acceptiert sind, daß dann auch die Verkündiger dieser Lehren zu den allerwillkürlichsten, unwahrscheinlichsten und auf nichts gegründeten Behauptungen gelangen. Allerdings mußten sie vorher zu dem Kunstgriff ihre Zuflucht nehmen, daß sie die Menschen zu der Anerkennung ihres Rechtsanspruches zwangen, der darin bestand, daß sie sich selbst in Bezug auf die Theologie für heilige und in Bezug auf das Wissen für wissenschaftliche, d. h. unfehlbare Wesen erklärten.

Die von ihnen ausgebrachten Lehren aber werden mit der größten Feierlichkeit und Ernsthaftigkeit verkündet, und mit demselben Ernst und derselben Feierlichkeit werden sie in ausführlichster Weise von andern wieder bestritten, die in einzelnen Punkten mit der Lehre zwar nicht einverstanden sind, aber die zu Grunde liegenden Dogmen gleichfalls anerkennen.

Der Basilius der Große dieser Glaubenslehre, – Herbert Spencer, z. B. drückt in einem seiner ersten Werke diese Lehre in folgenden Sätzen aus: Die Gesellschaft und die Organismen weisen, sagt er, folgende Analogien auf:

1. Daß sie, nach dem sie als kleine Aggregate erzeugt worden sind, unmerklich an Masse zunehmen, so daß einige unter ihnen eine Größe erreichen, die manchmal das zehntausendfache ihrer ursprünglichen Gestalt beträgt.

2. Daß sie, während sie ursprünglich von einer so einfachen Struktur sind, daß man sie als vollständig strukturlos betrachten kann, im Verlaufe ihres Wachstums größer werdende, kompliciertere Strukturen annehmen.

3. Daß ihre Teile, zwischen denen in ihrem frühen, unentwickelten Stadium fast gar keine Beziehung zu bestehen scheint, in ein

gegenseitiges, sich allmählich so sehr steigerndes Abhängigkeitsverhältnis kommen, daß die Thätigkeit und das Leben eines jeden Teilchens nur durch die Thätigkeit und das Leben aller übrigen Teilchen möglich wird.

4. Daß das Leben und die Entwickelung der menschlichen Gemeinschaft unabhängig sind von dem Leben und der Entwickelung auch nur eines der sie bildenden Einzelwesen, und daß jene von längerer Dauer sind als diese! Die Einzelwesen werden einzeln geboren, wachsen, bethätigen sich, regenerieren sich und sterben, während der gesellschaftliche Körper, der aus den Einzelnen zusammengesetzt ist, von Generation zu Generation zu leben fortfährt, indem er sich, infolge der Vollkommenheit seines Aufbaues und seiner, die verschiedenartigsten Funktionen verrichtenden Thätigkeit, als Ganzes weiter entwickelt.

Ferner werden die verschiedenen Punkte erörtert, in denen sich die Organismen und die Gemeinschaften voneinander unterscheiden, und es wird bewiesen, daß diese Unterschiede nur scheinbare sind, daß im Gegenteil, zwischen Organismen und Gemeinschaften eine vollkommene Gleichheit besteht.

Dem vorurteilsfreien Menschen wird sich sofort die Frage aufdrängen: wovon redet ihr denn eigentlich? Warum ist die Menschheit ein Organismus, und worin ist sie einem solchen ähnlich?

Ihr sagt, auf Grund jener vier Merkmale, die menschlichen Gemeinschaften seien den Organismen ähnlich; aber das ist ja durchaus nicht der Fall! Ihr greift nur einige Merkmale des Organismus heraus und schiebt sie den menschlichen Gemeinschaften unter!

Ihr führt vier Merkmale der Analogie an, dann nehmt ihr die Merkmale der Unterschiede, zwar nur Merkmale scheinbarer Unterschiede (wie ihr behauptet) und der Schluß ist fertig, daß man die menschlichen Gemeinschaften als Organismen betrachten könne.

Das ist aber doch nichts weiter – als ein einfaches Spiel der Dialektik. Mit dieser Methode kann man unter die Merkmale, die den Organismen zukommen, alles unterbringen, was man gerade will.

Ich nehme das erste beste Beispiel, das mir gerade einfällt – einen Wald, der auf einer Ebene angepflanzt wird und wächst.

1. Er wird erzeugt, als kleines Aggregat, u.s.w., das Gleiche geschieht auf den Feldern, wenn die Saat allmählich aufgeht und der Wald zu wachsen beginnt.

2. Im Anfang ist die Struktur eine einfache, später wird sie komplicierter u.s.w.

Genau dasselbe ist bei dem Walde der Fall: zuerst sprießen die kleinen Birkenpflänzchen auf, dann setzen sie Zweige an, hierauf gesellen sich Haselnußsträucher hinzu, – im Anfang wachsen alle in gerader Richtung, später verflechten sich ihre Zweige.

3. Die Abhängigkeit der einzelnen Teile von einander steigert sich so sehr, daß das Leben eines jeden Teilchens durch das Leben und die Thätigkeit der übrigen bedingt wird. Genau dasselbe trifft auch bei dem Walde zu: durch die Nußbäume werden die Stämme der anderen Bäume erwärmt. (Wenn man sie fällen wollte, so müßten die anderen Bäume erfrieren.) Das Unterholz dient zum Schutz vor dem Winde, die samentragenden Bäume bewirken, daß wieder frischer Nachwuchs entsteht, die hohen und blätterreichen Exemplare geben den notwendigen Schatten her, und das Leben des einen Baumes hängt von dem des andern ab.

4. Die einzelnen Teile können absterben, aber das Ganze lebt. Genau dasselbe findet beim Walde statt.

Der Wald trauert nicht um einen einzelnen absterbenden Baum!

Genau das Gleiche gilt für das, gewöhnlich von den Verteidigern dieser Lehre vorgebrachte Beispiel, daß, wenn man jemandem einen Arm abhackt, dieser Arm stirbt; verpflanzt man einen Baum abseits vom Schatten und Waldgrund – so stirbt er ab.

Bemerkenswert ist auch die Analogie dieser Lehre mit der kirchlich-christlichen und jeder anderen, auf Treu und Glauben angenommenen, und auf Dogmen beruhenden Theorie, in Bezug auf ihre Unzugänglichkeit für alle Gründe der Logik.

Nachdem wir nun gezeigt haben, daß man nach dieser Theorie den Wald mit vollem Recht als einen Organismus betrachten kann, so könnte man doch meinen, daß damit den Anhängern dieser Lehre die Unrichtigkeit ihrer Definition nachgewiesen sei – aber weit gefehlt. – Die von ihnen gegebene Definition des Organismus ist nämlich so ungenau und dehnbar, daß sie darunter alles unterbringen können, was sie wollen.

Gewiß, werden sie sagen, – auch den Wald kann man als einen Organismus betrachten. Der Wald beruht auf einer friedlichen Wechselwirkung von Individuen die einander nicht vernichten – er ist ein Aggregat, dessen Teile jedoch in eine innigere Verbindung

überzugehen und, ähnlich wie es bei den Bienen der Fall ist, sich zu einem Organismus zu entwickeln vermögen.

Dann aber, wird man ihnen einwenden, wenn dies der Fall ist, so kann man in diesem Wald auch die Vögel und Insekten und Gräser, die untereinander in Wechselwirkung stehen und einander nicht vernichten, nebst den Bäumen, als einen einzigen Organismus betrachten.

Sie werden auch damit einverstanden sein. Nach ihrer Theorie kann man jede Gemeinschaft untereinander in Wechselwirkung stehender und sich gegenseitig nicht vernichtender Lebewesen gleichfalls als einen Organismus ansehen. Man braucht einfach von beliebigen Dingen eine Verbindung und Wechselwirkung zu behaupten und dann kann man, auf Grund der Evolutionslehre, schlankweg erklären, daß aus allem, was einem einfällt, in einem sehr großen Zeitraum, alles hervorgehen könne, was man will.

Den an die Dreieinigkeit Gottes Glaubenden kann man nicht beweisen, daß sie nicht denkbar sei, aber man kann ihnen zeigen, daß ihre Behauptung nicht auf Erkenntnis, sondern auf Glauben beruht. Man kann ihnen zeigen, daß, wenn sie behaupten, in *einem* Gott seien *drei* Götter enthalten, ich mit demselben Recht versichern kann, daß es nicht drei, sondern 17 ½ sind! Dasselbe kann man den Anhängern der positivistischen und der Evolutionswissenschaft noch unzweideutiger beweisen. Auf Grund dieser Wissenschaft mache ich mich anheischig, alles zu beweisen, was man will. Was aber das merkwürdigste ist, das ist der Umstand, daß eben diese positivistische Wissenschaft die wissenschaftliche Methode als das Merkmal des wahren Wissens anerkennt, und daß sie selbst definiert hat, was sie unter einer wissenschaftlichen Methode versteht: sie versteht darunter den gesunden Menschenverstand. Und eben durch diesen gesunden Menschenverstand wird sie auf Schritt und Tritt entlarvt. Sobald alle jene Männer, die an die Stelle der Heiligen traten, fühlten, daß es ihnen an jeder Heiligkeit mangele, daß sie verworfene Menschen seien, wie der Papst und unser Synod, ließen sie sich sogleich nicht bloß „Heiliger", sondern „Allerheiligster" nennen. Und sobald die Wissenschaft es empfand, daß sie nichts mehr vom gesunden Menschenverstand in sich hatte, gab sie sich den Namen einer auf dem Prinzip des gesunden Menschenverstandes ruhenden, d. h. einer wissenschaftlichen Wissenschaft.

XXXI.

Die Teilung der Arbeit ist das Grundgesetz alles Bestehenden und daher ist sie, wie man uns sagt, eine Notwendigkeit für die menschliche Gemeinschaft. Es mag sein, daß es so ist; aber dennoch bleibt die Frage offen, ob die Art der Arbeitsteilung, wie sie heute innerhalb der menschlichen Gesellschaft besteht, gerade in dieser Form, für sie notwendig ist. Und wenn sich zeigen sollte, daß die Menschen diese bekannte Art der Arbeitsteilung für unvernünftig und ungerecht halten müssen, so ist keine Wissenschaft imstande, den Menschen zu beweisen, daß das, was sie als unvernünftig und ungerecht erkannt haben, notwendigerweise bestehen müsse.

Die theologische Theorie suchte zu beweisen, daß die Macht von Gott komme, und daß es sehr wohl sein könne, daß sie von Gott kommt. Aber es blieb die Frage offen: wessen Macht von Gott ist, die Macht Katharinas oder Pugatschows? Und alle Spitzfindigkeiten der Theologie waren nicht imstande, diesen Zweifel zu lösen.

Die Philosophie des Geistes suchte zu beweisen, daß der Staat eine Entwicklungsform der Individuen darstelle. Aber es blieb die Frage offen, ob man die Staatsform unter Nero oder Tschingis-Khan als die für die Entwickelung der Individuen geeignete anzusehen habe. Und keinerlei transscendentale Worte waren imstande, diese Frage zu lösen.

Dasselbe gilt auch für die wissenschaftliche Wissenschaft.

Die Teilung der Arbeit, sagt man uns, ist das Grundgesetz alles Bestehenden, und daher ist sie, wie man uns sagt, eine Notwendigkeit für die menschliche Gemeinschaft. Es mag sein, daß es so ist; aber dennoch bleibt die Frage offen, ob die eine Lebensbedingung der Organismen und der menschlichen Gemeinschaften; aber was soll man denn in diesen menschlichen Gemeinschaften als organische Teilung ansehen? Und so eifrig auch die Wissenschaft die Arbeitsteilung bei den Zellen der Eingeweidewürmer zu erforschen sich bestreben mag, alle diese Forschungen werden den Menschen nicht zwingen, eine Arbeitsteilung für richtig zu halten, die sein Verstand und sein Gewissen nicht anerkennen können.

Wie überzeugend auch die Beweise für die Teilung der Arbeit bei den Zellen der beobachteten Organismen sein mögen, so wird doch der Mensch, sofern er seine Vernunft noch nicht eingebüßt hat,

niemals zugeben können, daß es Leute geben müsse, die ihr ganzes Leben lang nur Kattun weben, sondern er wird sagen, daß dies nicht Teilung der Arbeit, sondern Bedrückung der Menschen ist.

Spencer und andere sagen, es gebe ja ganze, ausschließlich aus Webern bestehende Bevölkerungen, und daher sei die Thätigkeit der Weber als der organischen Teilung der Arbeit entsprechend anzusehen. Aber mit dieser Behauptung sagen sie ja ganz genau dasselbe, was die Theologen aussprechen.

Es giebt eine Macht, folglich ist sie von Gott, sie mag sein, wie sie will. Es giebt Weber – folglich verlangt dies die Teilung der Arbeit. Man könnte ja ganz gut so sprechen, wenn die Macht und die Weberbevölkerung von selbst entstehen würden; wir wissen aber, daß dies nicht der Fall ist, und daß wir selbst sie hervorbringen. Man muß also erforschen, ob wir diese Macht nach dem Willen Gottes oder aus eigener Initiative hervorgebracht haben, und ob diese Weber von uns – kraft eines organischen Gesetzes – oder aus einem anderen Grunde ins Dasein gerufen worden sind.

Nehmen wir an, es leben irgendwo Menschen vom Ackerbau, wie es ja ihrer eigentlichen Natur entspricht: es richtet sich nun einer von ihnen eine Schmiede ein, um seinen Pflug wieder in Stand zu setzen, da kommt sein Nachbar, bittet ihn dasselbe für ihn zu thun, und verspricht, ihm für diesen Dienst Arbeit zu leisten oder Geld zu geben.

Es kommt ein dritter, ein vierter, und so bildet sich denn in der Gemeinschaft dieser Leute folgende Teilung der Arbeit aus: einer unter ihnen wird ein Schmied. Nehmen wir nun einen andern, der es z. B. verstanden hat, seine Kinder gut zu unterrichten. Nun kommt sein Nachbar und führt ihm seine Kinder mit der Bitte zu, auch diese zu unterrichten. Auf diese Weise geht aus der Gemeinde ein Lehrer hervor. Aber sowohl der Schmied, als auch der Lehrer, wandten sich ihrer Thätigkeit, die sie auch ferner beibehielten, nur aus dem Grunde zu, weil sie darum gebeten wurden, und sie bleiben bei ihrem Beruf nur so lange als man sie dazu auffordert, als Schmied oder Lehrer zu wirken.

Wenn es geschehen sollte, daß viele Leute den Beruf eines Schmiedes oder Lehrers ergreifen, oder daß für ihre Thätigkeit kein Bedarf vorhanden ist, so würden diese, wie es der gesunde Menschenverstand verlangt, und wie es überall geschieht, wo es keinen

Grund zu einer Störung einer normalen Arbeitsteilung giebt, ihren Beruf sogleich aufgeben und sich wieder dem Ackerbau zuwenden.

Die Menschen, die in dieser Weise leben, lassen sich von ihrer Vernunft, ihrem Gewissen leiten, und daher behaupten wir, die wir Vernunft und Gewissen besitzen, daß eine solche Teilung der Arbeit gerecht ist. Nehmen wir nun aber an, die Dinge gestalten sich so, daß es den Schmieden möglich wird, andere Leute zu zwingen, in ihrem Dienste zu arbeiten, und daß sie fortfahren Hufeisen herzustellen, ohne daß dafür ein Bedarf vorhanden ist; nehmen wir auch an, daß die Lehrer unterrichten würden, ohne daß jemand vorhanden wäre, der unterrichtet sein will. Unter diesen Umständen muß es jedem vorurteilsfreien Menschen, d. h. einem jeden mit Vernunft und Gewissen ausgestatteten Wesen, klar sein, daß wir es hier nicht mit einer Teilung, sondern mit einer Aneignung fremder Arbeit zu thun hätten, und zwar wäre es das aus dem Grunde, weil eine solche Thätigkeit eine Abwendung von dem einzigen Maßstabe bedeuten würde, den wir besitzen, um die Gerechtigkeit der Arbeitsteilung prüfen zu können; ich meine, die Nachfrage nach der betreffenden Arbeit von seiten anderer, sowie die freiwillig angebotene Belohnung für die geleisteten Dienste. Und dennoch ist es gerade jene Art von Thätigkeit, welche nach der Lehre der wissenschaftlichen Wissenschaft Teilung der Arbeit genannt wird.

Man verrichtet Arbeiten, nach denen es keinem Menschen einfällt, Verlangen zu tragen, man fordert, daß man dafür ernährt werde, und dann heißt es, das sei gerecht, und zwar deswegen, weil dieses Teilung der Arbeit sei!

Was als die Hauptursache der Armut des Volkes anzusehen ist – und nicht nur bei uns allein – ist die Verwaltung, die unbegrenzte Zahl der Beamten. Das, was der wirtschaftlichen Armut unserer Zeit hauptsächlich zu Grunde liegt, ist, was die Engländer „over-production", Überproduktion, nennen (nämlich die Thatsache, daß eine Unmasse von Dingen erzeugt wird, die man gar nicht unterzubringen weiß, und deren kein Mensch bedarf). Alles dies ist nur eine Folge jenes sonderbaren Begriffes, den man Teilung der Arbeit nennt.

Es müßte einen merkwürdigen Eindruck machen, einem Schuster zu begegnen, der meinte, die Menschen seien verpflichtet ihn zu ernähren, weil er ohne Unterlaß Stiefel näht, die schon längst nie-

mand mehr nötig hat. Aber was soll man erst von jenen Männern der Regierung, der Kirche, der Wissenschaft und Kunst sagen, die nicht nur nichts nähen, die nicht nur nichts Greifbares, sondern überhaupt nichts Nützliches für das Volk hervorbringen, keine Ware, für die es Bedarf giebt, die aber mit derselben Keckheit, als ob sie wirklich etwas geleistet hätten, auf Grund der Arbeitsteilung verlangen, daß man sie speise, daß man sie mit süßen Sachen tränke und gut kleide.

Es mag vielleicht Zauberer geben, und es giebt welche, nach deren Kunst Nachfrage vorhanden ist – diesen reicht man für ihre Dienste Wein und Zuckerplätzchen. Aber daß es Zauberer geben sollte, nach deren Künsten niemand Verlangen trägt, und die trotzdem fordern dürften, daß man sie für ihre zukünftigen Zauberkünste mit Süßigkeiten füttere – das kann man sich nur schwer vorstellen.

Aber gerade dies geschieht auf unserer Erde mit den Männern der Regierung, der Kirche, der Wissenschaft und der Kunst.

Und alles das findet auf Grund jenes falschen Begriffs der Teilung der Arbeit statt, der nicht durch das eigene Gewissen bestimmt wird, sondern durch das, von den Männern der Wissenschaft mit solcher Einmütigkeit gepredigte Prinzip der wissenschaftlichen Beobachtung.

Eine Teilung der Arbeit gab es und giebt es in der That immer, aber sie ist nur dann gerecht, wenn das Gewissen und der Verstand des Menschen über ihre Notwendigkeit entscheiden, nicht aber dann, wenn man darüber Beobachtungen anstellt. Und das Gewissen und der Verstand aller Menschen pflegen diese Frage sehr einfach, unzweideutig und einstimmig zu lösen.

Sie erklären, daß die Teilung der Arbeit nur dann gerecht ist, wenn das Bedürfnis nach einer besonderen menschlichen Thätigkeit entsteht, so daß die Menschen einen unter ihnen bitten, ihnen zu dienen und sich als Gegenleistung für das, was er für sie thun wird, aus eigenem Antrieb erbieten, ihn zu ernähren. Wenn aber ein Mensch seit seiner Kindheit bis zu seinem 30. Jahre auf Kosten anderer lebt, und verspricht, daß er, sobald er was gelernt hat, etwas äußerst Nützliches, worum ihn niemand je gebeten hat, thun werde, wenn er dann später, von seinem 30. Lebensjahre ab bis zu seinem Tode in derselben Weise immer weiter leben kann, bloß dadurch,

daß er immer wieder verspricht etwas zu leisten, worum ihn niemand bittet, so wird das keine Teilung der Arbeit sein (die es ja in Wirklichkeit in unserer Gesellschaft gar nicht giebt), es wird vielmehr, wie es ja auch wirklich ist, nur eine Aneignung fremder Arbeit durch den Stärkeren bedeuten. In früheren Zeiten nannten es die Theologen göttliche Bestimmung; später nannten die Philosophen dieselbe Aneignung fremder Arbeit durch den Stärkeren die notwendigen Formen des Lebens, und heute bezeichnet es die wissenschaftliche Wissenschaft als organische Teilung der Arbeit.

Die ganze Bedeutung der herrschenden Wissenschaft liegt nur hierin.

Sie ist es jetzt, die die Diplome für den Müßiggang verteilt, denn sie allein untersucht und bestimmt heute in ihren Tempeln, welche Thätigkeit des Menschen im gesellschaftlichen Organismus schmarotzerhaft, und welche organisch ist. Als ob nicht jeder Mensch all dies selbst viel sicherer und rascher erfahren könnte, indem er sich mit seiner Vernunft und seinem Gewissen auseinandersetzt.

Und wie früher für die Geistlichkeit und später für die Staatsmänner kein Zweifel darüber bestehen konnte, von welcher Art die für die Gesamtheit unentbehrlichsten Männer sein müßten, so scheint es auch jetzt der wissenschaftlichen Wissenschaft, daß gerade ihre Thätigkeit zweifellos eine organische sei: sie, die Männer der wissenschaftlichen und künstlerischen Arbeit, gerade sie seien die allerkostbarsten Gehirnzellen des Organismus.

In Gottes Namen denn! Mögen sie herrschen, süße Getränke schlürfen, essen, den Tag verbringen, so wie einst die Priester und Sophisten ihre Tage verbrachten und herrschten – wenn sie nur die Menschen nicht verderben wollten!

Seitdem die Menschen vernunftbegabte Wesen sind, unterscheiden sie zwischen gut und böse, sie machten sich die Errungenschaften zunutze, die anderen vor ihnen aus dieser Unterscheidung erwachsen waren – sie kämpften gegen das Übel an, sie suchten nach dem wahren und besten Weg, und langsam, aber unbeirrt, schritten sie vorwärts in dieser Richtung.

Und stets stellte sich ihnen, diesen Weg versperrend, der Betrug in seinen mannigfaltigsten Formen entgegen, der Betrug, dessen Ziel es war, ihnen vorzugaukeln, daß das nicht das Rechte sei, sondern daß sie so leben müßten, wie sie eben lebten. Es erhoben sich

jene furchtbaren, alten Versuche, Trug zu säen, die die Männer der Kirche anstellten; unter schrecklichen Kämpfen und Anstrengungen befreiten sich die Menschen allmählich davon. Aber kaum war ihnen das gelungen, da tauchte an Stelle der alten Versuche ein neuer Betrug auf, – der staatsphilosophische. Auch hiervon rangen sich die Menschen los.

Aber da erhob sich, auf dem Wege, den die Menschheit ging, ein neuer, noch furchtbarerer Betrug – der wissenschaftliche.

Dieser neue Betrug ist in seinem Wesen der gleiche, wie die früheren: im Grunde genommen besteht er darin, daß der Thätigkeit des eigenen Verstandes und Gewissens, sowie der unserer Vorfahren, etwas Äußerliches untergeschoben werden sollte – in der Wissenschaft die äußere Beobachtung, in der kirchlichen Lehre die äußere Offenbarung.

Die von dieser Wissenschaft gelegte Falle bestand darin, daß den Menschen durch die Aufdeckung der gröbsten Verirrungen der Verstandesthätigkeit und des Gewissens der Glaube an Vernunft und Gewissen zerstört werden sollte; und ferner, daß man sie, indem man den in wissenschaftliches Gewand gekleideten Betrug vor ihnen verbarg, davon zu überzeugen suchte, daß sie durch die Erforschung äußerer Erscheinungen solche Thatsachen zu ergründen vermöchten, durch welche ihnen das Gesetz erkennbar würde, das dem menschlichen Leben zu Grunde liegt. Die dadurch hervorgerufene geistige Vergiftung besteht darin, daß diesen Leuten, nachdem sie sich den Glauben angeeignet haben, wonach Dinge, die in die Gewissens- und Verstandessphäre gehören, der Beobachtung zu unterwerfen seien, das Verständnis für die Begriffe von Gut und Böse verloren geht; sie büßen dadurch die Fähigkeit ein, die durch die ganze vorangegangene Entwickelung der Menschheit herausgearbeiteten Begriffe und Definitionen des Guten und Bösen zu verstehen. Alles dies, sagt man uns, muß aufgegeben werden; es ist nicht möglich, die Wahrheit durch die Vernunft zu ergründen, denn wir sind immer dem Irrtum unterworfen. Aber es giebt ein anderes fehlerfreies und beinahe mechanisches Mittel: die Erforschung der Thatsachen. Die Thatsachen aber müssen auf Grund der Wissenschaft erforscht werden, d. h. mit Hilfe von zwei vollständig unbegründeten Voraussetzungen: des Positivismus und der Evolutionslehre, die für unerschütterliche Wahrheiten ausgegeben werden.

Und die herrschende Wissenschaft erklärt nun mit heuchlerischer Feierlichkeit, die der von der Kirche zur Schau getragenen nichts nachgiebt, daß die Lösung aller Fragen des Lebens nur möglich sei durch die Erforschung der Thatsachen in der Natur und insbesondere bei den Organismen.

Die leichtgläubige Jugend wirft sich, überwältigt von der Neuheit dieser, nicht nur noch nicht untergrabenen, sondern auch noch von keiner Kritik berührten Autorität, auf die Ergründung dieser naturwissenschaftlichen Thatsachen, in dem Glauben, daß sie damit, nach der Versicherung der herrschenden Lehre, den einzigen Weg einschlage, auf dem allein die Aufklärung über die Fragen des Lebens zu finden fei.

Aber je weiter diese Jünger in ihrer Forschung fortschreiten, um so mehr entfernen sie sich nicht nur von der Möglichkeit, die Fragen des Lebens zu lösen, sondern auch von der Aufgabe selbst, die sie sich gestellt haben. Immer mehr und mehr gewöhnen sie sich daran – nicht so sehr zu beobachten, als vielmehr die Ergebnisse fremder Beobachtungen auf Treu und Glauben hinzunehmen (die Lehre von den Zellen, vom Protoplasma, von einem vierten Aggregatzustand u.s.w.). Immer mehr und mehr wird der Inhalt bei ihnen durch die Form verdunkelt, die Erkenntnis von Gut und Böse geht ihnen mehr und mehr verloren, und ebenso die Fähigkeit, die von der ganzen vorausgegangenen Entwickelung der Menschheit herausgearbeiteten Begriffe und Definitionen von Gut und Böse zu verstehen. Immer mehr und mehr eignen sie sich den besonderen, wissenschaftlichen, gar keine allgemeinmenschliche Bedeutung besitzenden Jargon willkürlicher Ausdrücke an, tiefer und tiefer dringen sie ein in das durch keinerlei Licht erhellte Dickicht von Beobachtungen, mehr und mehr verlieren sie die Fähigkeit, nicht nur selbstständig zu denken, ja auch nur einen ihnen fremden, frischen, außerhalb ihrer talmudistischen Weisheit liegenden menschlichen Gedanken zu erfassen. Was aber das schlimmste ist, sie verbringen ihre besten Jahre in einer Entfremdung vom Leben, d. h. von der Arbeit, sie gewöhnen sich daran zu glauben, daß die von ihnen eingenommene Stellung gerechtfertigt sei und bilden sich auf diese Weise zu Parasiten aus, die in der Welt zu nichts nütze sind. Und ganz wie es bei den Theologen und Talmudisten der Fall ist, verrenken sie sich endgültig ihr Gehirn und werden zu Eunuchen des Gedankens. Wie bei

jenen, so bildet sich auch bei ihnen, Hand in Hand mit der zunehmenden Verdummung, ein Selbstbewußtsein aus, wodurch sie für immer der Fähigkeit beraubt werden, zu einer einfachen, klaren und allgemein menschlichen Verstandesthätigkeit zurückzukehren.

XXXII.

Eine Teilung der Arbeit hat es in der menschlichen Gesellschaft immer gegeben und wird es immer geben; aber die von uns gestellte Frage besteht nicht darin, was sie ist und sein wird, sondern darin, von welchem Gesichtspunkte wir uns leiten lassen müssen, damit diese Arbeitsteilung eine gerechte sei. Nehmen wir aber die Beobachtung als Maßstab für unsere Untersuchungen an, so begeben wir uns dadurch eines jeden Maßstabes überhaupt. Denn in diesem Fall werden wir jede Arbeitsteilung, die wir bei den Menschen auftreten sehen, und die uns als gerecht erscheint, auch für eine gerechte erklären müssen. Das ist es, wohin uns die herrschende wissenschaftliche Wissenschaft führt!

Teilung der Arbeit!

Die einen geben sich mit geistiger, mit Kopfarbeit, die anderen mit Muskel- oder physischer Arbeit ab. Mit welcher Sicherheit die Menschen davon reden! Es paßt ihnen, dies zu glauben und darum scheint es ihnen, daß in der That ein völlig geregelter Tausch der verschiedenen Dienstleistungen vor sich gehe, während doch in Wirklichkeit nichts anderes als eine einfache, von alters her stammende Vergewaltigung von statten geht.

Du, oder richtiger Ihr (denn es sind ihrer immer viele, die gezwungen sind, *einen* zu ernähren), Ihr speist mich, bekleidet mich, Ihr verrichtet jede grobe Arbeit für mich, die ich von Euch verlange, und an die Ihr von Kindheit an gewöhnt seid, ich aber will zu eurem Nutzen die geistige Arbeit verrichten, auf die ich mich verstehe, und an die ich auch schon gewöhnt bin. Gebt mir nur die leibliche Nahrung, so will ich Euch geistige geben. (Die Rechnung ist scheinbar ganz richtig, und sie wäre es auch in Wirklichkeit, wenn der Tausch dieser Dienstleistungen ein freiwilliger wäre; wenn die Leute, wel-

che die leibliche Nahrung liefern, nicht gezwungen wären, sie herzugeben, bevor sie die geistige erhalten.)

Der Mensch, der die geistige Nahrung hervorbringt, sagt: damit ich imstande sei, Euch geistige Nahrung zu verschaffen, müßt Ihr mich ernähren, bekleiden und alle unreinen Arbeiten für mich verrichten.

Der aber, der die leibliche Nahrung hervorbringt, ist gezwungen, all das zu thun, ohne daß er das Recht hätte, irgend welche Forderungen dafür zu stellen; er muß die leibliche Nahrung liefern, auch wenn er keine geistige dafür erhält. Wäre der Tausch ein freiwilliger, so müßten die Bedingungen für beide Teile die nämlichen sein.

Auch wir sind der Meinung, daß die geistige Nahrung für den Menschen ebenso notwendig ist, wie die materielle. Der Gelehrte aber und der Künstler sagen: bevor wir anfangen können, die Menschen mit geistiger Nahrung zu versehen, ist es notwendig, daß uns leibliche Nahrung geliefert werde.

Warum sollte nun aber der Erzeuger der materiellen Nahrung nicht sagen, bevor ich Euch versehe, muß ich geistige Nahrung haben, und so lange ich diese nicht erhalte, kann ich nicht arbeiten.

Ihr sagt, Ihr brauchet die Arbeit des Pflügers, des Schmieds, des Schusters, des Zimmermanns, des Maurers, des Goldarbeiters u.s.w., damit Ihr imstande seid, geistige Nahrung hervorzubringen. Aber auch jeder Arbeiter könnte mit demselben Rechte sagen: bevor ich an die Arbeit gehe, um Euch mit leiblicher Nahrung zu versehen, muß ich schon die Früchte der geistigen Arbeit besitzen.

Damit ich die zu meiner Arbeit nötige Kraft habe, sind mir die Religionslehre, ein geordnetes Leben, die Anwendung des Wissens auf die Arbeit, die durch die Kunst gewährten Freuden und Tröstungen durchaus notwendig.

Ich habe keine Zeit, mir eine Lehre vom Sinn des Lebens auszudenken – gebt sie mir!

Ich habe keine Zeit, Verordnungen für ein Gemeinschaftsleben zu ersinnen, bei dem die Gerechtigkeit nicht verletzt würde – gebt sie mir!

Ich habe keine Zeit, mich mit Mechanik, Physik, Chemie, Technologie abzugeben: gebt mir Bücher, aus denen ich lernen kann, wie ich meine Werkzeuge, meine Arbeitsweise, meine Wohnung, meine Heizung und Beleuchtung verbessern kann!

Ich habe keine Zeit mich selbst mit Poesie, mit der plastischen Kunst, mit der Musik zu befassen ; gebt mir die zum Leben notwendigen Anregungen und Tröstungen; gebt mir die Erzeugnisse der Künste!

Ihr sagt, daß es Euch unmöglich sei, Euch Euren wichtigen und notwendigen Beschäftigungen hinzugeben, wenn man Euch jener Arbeit beraubt, die von den arbeitenden Menschen an Eurer statt geleistet wird – ich aber, – so wird der Arbeiter sprechen, ich aber sage Euch, daß es mir unmöglich ist, mich meinen, nicht minder wichtigen und notwendigen Beschäftigungen hinzugeben: nämlich zu pflügen, Mist zu führen, unreinliche Dienstleistungen für Euch zu verrichten, so lange ich eine religiöse und den Forderungen meiner Vernunft und meines Gewissens entsprechende Verwaltung entbehren muß, durch die meine Arbeit sicher gestellt wird, so lange ich die zur Erleichterung meiner Arbeit dienenden Errungenschaften des Wissens nicht besitze, so lange mir die Freuden der meine Arbeit veredelnden Kunst fremd sind.

Alles, was Ihr mir bis jetzt als geistige Nahrung anbietet, ist nicht nur nutzlos für mich, sondern ich kann gar nicht verstehen, wozu es überhaupt irgend jemandem dienen soll. So lange ich aber nicht die meinem Wesen, wie auch die jedem anderen Menschen entsprechende Nahrung erhalte, so lange kann ich Euch auch nicht mit der leiblichen Nahrung versorgen, die ich hervor bringe. Wie, wenn der Arbeiter alles dies sagen wollte?

Und wenn er es sagte, so wäre das kein Scherz, sondern nur die einfache Sprache der Gerechtigkeit.

Wenn er dies sagen wollte, so wäre ja auf seiner Seite weit mehr Gerechtigkeit, als auf seiten des geistig thätigen Menschen. Auf seiner Seite wäre die größere Gerechtigkeit aus dem Grunde, weil die von dem Arbeitsmann geleistete Arbeit ursprünglicher, unentbehrlicher ist, als die auf geistigem Gebiete geleistete Arbeit; und ferner noch aus dem Grund, weil der Mann der geistigen Arbeit durch nichts behindert ist, dem einfachen Arbeiter die geistige Nahrung zu geben, die er ihm versprochen hat; der Arbeiter aber wird dadurch daran gehindert die leibliche Nahrung wegzugeben, weil er selbst zu wenig davon besitzt.

Was also sollen wir Männer der geistigen Arbeit antworten, wenn solche einfache und rechtmäßige Forderungen an uns gestellt

werden? Wodurch sollen wir ihnen genügen? Durch den Katechismus der Philarets, die heiligen Geschichten der Sokolows, durch die Reliquien der verschiedenen Klöster und der Isaaks-Kathedrale? Sollen wir durch diese seine religiösen Ansprüche erfüllen, oder vielleicht durch unsere Gesetzessammlung, durch die Kassationsurteile der verschiedenen Instanzen, durch die Verordnungen verschiedener Komitees und Kommissionen zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung, durch die Spektral-Analyse, die Messung der Milchstraßen, die Stereometrie, durch mikroskopische Untersuchungen, durch Diskussionen über den Spiritismus und Mediumismus, durch die Thätigkeit der Akademie der Wissenschaften? Sollen wir dadurch sein Verlangen nach Wissen befriedigen?

Und auf welche Weise sollen wir seine künstlerischen Forderungen erfüllen? Durch die Werke von Puschkin, Dostojewskij, Turgenjew, L. Tolstoj, durch die Gemälde des französischen Salons und unserer Künstler, auf denen nackte Weiber, Atlas, Samt, Landschaften und Stillleben dargestellt werden; oder durch Wagnersche Musik und die Werke unserer Musiker? Alles dies taugt nichts und kann nichts taugen, weil wir mit unserem Rechtsanspruch auf Ausbeutung der Arbeit des Volks und der, mit unserer Vorbereitung zur Hervorbringung geistiger Nahrung verbundenen Loslösung von allen Pflichten, vollständig das einzige Ziel aus den Augen verloren haben, das uns vorschweben müßte. Wir wissen gar nicht mehr, was dem arbeitenden Volke not thut, wir haben sogar seine Lebensweise vergessen, seine Lebensanschauungen, seine Sprache; ja, wir haben sogar das arbeitende Volk selbst so gut wie vergessen und studieren es wie eine ethnographische Seltenheit oder ein neu entdecktes Amerika.

Wir haben es also übernommen, indem wir selbst leibliche Nahrung fordern, die geistige Nahrung zu beschaffen; aber infolge jener angeblichen Arbeitsteilung, der gemäß wir das Recht haben, nicht nur vorher zu Mittag zu speisen und dafür nachher Arbeit zu leisten, sondern ganze Generationen hindurch leckere Speisen zu genießen, ohne überhaupt jemals zu arbeiten – infolge dieser Arbeitsteilung haben wir uns für das Volk, als Gegenleistung für unsere Ernährung, etwas zurecht gemacht, was, wie wir meinen, nur für uns, für die Wissenschaft und für die Kunst taugt, was aber für die Menschen, deren Arbeit wir, unter dem Vorwand, ihnen geistige Nah-

rung zu liefern, konsumieren, untauglich, gänzlich unverständlich und widerlich ist, wie Limburger Käse.

Wir haben in unserer Verblendung die von uns übernommene Pflicht bis zu einem solchen Grade aus den Augen verloren, daß wir sogar vergessen haben, in wessen Namen wir unsere Arbeit verrichten, und daß wir dasselbe Volk, dem zu dienen wir versprochen hatten, zum Gegenstand unserer wissenschaftlichen und künstlerischen Thätigkeit gemacht haben.

Wir studieren und stellen dieses Volk zu unserem Vergnügen und Zeitvertreib in unseren Werken dar, und haben gänzlich vergessen, daß wir es nicht studieren und darstellen, sondern daß wir ihm dienen müssen.

Wir haben die auf uns genommene Verpflichtung so sehr aus den Augen verloren, daß wir nicht einmal bemerkt haben, wie das, was wir auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft zu thun übernommen hatten, nicht von uns, sondern von andern gethan wurde, und daß eines Tages unser Platz besetzt war. Es zeigte sich, daß, während wir, ähnlich wie die Theologen, herumstritten über die unbefleckte Empfängnis, die Urzeugung der Organismen, den Spiritismus, die Form der Atome, über die Pangenesis (die Entstehung der Organismen) oder über die Frage, was im Protoplasma enthalten sei u.s.f., das Volk doch in Wirklichkeit ein Bedürfnis nach geistiger Nahrung hatte. Und da begannen nun verfehlte Existenzen und Widersacher der Wissenschaften und Künste, auf Bestellung von geschäftshungrigen Leuten, dem Volke diese geistige Nahrung aufzutischen und sie fahren fort dies zu thun.

Es ist jetzt in Europa schon 40 Jahre und bei uns in Rußland 10 Jahre her, daß Millionen von Büchern, Bildern und Liedersammlungen vertrieben werden, und sich auf den Jahrmärkten alle möglichen Schaubuden aufthun; und das Volk reißt die Augen auf, singt und erhält seine geistige Nahrung nicht von uns, die wir uns dazu verpflichtet hatten. Wir aber, die wir unser Nichtsthun mit jener, angeblich von uns erzeugten geistigen Nahrung entschuldigen, – wir sitzen da und halten Maulaffen feil.

Aber wir dürfen keine Maulaffen feil halten – unser letztes Rechtfertigungsmittel schlüpft uns ja unter den Fingern durch!

Wir haben uns specialisiert. Uns kommt eine besondere, funktionelle Thätigkeit zu.

Wir sind das Hirn des Volkes. Dieses ernährt uns, und dafür haben wir die Aufgabe übernommen, es zu belehren. Nur auf Grund dieser Verpflichtung haben wir uns von der Arbeit befreit. Was hat nun aber das Volk von uns gelernt, und was lehren wir es? Es hat Jahre, es hat Dezennien, es hat Hunderte von Jahren gewartet. Und wir, wir reden immer weiter untereinander, belehren uns gegenseitig, und treiben Kurzweil, das Volk aber haben wir darüber ganz vergessen!

So sehr haben wir seiner vergessen, daß andere es auf sich genommen haben, das Volk zu belehren und zu zerstreuen. Und wir haben das nicht einmal bemerkt, so wenig war es uns mit der Teilung der Arbeit Ernst, so offenkundig ward es, daß das, was wir von dem Nutzen schwatzten, der dem Volke durch uns gebracht werde, nichts weiter war, als eine schamlose Ausrede.

XXXIII.

Es gab eine Zeit, wo die Kirche das geistige Leben der Menschen auf Erden beherrschte; die Kirche hatte den Menschen das Heil versprochen und sich dafür von der Teilnahme am allgemeinen Kampf ums Dasein ausgeschlossen.

Sobald sie das aber gethan hatte, war sie ihrem Berufe untreu geworden, und die Menschen wandten sich von ihr ab.

Nicht ihre Irrtümer haben die Kirche zerstört, sondern die Befreiung ihrer Diener von der Arbeitspflicht, eine Vergünstigung, die sie sich, mit Hilfe von Gewalt, unter Konstantin verschafft hatten. Ihre Irrtümer waren eine Folge ihres angemaßten Rechts auf Müßiggang und Luxus.

Mit diesem Recht, das sie sich verschafft hatten, begann die Kirche für die Kirche, aber nicht für die Menschen zu sorgen, denen zu dienen sie sich verpflichtet hatte, und die Diener der Kirche ergaben sich dem Müßiggang und dem Laster.

Nun übernimmt es der *Staat*, das Leben der Menschheit zu leiten. Der Staat versprach den Menschen Gerechtigkeit, Ruhe, Sicherheit, Ordnung, Befriedigung ihrer allgemeinen geistigen und materiellen Bedürfnisse, und auf Grund dieser Leistungen schlossen sich die

Diener des Staates von der Teilnahme an dem allgemein menschlichen Kampf ums Dasein aus. Und sobald sie die Möglichkeit erlangt hatten, die Arbeit anderer auszubeuten, thaten sie dasselbe, was die Diener der Kirche gethan hatten. Ihr Ziel war nicht das Volk, sondern der Staat, und die Diener des Staates, von den Königen, bis zu den niedersten Beamten – Leute, die irgend ein Amt zu versehen hatten – sowohl in Rom, als auch in Frankreich, England, Rußland und Amerika – ergaben sich dem Müßiggang und dem Laster.

Und die Menschen verloren ihren Glauben an den Staat – die Anarchie wird jetzt schon ganz bewußt als Ideal ausgestellt.

Der Staat hat seinen Zauber über die Menschen nur deshalb verloren, weil seine Diener sich das Recht angemaßt hatten, die Arbeit des Volkes auszubeuten.

Das Gleiche thaten die Wissenschaft und die Kunst mit Hilfe der Staatsgewalt, die zu stützen sie sich verpflichtet hatten; auch sie verschafften sich das Recht auf Müßiggang und auf Ausbeutung fremder Arbeit – und, wie die Kirche, wurden auch sie ihrer Bestimmung untreu.

Und ebenso wie bei dieser, waren ihre Irrtümer nur daraus hervorgegangen, daß ihre Diener, nach Proklamierung des mißverstandenen Prinzips der Arbeitsteilung, sich das Recht auf Ausbeutung der Arbeit anderer angemaßt hatten.

Dadurch hatte ihre Bestimmung ihren wahren Sinn eingebüßt, da sie nicht das Wohl des Volkes zu ihrem Ziele machten, sondern den geheimnisvollen Nutzen der Wissenschaft und der Kunst. Und ebenso wie ihre Vorgänger, ergaben sie sich dem Müßigang und dem Laster, nicht so sehr dem sinnlichen, wie dem geistigen.

Man sagt uns: die Wissenschaft und die Künste haben dem Volke viel gegeben.

Das ist vollkommen richtig.

Die Kirche und der Staat haben der Menschheit viel gegeben, aber *nicht weil* sie ihre Macht mißbrauchten und *weil* ihre Diener sich der, allen Menschen gemeinsamen und ewigen Verpflichtung, sich ihre Lebensbedürfnisse durch Arbeit zu verdienen, entzogen, sondern *trotzdem* sie dies thaten.

Ebenso haben die Wissenschaft und die Künste der Menschheit viel gegeben, aber nicht deswegen, *weil* die Männer der Wissenschaft und Kunst unter dem Vorwand der Arbeitsteilung – auf

Kosten des arbeitenden Volkes leben, sondern *trotzdem* sie dies thun. Die römische Republik war nicht aus dem Grunde mächtig, weil ihre Bürger die Möglichkeit hatten, ein lasterhaftes Leben zu führen, sondern weil sich unter ihnen eine Anzahl tugendhafter Männer befand. Das Gleiche gilt von der Wissenschaft und der Kunst.

Die Wissenschaft und die Kunst haben der Menschheit viel gegeben, aber nicht weil die Gelehrten und Künstler, früher in seltenen Fällen, und heute ausnahmslos die Möglichkeit haben, sich der Arbeit zu entziehen, sondern weil es geniale Männer gab, die, ohne von diesem Recht Gebrauch zu machen, einen Fortschritt der Menschheit bewirkten.

Der Gelehrten- und Künstlerstand, der auf Grund einer falschen Arbeitsteilung auf das Recht, die Arbeit anderer auszubeuten, Anspruch erhebt, kann an dem Fortschritt der wahren Wissenschaft und der wahren Kunst nicht mitwirken, denn aus der Lüge kann keine Wahrheit hervorgehen.

Wir sind so sehr an unsere verzärtelten, fetten oder kraftlosen Vertreter der geistigen Arbeit gewöhnt, daß der Gedanke, ein Gelehrter oder Künstler könne zum Pflug greifen oder Mist führen, uns wie eine Rohheit vorkommt.

Es scheint uns, als müßte dann alles zu Grunde gehen und als müßte sein ganzer Weisheitskram auf der Fuhre durcheinander geraten, als müßten alle die großen, künstlerischen Ideen, die er in seiner Brust trägt, besudelt werden, von dem Dünger, den er führt. Wir sind so sehr an seine jetzige Stellung gewöhnt, daß es uns gar nicht befremdet, daß dieser Mann der Wissenschaft, d. h. der Diener und Lehrer der Wahrheit, Verrichtung der Arbeit zwingt, die er selbst thun könnte, während er selbst die Hälfte seiner Zeit mit leckeren Mahlzeiten, mit Rauchen, Schwatzen, mit liberalen Redensarten, Zeitungslektüre, Romanlesen und Theaterbesuchen verbringt. Es befremdet uns nicht, unseren Philosophen im Wirtshaus, im Theater, auf dem Ball zu sehen, es berührt uns nicht sonderbar, wenn wir erfahren, daß dieselben Künstler, die unsere Herzen erfreuen und veredeln, ihr Leben bei Trinkgelagen, Kartenspiel und mit Dirnen, wenn nicht noch in schlimmerer Weise, verbracht haben.

Die Wissenschaft und die Kunst sind vortreffliche Dinge, aber eben weil sie vortrefflich sind, darf man sie nicht dadurch verderben, daß man ihnen das Laster zugesellt, d. i. die Befreiung ihrer

Jünger von der allgemein-menschlichen Pflicht, dem eigenen Leben und dem anderer Menschen durch die Arbeit zu dienen.

Die Wissenschaft und die Kunst haben die Menschheit vorwärts gebracht, gewiß! Aber nicht dadurch, daß die Männer der Wissenschaft und Kunst, unter dem Vorwand der Arbeitsteilung durch Worte und besonders durch eigenes Beispiel gelehrt haben, die Menschen zu vergewaltigen, ihre Armut und ihre Leiden auszubeuten, und sich selbst der obersten und unanfechtbarsten menschlichen Pflicht entziehen zu können glaubten – der Pflicht, durch ihre eigenen Hände mitzuwirken an dem gemeinsamen Kampfe der Menschheit mit der Natur.

XXXIV.

Aber hierauf erwidert man uns, daß ja gerade die Teilung der Arbeit, die Befreiung der Männer der Wissenschaft und der Kunst von der Notwendigkeit, sich ihren Lebensunterhalt selbst zu beschaffen, den gewaltigen Fortschritt der Wissenschaft ermöglicht haben, der sich vor unseren Augen vollziehe.

Wenn ein jeder zur Pflugschar greifen müßte, so wären die gewaltigen Errungenschaften unserer Zeit nimmermehr zustande gekommen, alle die überraschenden Erfolge, durch welche der Mensch eine so große Macht über die Natur erlangt hat, wären unmöglich gewesen, jene den menschlichen Geist zur Bewunderung zwingenden astronomischen Entdeckungen, die zur Sicherheit und Verbreitung der Seefahrt beitragen, wären nie gemacht worden, es gäbe keine Dampfschiffe, keine Eisenbahnen, keine staunenerregenden Brückenkonstruktionen, keine Tunnels, keine Dampfmotoren, keine Telegraphen, keine Photographie, keine Telephone, keine Nähmaschinen, keine Phonographen, keine Anwendung der Elektrizität, keine Teleskope, keinen Listerschen Verband, keine Karbolsäure.

Ich zähle hier lange nicht alles auf, worauf unser Jahrhundert so stolz ist.

Eine solche Aufzählung und die damit verbundene Selbstverherrlichung und Bewunderung der großen wissenschaftlichen

Heldenthaten kann man in fast jeder Zeitung, in jeder populären Schrift finden. Diese Selbstverherrlichung tritt so häufig und in einem so hohen Grade zu Tage, und wir alle können so wenig müde werden, unser eigenes Lob zu singen, daß wir mit Jules Verne davon überzeugt sind, daß die Wissenschaft und die Künste niemals solche Erfolge aufzuweisen hatten, wie gerade in unseren Tagen.

Alle diese wunderbaren Erfolge verdanken wir ja der Arbeitsteilung – wie sollten wir diese also nicht anerkennen?

Zugegeben, daß die in unserem Jahrhundert gemachten Fortschritte wirklich so wunderbar, so überraschend, so unerhört sind, zugegeben, daß wir besondere Glückskinder sind, da es uns beschieden ist, in einem solchen Zeitalter zu leben! Aber versuchen wir es einmal, nichtsdestoweniger diese Erfolge nicht an unserer Selbstzufriedenheit, sondern an eben jenem Prinzip, für das man gerade in diesen Erfolgen eine Rechtfertigung zu haben meint, nämlich an dem Prinzip der Arbeitsteilung zu messen – an jener geistigen, von den Männern der Wissenschaft und der Kunst zum Nutzen des Volkes ausgeübten Thätigkeit, durch welche die Befreiung dieser Männer von der gemeinen Arbeit aufgewogen werden soll. Alle die in Rede stehenden Errungenschaften sind in der That bewundernswert – aber infolge irgend eines unglücklichen Zufalls ist, wie auch von den Männern der Wissenschaft selbst zugegeben wird, die Lage des Arbeiters durch diese Erfolge nicht verbessert, sondern eher verschlimmert worden.

Wenn der Arbeiter heute, statt seinen Weg zu Fuß zu machen, mit der Eisenbahn fahren kann, so hat ihm die Eisenbahn dafür seinen Wald verbrannt, ihm vor seinen Augen sein Brot entführt und ihn in eine, der Sklaverei ähnliche, Abhängigkeit vom Eisenbahnbesitzer gebracht. Wenn ferner der Arbeiter, dank den Dampfmotoren und Maschinen, in der Lage ist, minderwertigen Kattun zu erwerben, so haben ihm diese Motoren und Maschinen dafür der Möglichkeit beraubt, sich zu Hause sein Brot zu verdienen und ihn zum völligen Sklaven des Fabrikanten gemacht.

Wenn es heute Telegraphen giebt, die zu benutzen ihm zwar nicht verboten ist, von denen er aber infolge seiner Mittellosigkeit keinen Gebrauch machen kann, so wird dafür jedes gangbare von ihm selbst hervorgebrachte Handelsprodukt vor seiner Nase von den Kapitalisten zu billigem Preise aufgekauft, gerade dank diesen

Telegraphen, bevor der Arbeiter überhaupt erfährt, daß eine Nachfrage nach diesem Produkt vorhanden ist.

Wenn es Telephone und Teleskope, Gedichte, Romane, Theater, Ballette, Symphonien, Opern, Bildergalerien u.s.w. giebt, so ist die Lebenshaltung des Arbeiters darum doch nicht besser geworden, immer wieder, weil infolge desselben unglücklichen Zufalls alle diese Dinge für ihn unerreichbar sind.

Wir sehen also, daß im großen Ganzen – und hiermit stimmen auch die Männer der Wissenschaft überein – bis jetzt durch alle diese ungewöhnlichen Erfindungen und Kunsterzeugnisse das Leben des Arbeiters, wenn nicht verschlimmert, so doch in keiner Weise gebessert worden ist.

Wenn wir also die Frage betreffs der wirklichen, durch Kunst und Wissenschaft erzielten, Erfolge nicht an dem Grade unserer Selbstverherrlichung messen, sondern den zur Rechtfertigung des Prinzips der Arbeitsteilung dienenden Maßstab, nämlich die Größe des dem arbeitenden Volke dargebrachten Nutzens anlegen, so ergiebt sich, daß die Selbstzufriedenheit, der wir uns so gerne hingeben, nicht auf sehr festem Grunde ruht.

Zwar fährt heute der Bauer in der Eisenbahn, das Bauernweib kann sich Kattun kaufen, in der Hütte brennt nicht mehr der Holzspan, sondern eine Lampe, und der Bauer steckt seine Pfeife mit dem Streichholz an – das ist allerdings sehr bequem. Aber mit welchem Recht kann ich infolgedessen sagen, daß die Eisenbahnen und Fabriken dem Volke Nutzen gebracht haben?

Wenn der Bauer in der Eisenbahn fährt, sich eine Lampe, Kattun und Streichhölzer kauft, so geschieht das nur deswegen, weil man es ihm nicht verbieten kann. Wir alle wissen ja ganz genau, daß der Bau von Eisenbahnen und die Errichtung von Fabriken niemals zum Nutzen des Volkes geschah – wie können wir also die dem Arbeiter erwachsenen zufälligen Bequemlichkeiten als Beweise für die Nützlichkeit jener Einrichtungen für das Volk anführen?

Wir alle wissen ja, daß, wenn Techniker und Kapitalisten bei dem Bau der Eisenbahnen und Fabriken überhaupt an die Arbeiter gedacht haben, dies nur in der Absicht geschah, ihnen ihre letzten Lebenskräfte auszupressen – und wie wir sehen, ist dies bei uns in Rußland, wie auch in Europa und in Amerika, vollständig gelungen.

Alles Schädliche ist mit Nützlichem verbunden! Nach einer

Feuersbrunst kann man sich wärmen und seine Pfeife an einem brennenden Holzscheit anzünden; hat es aber deshalb einen Sinn, zu behaupten, eine Feuersbrunst sei etwas Nützliches?

Betrügen wir uns doch nicht selbst! Wir alle kennen ja die Motive ganz genau, die dem Bau der Eisenbahnen, der Errichtung von Fabriken, der Gewinnung des Erdöls und der Fabrikation der Streichhölzer zu Grunde liegen.

Der Techniker baut Eisenbahnen zu militärischen Zwecken für die Regierung, zu finanziellen Zwecken für den Kapitalisten. Er baut Maschinen für den Fabrikanten, um sich selbst und auch den Kapitalisten zu bereichern.

Alles, was er thut und ersinnt, geschieht nur im Interesse der Regierung, des Kapitalisten und der reichen Leute überhaupt.

Die scharfsinnigsten Erfindungen der Technik sind entweder direkt schädlich für das Volk, wie Kanonen, Torpedos, Zellengefängnisse, technische Apparate für die Steuerbeamten, Telegraphen u.s.w., oder sie sind auf die Produktion von Gegenständen gerichtet, die für das Volk nicht nur von keinem Nutzen sein können, sondern für die es gar keine Verwendung haben kann, wie z. B. das elektrische Licht, die Telephone, alle die unzähligen, dem Komfort dienenden Vervollkommnungen, und endlich alle Dinge, durch die das Volk dem Laster zugeführt und dabei seiner letzten Pfennige, d. h. des Verdienstes seines letzten Arbeitstages beraubt wird – so vor allem Branntwein, Wein, Bier, Opium, Tabak, ferner Kattunstoffe, Tücher und aller mögliche Kleinkram.

Wenn es aber vorkommen sollte, daß die Erfindungen der Männer der Wissenschaft und die Arbeiten der Techniker, wie Eisenbahnen, Kattunstoffe, Erzeugnisse von Gußeisen, Sensen *ec.* dem Volke einmal wirklich zu gute kommen, so wird dadurch nur bewiesen, daß alles in der Welt zusammenhängt, und daß aus jeder schädlichen Thätigkeit auch einmal etwas hervorzugehen vermag, was für die durch diese Thätigkeit Geschädigten zufälligerweise von Nutzen sein kann.

Die Männer der Wissenschaft und Kunst könnten nur dann von einem Nutzen ihrer Thätigkeit für das Volk sprechen, wenn sie sich in den Dienst des Volkes stellen würden, so wie sie es sich jetzt zur Aufgabe machen, sich in den Dienst der Regierungen und Kapitalisten zu stellen. Nur dann dürften wir von diesem Nutzen sprechen,

wenn die Männer der Wissenschaft und Kunst die Linderung der Not des Volkes im Auge hätten; aber solche Männer giebt es ja nicht.

Alle Gelehrten sind in ihre mysteriösen Beschäftigungen vertieft, aus denen ihre Entdeckungen des Protoplasmas, die Resultate der spektroskopischen Untersuchung der Planeten u.s.w. hervorgehen. Aber ob man in einem bestimmten Fall am besten ein kleines oder ein großes Beil brauchen soll, welche Feile am wirksamsten sei, aus welchem Mehl sich die besten Brote kneten lassen, wie man die Öfen am besten setzt, wie man sie zu heizen und wie man sie zu bauen hat, welche Nahrung, welche Getränke, welches Geschirr man brauchen, welche Art von Schwämmen man essen und wie man sie am besten zubereiten kann – an alle diese Dinge hat die Wissenschaft überhaupt noch niemals gedacht. Und doch wäre es ihre Sache, sich um alles dieses zu kümmern.

Ich weiß sehr wohl, daß die Wissenschaft, nach ihrer eigenen Definition, den Menschen gar keinen greifbaren Nutzen bringen soll; aber dies ist ja eine offenbare, und noch obendrein, gar zu freche Ausrede. Es ist Sache der Wissenschaft, dem Volke zu dienen. Wir haben Telegraphen, Telephone, Phonographen erfunden, aber für die Lebenshaltung, für die Arbeitsweise des Volkes, – was haben wir da geleistet? Ja, wir haben zwei Millionen Käferchen gezählt! Aber haben wir auch nur ein einziges Tier gezähmt seit den biblischen Zeiten, wo unsere Haustiere schon längst als solche bekannt waren. Das Elentier, das Feldhuhn, der Auerhahn, das Rebhuhn, sie alle werden im wilden Zustand belassen. Die Botaniker haben die Zelle, in den Zellen das Protoplasma, im Protoplasma haben sie noch ein Ding und darin haben sie wieder eins entdeckt. Diese Untersuchungen werden offenbar noch lange nicht beendet sein, aus dem einfachen Grunde, weil es für dieselben naturgemäß gar kein Ende giebt. Daher haben sie gar nicht die Zeit, sich mit dem zu beschäftigen, was dem Volke not thut. Und so ist es gekommen, daß seit den Tagen des ägyptischen und jüdischen Altertums, als bei uns schon der Weizen und die Linsenfrucht eingeführt waren, bis zu unserer Zeit, zu den Nahrungsmitteln des Volkes auch nicht ein einziges Pflanzenprodukt, außer der Kartoffel, hinzugekommen ist, und auch diese haben wir nicht der Wissenschaft zu verdanken.

Man hat Torpedos, technische Apparate für die Untersuchungen der Steuerverwaltung und für die Bedürfnisanstalten erfunden – der

Spinnrocken dagegen, die Drehbank, der Hackenpflug, die Zimmerart, der Dreschflegel, der Rechen, der Zuber, der Hebebaum, sie alle sind dieselben geblieben, wie zu Ruriks Zeiten. Und wenn daran etwas geändert worden ist, so ist es nicht durch die Gelehrten geschehen.

Das Gleiche sehen wir bei der Kunst. Wir haben eine Unmasse von Leuten zu großen Schriftstellern gestempelt, haben sie bis ins kleinste hinein zergliedert, haben ganze Berge von Kritiken über sie geschrieben, haben Kritiken über die Kritiken der Kritiker verfaßt, wir haben Bildergalerien errichtet und die verschiedenen Kunstrichtungen bis in die feinsten Einzelheiten hinein studiert, wir haben so viele Symphonien und Opern, daß es uns schon schwer fällt, sie alle selbst zu hören. Was aber, frage ich, haben wir zu den Volkssagen, den Legenden, Märchen, Liedern hinzuzufügen verstanden, was für Gemälde, was für eine Musik haben wir dem Volke gegeben?

Auf der Nikolai-Straße werden Bücher und Bilder für das Volk hergestellt, in Tula Harmonikas, und weder an dem einen noch an dem anderen haben wir irgend welchen Anteil gehabt.

Am auffallendsten und offenkundigsten tritt die von unserer Wissenschaft und Kunst eingeschlagene falsche Richtung gerade in den Zweigen zu Tage, die, wie man ihrem Inhalte nach meinen sollte, für das Volk von Nutzen sein müßten. Statt dessen ist ihre Wirkung infolge dieser falschen Richtung eher eine verderbliche, als eine nutzbringende geworden.

Der Techniker, der Arzt, der Lehrer, der Künstler, der Schriftsteller, müßten, sollte man meinen, ihrer Bestimmung nach dem Volke Nutzen bringen. Aber was zeigt sich in Wirklichkeit? Bei der jetzt herrschenden Richtung können sie im Volke nichts anderes als Schaden stiften.

Der Techniker, der Mechaniker ist darauf angewiesen, mit Kapital zu arbeiten. Ohne dieses ist er zu nichts zu brauchen.

Alle seine Kenntnisse sind derartig, daß er zu ihrer Verwertung Kapital nötig hat und daß er gezwungen ist, den Arbeiter in großem Maßstabe auszubeuten. Ich will gar nicht davon reden, daß er selbst gewohnt ist, mindestens 1500 bis 2000 Rubel im Jahre zu verbrauchen und schon deshalb sein Leben nicht auf dem Lande verbringen könnte, wo ja niemand imstande ist, seine Leistungen so hoch zu bezahlen – er ist schon der Natur seines Berufes nach zu einer für

das Volk ersprießlichen Thätigkeit nicht zu gebrauchen.

Er versteht sich darauf, mit Hilfe der höheren Mathematik den Bogen einer Brücke, die Kraft und die Übertragung eines Motors zu berechnen u.s.w., aber vor den einfachen, mit der gewöhnlichen Arbeit des Volkes zusammenhängenden Fragen, steht er ratlos da: wie er einen Pflug, einen Wagen verbessern, wie er einen Bach fahrbar machen soll – alles Fragen, die für die Interessen des Arbeiters von Bedeutung sind; er aber weiß und versteht nicht das geringste davon, weniger, als der einfachste Bauer. Gebt ihm aber Werkstätten, Arbeitsleute in jeder Zahl, verschreibt ihm Maschinen aus dem Ausland, dann erst wird er seine Anordnungen zu treffen wissen. Aber unter den gegebenen Verhältnissen, wo es sich um die Arbeit von Millionen Menschen handelt, die Mittel zur Erleichterung dieser Arbeit ausfindig zu machen, davon weiß er nichts und kann er auch nichts wissen; und nach der ganzen Art seiner Beschäftigung, nach seinen Gewohnheiten und Ansprüchen ans Leben taugt er auch nicht dazu.

In einer noch schlimmeren Lage befindet sich der Arzt. Der Stand seiner ganzen Wissenschaft ist ein solcher, daß er nur die Leute behandeln kann, die nichts thun, und die in der Lage sind, von der Arbeit anderer zu leben. Er bedarf einer Unzahl von kostspieligen Vorrichtungen, Instrumenten, Arzneien, hygienischen Wohnungs- und Abort-Einrichtungen, von Nährmitteln, um den Forderungen der Wissenschaft entsprechend vorgehen zu können. Er veranlaßt, außer dem ihm zukommenden Honorar, noch anderweitige Ausgaben, die so groß sind, daß er, um einen Kranken heilen zu können, hundert andere Leute dem Hungertode preisgeben muß, die gezwungen sind, die Last dieser Ausgaben zu tragen. Er hat von jenen Berühmtheiten in den Hauptstädten des Landes gelernt, die sich nur mit solchen Patienten abgeben, die man entweder in den Kliniken behandeln kann, oder die in der Lage sind, sich die zu Heilzwecken erforderlichen Apparate anzuschaffen und ohne sich zu besinnen von Nord nach Süd zu reisen, und diese oder jene Bäder aufzusuchen.

Der Stand der Wissenschaft dieser Leute ist ein derartiger, daß jeder Landarzt darüber jammert, daß die Mittel zur Krankenbehandlung der Arbeiterbevölkerung fehlen, und diese so arm sei, daß es keine Möglichkeit gäbe, die Kranken in hygienische Verhältnisse

zu bringen; und gleichzeitig klagt dieser selbe Arzt darüber, daß es an Krankenhäusern mangle, daß seine eigene Arbeitskraft nicht ausreiche, und daß er noch Assistenten und Heilgehülfen nötig habe. Was folgt also daraus? Es folgt daraus, daß das hauptsächlichste Übel, durch das die Krankheiten im Volke hervorgerufen, verbreitet und unheilbar werden – in dem Mangel an Lebensmitteln zu suchen ist.

So ruft also die Wissenschaft selbst, das Banner der Arbeitsteilung schwingend, ihre Vorkämpfer auf, dem Volke zu helfen. Die Wissenschaft hat sich gänzlich in den Dienst der reichen Klassen gestellt und sucht ihre Aufgabe darin, die Menschen zu heilen, die in der Lage sind, sich alles Erforderliche zu beschaffen; denen aber, die kein überflüssiges Geld besitzen, giebt sie den guten Rat – dieselben Mittel für ihre Heilung zu gebrauchen.

Aber die Mittel sind nicht vorhanden und müssen daher vom Volke beschafft werden, das von ansteckenden Krankheiten ergriffen ist, das aber nicht geheilt werden kann, weil es die Mittel dazu nicht besitzt.

Die Leute, die für die Verbreitung der ärztlichen Thätigkeit im Volke eintreten, sagen denn auch, daß die Sache sich bis jetzt noch wenig entwickelt habe.

Es ist klar, daß sie sich wenig entwickelt hat, und wenn es – was Gott verhüten möge – dennoch geschehen wäre, und man unserm Volk, wie man es fordert, statt zweier Ärzte, zweier Hebammen und zweier Heilgehilfen für jede Gemeinde etwa zwanzig zugewendet hätte, so wäre bald kein Mensch mehr da, den man heilen könnte. Die wissenschaftliche Hilfe für das Volk, von der die Verteidiger der Wissenschaft sprechen, müßte eine ganz andere sein. Aber diese Hilfe hat so, wie sie sein sollte, noch gar nicht begonnen. Sie wird dann beginnen, wenn der Mann der Wissenschaft, mag er nun Techniker oder Arzt sein, die Arbeitsteilung, d. h. die heute bestehende Aneignung fremder Arbeit nicht als rechtmäßig anerkennen wird, wenn er sich nicht für berechtigt halten wird, ich will nicht sagen, Hunderttausend, sondern bescheidene 100 oder 500 Rubel von seinen Mitmenschen für seine Hilfsleistungen zu verlangen, sondern wenn er inmitten arbeitsamer Menschen in denselben Verhältnissen und in derselben Weise, wie sie, wird leben wollen. Dann soll er seine Kenntnisse den Aufgaben der Mechanik, der Technik, der

Hygiene und der Heilung des arbeitenden Volkes zuwenden. Heute aber hat die, auf Kosten des arbeitenden Volkes lebende Wissenschaft die Bedingungen, unter denen dieses Volk lebt, völlig vergessen; sie ignoriert (wie sie sich ausdrückt) diese Bedingungen und ist ernsthaft gekränkt, daß ihre vorgeblichen Kenntnisse beim Volke keine Anwendung finden können.

Das Gebiet der Medizin, wie auch das der Technik liegt noch unangetastet da. Alle Fragen, bei denen es sich darum handelt, wie die Arbeitszeit am besten einzuteilen sei, wie man sich am besten zu ernähren habe, in welcher Form und zu welchen Zeiten man diese oder jene Fußbekleidung tragen solle, wie man sich vor Feuchtigkeit und Kälte zu schützen, womit man sich am besten zu waschen, wie man die Kinder zu ernähren, sie zu wickeln habe u.s.f. und zwar gerade unter Zugrundelegung der Lebensbedingungen, in denen sich das arbeitende Volk befindet – alle die Fragen sind noch gar nicht gestellt worden. Ebenso verhält es sich mit der Thätigkeit der wissenschaftlichen Lehrer – der Pädagogen. In gleicher Weise hat die Wissenschaft auch diese Sache so hingestellt, als könne man nur den reichen Leuten die Lehre der Wissenschaft zu teil werden lassen, und ebenso wie die Techniker und Ärzte, so schmeicheln bei uns auch die Lehrer dem Besitz, besonders aber der Regierung.

Alles das kann aber auch gar nicht anders sein, denn für eine musterhaft eingerichtete Schule (es ist eine allgemeine Regel, daß je wissenschaftlicher die Einrichtung einer Schule ist, desto kostspieliger sie sein muß), mit drehbaren Bänken, Globen, Karten, Bibliotheken und Katechismen für Lehrer und Schüler, gilt immer nur eine solche, zu deren Errichtung und Erhaltung, die auf jedem Dorf lastenden Steuern verdoppelt werden müssen. So will es die Wissenschaft!

Das Volk braucht die Kinder für die Arbeit, und es bedarf ihrer um so mehr, je ärmer es ist. Die Verteidiger der Wissenschaft sagen: Die Pädagogik bringt auch heute dem Volk Nutzen, aber wartet noch einige Zeit, und sie wird sich noch mehr entwickeln – dann wird alles noch besser werden. Ja, wenn sie in ihrer Entwickelung noch weiter gediehen sein wird und es statt zwanzig Schulen in einem Bezirk hundert geben wird, und zwar alle auf wissenschaftlicher Grundlage; und wenn auch noch die Unterhaltung dieser Schulen dem Volke zufällt, dann wird es noch mehr verarmen und die

Kinderarbeit wird noch unentbehrlicher werden.

Was aber soll man denn thun? antwortet man uns.

Die Regierung wird Schulen errichten und den allgemeinen Schulzwang einführen, wie er in Europa besteht; das hierzu nötige Geld wird wiederum dem Volke abgenommen werden, das infolgedessen noch schwerer wird arbeiten müssen; es wird noch weniger freie Zeit übrig haben als bisher, und die Durchführung des Schulzwangs wird nicht möglich sein. Auch hier liegt die Rettung nur darin, daß der Lehrer unter denselben Bedingungen lebe, wie der Arbeitsmann, und für seine Lehrthätigkeit die Belohnung erhalte, die ihm aus freien Stücken und gerne gewährt wird.

Das also ist die von der Wissenschaft eingeschlagene falsche Richtung, die sie der Möglichkeit, ihre Pflicht zu erfüllen, beraubt – nämlich dem Volke zu dienen. Aber noch deutlicher tritt diese, von unseren intelligenten Klassen eingeschlagene falsche Richtung zu Tage, wenn wir die Wirkung der Kunst näher betrachten, die ja, ihrer ganzen Bestimmung nach, dem Volk durchaus zugänglich sein sollte.

Die Wissenschaft kann sich noch hinter ihre thörichte Ausrede verschanzen, daß sie um der Wissenschaft willen da sei, und daß sie, nach weiterer Ausgestaltung durch die Gelehrten, auch dem Volke zugänglich sein wird. Die Kunst aber – will sie diesen Namen verdienen – muß allen zugänglich sein, insbesondere aber denen, in deren Namen sie ausgeübt wird.

In der That, durch die Stellung, die die Kunst heutzutage einnimmt, werden ihre Jünger in überraschender Weise überführt, daß sie dem Volke weder nützlich sein wollen, noch daß sie da zu fähig sind, noch daß sie es unter den gegenwärtigen Verhältnissen überhaupt können.

Der Maler muß zur Herstellung seiner gewaltigen Werke ein Atelier von solchen Dimensionen haben, daß darin eine Arbeitergemeinschaft von 40 Tischlern oder Schustern, die heute in ihren elenden Höhlen erfrieren oder ersticken, Platz hätten; aber das genügt ihm nicht: er hat noch Modelle, er hat Kostüme und Reisen nötig. Die Akademie der Wissenschaft hat zur Förderung der Künste Millionen ausgegeben, die sie dem Volke abgenommen hat, und die Erzeugnisse dieser Künste hängen in Schlössern herum und sind für das Volk weder verständlich, noch bedarf es ihrer.

Die Musiker müssen, um ihre großartigen Ideen auszudrücken, 200 Personen mit weißen Krawatten oder in Theaterkostümen zusammenbringen und Hunderttausende ausgeben, um eine Oper in Szene zu setzen.

Und die Erzeugnisse dieser Kunst könnten beim Volk, wenn es überhaupt irgend einmal in die Lage käme, sie zu genießen, nichts anderes als Verwunderung und Langeweile hervorrufen.

Die Schriftsteller und Dichter, sollte man meinen, haben keine besondere Umgebung, keine Ateliers, keine Modelle, keine Orchester und Schauspieler nötig, aber auch hier erfahren wir, daß dem Schriftsteller und Dichter, ganz abgesehen von einer behaglichen Einrichtung und allen Genüssen des Lebens, zur Ausführung ihrer großartigen Werke, Reisen, Schlösser, besondere Arbeitszimmer, Kunstgenüsse, Theatervorstellungen, Konzerte, Besuch von Badeorten u.s.w. unentbehrlich sind.

Wenn er sich selbst kein Vermögen verdienen sollte, so giebt man ihm einen Jahresgehalt, damit er imstande sei, noch besser zu produzieren. Und wiederum sind diese Werke, die von uns so geschätzt werden, ungenießbar und vollständig unnütz für das Volk.

Was würde geschehen, wenn sich die Anzahl solcher Lieferanten geistiger Nahrung noch vermehren würde, wie es ja die Männer der Kunst und Wissenschaft wünschen, und in jedem Dorf Ateliers eingerichtet, Orchester eingeführt würden und der Künstler in den Lebensbedingungen erhalten werden müßte, die die Männer der Kunst, als für sich unentbehrlich erklären?

Ich denke, daß die Arbeiter sich eher verschwören würden, nie in ihrem Leben ein Bild zu sehen, eine Symphonie zu hören, Gedichte oder Novellen zu lesen, nur um diese Müßiggänger nicht ernähren zu müssen.

Und weshalb sollten denn eigentlich die Männer der Kunst dem Volke nicht dienen können? In jeder Hütte hängen ja Heiligenbilder und weltliche Darstellungen, jeder Bauer und jedes Bauernweib singt; viele besitzen musikalische Instrumente und alle erzählen einander Geschichten und sagen Gedichte her; auch lesen viele. Wie konnte es also geschehen, daß zwei Dinge, füreinander geschaffen, wie Schlüssel und Schloß, so weit auseinander gehen konnten – daß eine Vereinigung beider ganz unmöglich erscheint?

Versucht es, dem Maler zuzumuten, er möge ohne sein Atelier,

ohne Modelle und Kostüme malen und er solle Bilder für 5 Kopeken herstellen – er wird euch erwidern, das sei mit einem Verrat an der Kunst, wie er sie verstehe, gleichbedeutend. Versucht es, dem Musiker zu sagen, er solle auf dem Dudelsack, der Ziehharmonika, der Zither spielen und die Bauernweiber lehren, Lieder zu singen. Versucht es, dem Dichter, dem Schriftsteller zu sagen, er solle seine Gedichte, Romane und Satiren aufgeben und statt dessen Liederbücher, Geschichten, Märchen schreiben, die für die des Lesens Unkundigen verständlich wären. Sie werden euch zur Antwort geben, ihr seid verrückt!

Aber ist es denn nicht eine größere Verrücktheit, daß Leute, nur im Hinblick darauf, daß sie den Menschen, von denen sie aufgezogen, gespeist und gekleidet werden, geistige Nahrung darzureichen beabsichtigen, sich von jeder Arbeit frei gemacht und dann ihrer Pflicht so vergessen haben, daß sie es verlernt haben, diese für das Volk geeignete Nahrung herzustellen und eben in diese Abwendung von ihrer Pflicht ihren Stolz sehen.

Das ist aber die Antwort, die man überall zu hören bekommt.

Überall herrscht die Unvernunft, und sie wird fortfahren zu herrschen, solange die Menschen unter dem Vorwande der Teilung der Arbeit und mit der Versicherung, dem Volke geistige Nahrung geben zu wollen, fortfahren werden, nur die Arbeit dieses Volkes zu verschlingen. Nur dann werden Kunst und Wissenschaft im Dienste des Volkes stehen, wenn Menschen, die mitten im Volke wie das Volk leben, ohne besondere Rechte für sich in Anspruch zu nehmen, ihm ihre wissenschaftlichen und künstlerischen Dienste darbieten werden, die das Volk, nach freiem Ermessen, wird annehmen oder ablehnen können.

XXXV.

Wenn behauptet wird, das Wirken der Wissenschaft und Kunst sei dem Fortschritt der Menschheit förderlich gewesen, wobei man unter diesem Fortschritt das versteht, was heutzutage mit diesem Namen belegt wird, so ist das gleichbedeutend damit, wie wenn man sagen wollte, daß ein unkundiges Plätschern mit den Rudern, das

nur den Gang des Fahrzeugs hindert, das der Strom abwärts treibt – an der Fortbewegung mitbeteiligt sei. In Wahrheit wirkt es nur störend!

So ist auch die sogenannte Teilung der Arbeit, d. h. die, der Thätigkeit der Männer der Wissenschaft und Kunst unserer Tage zu Grunde liegende Aneignung fremder Arbeit, die Hauptursache des langsamen Fortschritts der Menschheit gewesen und ist es noch. Der Beweis dafür liegt in dem Bekenntnis aller Gelehrten, daß die Errungenschaften der Wissenschaften und Künste den Arbeitermassen infolge der ungünstigen Verteilung des Reichtums unzugänglich seien.

Diese ungleichmäßige Verteilung nimmt mit den Fortschritten der Wissenschaften und Künste nicht ab, sie nimmt vielmehr zu. Und es ist nicht zu verwundern, daß es so ist, denn die ungerechte Verteilung des Reichtums geht nur aus der, von den Männern der Wissenschaft und Kunst im Interesse ihrer eigenen, selbstsüchtigen Zwecke gepredigten Lehre von der Arbeitsteilung hervor: die Wissenschaft verficht die Teilung der Arbeit als ein unabänderliches Gesetz, sie sieht sehr wohl die daraus hervorgehende Ungerechtigkeit und Verderblichkeit der Verteilung des Reichtums, und dennoch nimmt sie keinen Anstand zu behaupten, daß ihre, die Arbeitsteilung fördernde Thätigkeit die Menschen zum Heil führe. Es ergiebt sich also, daß die einen die andern für sich arbeiten lassen; wenn sie aber noch sehr lange und in noch größerem Maßstabe fortfahren, dies zu thun, dann wird die ungerechte Verteilung des Reichtums, oder was dasselbe ist, die Ausbeutung fremder Arbeit notwendigerweise ein Ende nehmen.

Die Menschen stehen gleichsam an einer beständig reicher fließenden Wasserquelle und sind damit beschäftigt, sie von den verdurstenden Menschen abzuleiten; dabei versichern sie aber, daß dieses Wasser durch ihre Bemühungen hervorquillt und daß sich bald, sehr bald, so viel Wasser angesammelt haben wird, daß alle genug haben werden. Aber dieses Wasser, das schon immer geflossen ist und ohne Unterlaß weiter fließt und den Durst der Menschen löscht, quillt nicht nur, dank der Thätigkeit jener Männer, die an der Quelle stehen und das Wasser ableiten, sondern es fließt und strömt sogar über, trotz der Anstrengungen dieser Leute, den Strom zu bändigen.

Es hat immer eine wahre Kirche gegeben, im Sinne einer Ge-

meinschaft von Menschen, die sich durch den Glauben an die Wahrheit zusammengefunden haben, die der Menschheit, in einem bestimmten Entwicklungsstadium als die höchste erscheint und ihrem Verstande zugänglich ist. Und das ist niemals die Kirche gewesen, die sich die wahre genannt hat. Ebenso hat es immer eine Wissenschaft und Kunst gegeben, aber niemals ist es die gewesen, die sich so genannt hat.

Die Leute, die sich für die berufenen Vertreter der Wissenschaft und Kunst halten, glauben immer, daß sie Wunderdinge gethan haben und thun und besonders daß jetzt, im nächsten Augenblicke, noch weitere Wunderdinge durch sie geschehen werden; sie meinen, daß es außerhalb ihres Wirkungskreises gar keine Wissenschaft und gar keine Kunst gab und giebt. Das glaubten die Sophisten, die Scholastiker, die Alchymisten, die Kabalisten, die Talmudisten und so auch unsere wissenschaftliche Wissenschaft und unsere Kunst um der Kunst willen.

XXXVI.

Aber die Wissenschaft, die Kunst! Sie negieren die Wissenschaft, die Kunst! Sie negieren also das, wodurch die Menschheit lebt. Das ist ein Einwand, den man mir beständig macht, nein es ist eine Ausflucht, zu der man greift, um meine Gründe zu verwerfen, ohne sie zu erörtern.

„Er negiert die Wissenschaft und Kunst, er will die Menschen in den Zustand der Barbarei zurückversetzen; wozu ihn also anhören und mit ihm diskutieren!“

Aber das ist nicht richtig. Es fällt mir gar nicht ein, die Wissenschaft, d. h. die Vernunft-Bethätigung des Menschen, und die Kunst – als einen Ausdruck dieser Vernunft-Bethätigung, zu negieren. Ich spreche nur im Namen dieser Vernunft-Bethätigung und ihrer Manifestationen das aus, was ich sage, damit der Mensch die Möglichkeit erlange, aus diesem barbarischen Zustande herauszukommen, in den er, dank den Irrlehren unserer Zeit, immer mehr und mehr verfällt. Einzig und allein zu diesem Zweck sage ich das, was ich sage.

Wissenschaft und Kunst sind für die Menschen ebenso notwendig, wenn nicht notwendiger, als Speise, Trank und Kleidung; aber sie sind es nicht deshalb, weil wir beschlossen haben, daß das, was wir Wissenschaft und Kunst nennen – notwendig sein soll, sondern nur aus dem Grunde, weil sie den Menschen wirklich unentbehrlich sind.

Denn wenn man dem Menschen z. B. Heu zu essen geben wollte, so wird die Überzeugung, daß Heu ein menschliches Nahrungsmittel ist, doch nicht die Wirkung haben, daß es thatsächlich als Nahrung verwendet wird. Ich kann doch nicht sagen: Warum ißt du kein Heu – da es doch ein für dich notwendiges Nahrungsmittel ist? Wohl aber ist es möglich, daß das, was ich den Leuten vorsetze – kein Nahrungsmittel ist.

So aber ist es unserer Wissenschaft und Kunst ergangen. Wir bilden uns ein, wenn wir einem griechischen Wort das Wort Logie anhängen und diesen Ausdruck als eine Wissenschaft bezeichnen, wir hätten es dann in Wahrheit mit einer Wissenschaft zu thun; und wenn wir irgend einen häßlichen Beruf, wie das Malen von nackten Weibern mit einem griechischen Namen belegen und dann versichern, dies sei Kunst, so glauben wir, es sei dem auch wirklich so! Aber so oft wir diese Versicherung auch wiederholen mögen, so wird darum doch eine Beschäftigung, wie das Zählen von Käfern, wie die chemische Untersuchung über die Zusammensetzung der Milchstraße, wie das Malen von Meerweibern und historischen Gemälden, das Novellenschreiben, Symphonien komponieren – nicht zur Wissenschaft oder Kunst, und zwar wird sie dies so lange nicht sein, als sie von den Menschen, denen diese Arbeit gilt, nicht mit Freuden anerkannt wird. Bis jetzt aber ist sie nicht als solche anerkannt worden. Wenn es nur einem Teil der Menschen erlaubt wäre, Nahrung hervorzubringen, während es allen übrigen entweder verboten oder gänzlich unmöglich wäre, dies zu thun, so, meine ich, würde die Qualität der Nahrung darunter leiden müssen.

Wenn es die russischen Bauern wären, die ein Monopol auf die Produktion von Nahrungsmitteln hätten, so gäbe es keine andere Nahrung als Schwarzbrot, Kwas, Kartoffeln und Zwiebeln; es gäbe nur das, was sie gerne zu sich nehmen. Ebenso würde es auch mit jener höchsten menschlichen Thätigkeit, der Wissenschaft und den Künsten gehen, wenn eine einzelne Kaste sich das Monopol darauf

aneignen wollte. Der Unterschied bestände nur darin, daß es bei der leiblichen Nahrung keine sehr großen Abweichungen von der der Natur entsprechenden geben kann: Brot und Zwiebeln, wenn sie auch nicht gerade zu den schmackhaften Speisen gehören, sind doch immerhin verdaulich. Bei der geistigen Nahrung aber sind die größten Abwendungen von der Natur möglich, und manche Leute sind imstande, lange Zeit hindurch einfach unnütze oder schädliche, oder gar giftige geistige Nahrung aufzunehmen, sie können sich selbst mit Opium oder Spiritus langsam töten und diese Genußmittel der großen Masse anbieten.

Da ist aber gerade das, was mit uns geschehen ist; und nur aus dem Grunde, weil die Stellung der Männer der Wissenschaft und Kunst eine privilegierte ist, weil die Kunst und die Wissenschaft in der menschlichen Gesellschaft nicht der vollkommene Ausdruck der vernünftigen geistigen Thätigkeit der gesamten Menschheit ist, die alle ihre besten Kräfte dem Dienste der Wissenschaft und Kunst weiht. Sie repräsentieren vielmehr das Wirken eines kleinen Kreises von Menschen, die sich das Monopol auf diesen Beruf angemaßt haben und sich daher Gelehrte und Künstler nennen zu dürfen glauben. Sie haben damit die Begriffe von Wissenschaft und Kunst verzerrt, das Verständnis für die wahre Bedeutung ihres Berufs verloren und sind nur darauf bedacht, ihren kleinen Kreis von Tagedieben zu amüsieren und vor drückender Langeweile zu bewahren.

Seitdem es Menschen giebt, haben sie immer eine Wissenschaft in des Wortes einfachster und weitester Bedeutung besessen. Eine Wissenschaft, als Inbegriff alles menschlichen Wissens hat immer bestanden und wird auch immer bestehen; ohne sie ist das Leben undenkbar, und es liegt gar keine Notwendigkeit vor, sie anzugreifen oder zu verteidigen. Aber der springende Punkt ist der, daß das Gebiet des Wissens ein so reichhaltiges ist, daß eine so große Summe von Kenntnissen aller Art hineingehört, – von der Kunst der Gewinnung des Eisens bis zu dem Gesetze der Planetenbewegung – daß der Mensch in dieser Überfülle des verschiedenartigsten Stoffes sich nicht mehr zurecht zu finden weiß, solange ihm die Richtschnur fehlt, die ihm den Weg zur Lösung der Aufgabe bezeichnet: welche unter den Fragen des menschlichen Wissens für ihn die größere, und welche die geringere Wichtigkeit beanspruchen dürfen.

Und darum bestand seit jeher die höchste Weisheit in der Fähig-

keit, die Richtschnur zu finden, die uns belehrt, an welcher Stelle des Wissensgebietes die für die Menschen wichtigen und an welcher Stelle die unwichtigeren Aufgaben zu suchen sind.

Und dieses Wissen, dem unter allen menschlichen Kenntnissen die führende Rolle zukam, wurde immer Wissenschaft im engeren Sinne genannt. Eine solche Wissenschaft hat es seit jeher und bis auf unsere Zeit in der menschlichen Gesellschaft gegeben, sobald sie ihrem ursprünglichen, barbarischen Zustand entwachsen war.

Solange die Menschheit besteht, erschienen zu allen Zeiten, bei allen Völkern, Lehrer, die diese Wissenschaft im engeren Sinn schufen, nämlich die Kenntnis dessen, was den Menschen zu wissen am meisten not thut.

Diese Wissenschaft hatte immer zu ihrem Gegenstand die Ergründung der Frage, worin die Bestimmung – und daher das wahre Heil jedes Einzelnen und der Gesamtheit bestehe.

Diese Wissenschaft war es, durch die die Richtschnur gegeben wurde, die es erlaubte, die Bedeutung der verschiedenen Grade zu bestimmen, die allen anderen Forschungen und den Äußerungen der Kunst zukommen.

Die Wissenszweige und Künste, die der grundlegenden Wissenschaft von der Bestimmung und dem Heil aller Menschen am förderlichsten waren und ihr am nächsten lagen, wurden in der allgemeinen Schätzung am höchsten gestellt – und umgekehrt.

So war die Wissenschaft eines Confucius, Buddha, Sokrates, Christus, Mohammed, die Wissenschaft, die von allen Menschen, mit Ausnahme unseres kleinen Kreises der sogenannten Gebildeten, anerkannt wurde und anerkannt wird.

Diese Art von Wissenschaft hat nicht nur immer die erste Stelle eingenommen, aus ihr ergab sich auch der Grad der Bedeutung, der den anderen zukommt. Und dies geschah nicht etwa deshalb, weil – nach der Meinung der sogenannten Gebildeten unserer Zeit – Betrüger, Priester und Lehrer dieser Wissenschaft ihr eine solche Bedeutung zuerkannt hatten, sondern weil es – wie dies ein jeder durch seine eigene innere Erfahrung bestätigt finden wird, ohne daß er dazu einer Wissenschaft von der Bestimmung und dem Heil des Menschen bedürfte – in Wirklichkeit eine Wertung und Auswahl der Wissenschaften und Künste nicht geben kann.

Und darum ist es auch nicht möglich, alle Wissenschaften zu

ergründen, denn die Zahl der in das Gebiet des Wissens fallenden Dinge ist *unbegrenzt*; ich betone absichtlich das Wort unbegrenzt, da ich es in seiner genauen Bedeutung nehme.

Ohne Erkenntnis dessen, worin die Bestimmung und das Heil aller Menschen besteht, werden alle anderen Kenntnisse und Künste zu einer müßigen und schädlichen Spielerei, wie dies auch bei uns geschehen ist. Die Menschheit hat gelebt und gestrebt, und niemals hat sie gelebt ohne eine Wissenschaft von der Bestimmung und dem Heil der Menschen.

Es ist wahr, die Wissenschaft vom Heile der Menschen mag der oberflächlichen Beobachtung als eine wechselnde erscheinen, je nachdem sie bei den Buddhisten, Brahminen, Juden, Christen, den Anhängern des Confucius und dem Laotse-Volke auftrat, obgleich man sich nur in den Sinn dieser Lehren zu vertiefen braucht, um sie, ihrem Wesen nach, identisch zu finden. Überall, wo es der Barbarei entwachsene Menschen giebt, finden wir diese Wissenschaft vor, und nun stellt es sich heraus, daß, wie unsere Zeitgenossen entschieden haben, gerade die Wissenschaft, die bisher unter allen menschlichen Wissenszweigen die führende war, allem hindernd im Wege stehen soll!

Menschen errichten einen Bau, der eine Erbauer hat einen Plan gemacht, ein zweiter einen anderen, ein dritter wieder einen anderen. Diese Pläne sind unter sich etwas verschieden, aber sie sind alle richtig, so daß jeder sehen kann, daß der Bau, wenn alles nach dem Plane geschieht, vollendet werden kann.

Solche Baumeister sind Confucius, Buddha, Moses, Christus.

Auf einmal aber kommen Menschen und versichern, die Hauptsache bestehe darin, daß gar keine Pläne gemacht würden, es müsse vielmehr irgendwie, nach dem Augenmaß, gebaut werden.

Und eben dieses „irgendwie" wird nun von diesen Menschen die exakteste wissenschaftliche Wissenschaft genannt, so wie der Papst sich den Heiligsten nennt. Die Menschen negieren jede Wissenschaft, das eigenste Wesen der Wissenschaft, die Bestimmung dessen, worin die Bedeutung und das Heil der Menschen besteht, und diese Negation der Wissenschaft gerade nennen sie Wissenschaft. Seitdem es Menschen giebt, sind aus ihrer Mitte gewaltige Geister erstanden, die, unter beständigem Ringen mit den Forderungen ihrer Vernunft und ihres Gewissens, sich die Frage stellten: Worin

besteht die Bestimmung und das Heil nicht nur meines Ichs, sondern jedes Menschen?

Was fordert jene Kraft, die mich hervorgebracht hat und die mich leitet, von mir und von jedem Menschen?

Und was muß ich thun, damit das in mir lebende Verlangen nach dem eigenen und dem allgemeinen Heil befriedigt werde?

Sie sagten sich: ich bin ein Ganzes und zugleich ein Teil irgend eines Unfaßbaren, Unendlichen. In welchem Verhältnis stehe ich zu den mir ähnlichen, anderen Teilchen – zu den Menschen, wie zum Ganzen?

Und aus der Stimme ihres Gewissens und der Vernunft und den von ihnen aufgenommenen und weiter entwickelten Lehren der Männer der Vergangenheit und ihrer Zeit gingen die eigenen einfachen, klaren, allgemein verständlichen Lehren dieser gewaltigen Geister hervor: Lehren, die immer so beschaffen waren, daß jeder sie zu befolgen vermochte.

Es gab solche Leute ersten Ranges, aber auch zweiten, dritten und letzten Ranges.

Die Welt ist voll von solchen Leuten. Alle lebenden Menschen stellen sich die Frage: wie kann man sein eigenes Verlangen nach Glück in seinem individuellen Leben mit dem Gewissen und der Vernunft, die das allgemeine Heil der Menschen fordern, in Einklang bringen?

Und aus diesem allgemeinen Ringen gehen langsam aber unaufhaltsam neue, den Forderungen der Vernunft und des Gewissens entsprechende Formen des Lebens hervor.

Auf einmal aber meldet sich eine neue Kaste von Menschen, die da sagt: das ist alles Unsinn, das alles muß aufgegeben werden.

Das ist die deduktive Methode des Denkens (worin der Unterschied von der induktiven Methode besteht, das ist bis jetzt noch niemandem klar geworden), das sind die Kunstgriffe der theologischen und metaphysischen Periode. Alles das, was auch die Menschen durch innere Erfahrung entdecken und einander lehren mögen von der Erkenntnis des Gesetzes ihres Lebens (der funktionellen Thätigkeit, wie es in ihrem Jargon heißt), alles, was die größten Geister der Menschheit seit der Entstehung der Welt in dieser Richtung geschaffen haben mögen – das alles ist dummes Zeug und hat gar keine Bedeutung.

Diese neue Lehre erklärt alles auf folgende Weise: ihr seid eine Zelle im allgemeinen Organismus, und die Aufgabe, die eure Vernunft zu lösen hat, muß in der Erforschung eurer funktionellen Thätigkeit bestehen. Damit ihr nun imstande seid, diese neue funktionelle Thätigkeit zu bestimmen, habt ihr nur nötig, euch außerhalb euer selbst zu betrachten. Der Umstand, daß ihr selbst eine denkende, schmerzempfindende, sprechende, begreifende Zelle, daß ihr daher berechtigt seid, an eine andere, ebensolche sprechende Zelle die Frage zu richten, ob sie ebenso, wie ihr, die Gefühle von Lust und Unlust und ob sie überhaupt Empfindungen habe, daß ihr somit imstande seid, eure eigenen Erfahrungen an denen der anderen Zellen auf ihre Richtigkeit zu prüfen, kommt gar nicht in Betracht.

Ebenso wenig hat es etwas zu sagen, daß ihr die Beobachtungen, die die vor euch dagewesenen, schmerzempfindenden, denkenden Zellen über denselben Gegenstand schon registriert haben, benutzen könntet. Ferner kommt gar nichts darauf an, daß ihr selbst im Besitz von Millionen von Zellen seid, bei deren Untersuchung eure eigenen Beobachtungen in Übereinstimmung mit den von jenen früheren Zellen schon registrierten Forschungsresultaten euch als Stützpunkt dienen könnten. Daß ihr endlich selbst lebende Zellen seid, die jeden Augenblick durch den unmittelbaren, inneren Versuch, die Richtigkeit oder Unrichtigkeit eurer funktionellen Thätigkeit zu prüfen vermögen, diese Thatsache ist erst recht von keinem Belang, wie überhaupt alle diese Erwägungen hinfällig sind, da sie auf einer schlechten, falschen Methode beruhen.

Die einzig richtige, wissenschaftliche Methode ist folgende: wenn ihr erfahren wollt, worin eure funktionelle Thätigkeit besteht, mit anderen Worten, worin eure Bestimmung und euer Heil und die Bestimmung und das Heil der ganzen Menschheit und der ganzen Welt zu suchen sei, so müßt ihr vor allen Dingen aufhören, auf die in euch und euresgleichen laut werdende Stimme und die Forderungen eures Gewissens und eurer Vernunft zu hören; ihr müßt aufhören, an das zu glauben, was die großen Lehrmeister der Menschheit von den Forderungen ihres eigenen Verstandes und ihres eigenen Gewissens gepredigt haben; ihr müßt das alles für dummes Zeug ansehen und wieder von vorne beginnen.

Und damit ihr alles von Anfang an begreift, müßt ihr ins Mikros-

kop hineinsehen und die Bewegungen der Amoeben und die Zellen der Eingeweidewürmer beobachten; oder noch bequemer ist es, wenn ihr einfach an alles glaubt, was uns die Leute darüber erzählen, die ein Diplom auf Unfehlbarkeit besitzen. Ihr müßt ferner, wenn ihr die Bewegungen dieser Amoeben und Zellen beobachtet oder über Dinge lest, die von anderen gesehen wurden, diesen Zellen eure eigenen menschlichen Empfindungen und Berechnungen zuschreiben; dann wißt ihr, was sie für Wünsche haben, wohin sie streben, was sie denken und berechnen, und an was sie gewöhnt sind; und aus allen diesen Beobachtungen (die in jedem Wort einen falschen Gedanken oder Ausdruck enthalten!) müßt ihr, nach Analogieschlüssen folgern, was ihr seid, was eure Bestimmung ist und worin euer eigenes Heil und das der anderen euch ähnlichen Zellen besteht. Ihr müßt, um euch selbst begreifen zu können, nicht nur den Eingeweidewurm, den ihr seht, genau studieren, sondern auch die mikroskopischen Wesen, die ihr beinahe nicht mehr sehen könnt, und die Transformationen der einen Wesen in andere, die kein Mensch jemals gesehen hat, und die ihr sicherlich auch niemals sehen werdet.

Genau dasselbe finden wir bei der Kunst. Die Kunst war überall, wo es eine wahre Wissenschaft gab, ein Ausdruck der Erkenntnis von der Bestimmung und dem Heil der Menschen. Seitdem es Menschen giebt, haben sie stets aus dem ganzen Gebiet der Versinnlichung des verschiedenartigsten Wissens die Versinnlichung dieser Erkenntnis besonders herausgehoben, der Erkenntnis von der Bestimmung und dem Heil der Menschheit – und die Versinnlichung eben dieser Erkenntnis war Kunst im engeren Sinne. Seitdem es Menschen giebt, hat es auch immer feinfühlige und für die Lehren von dem Heil und der Bestimmung des Menschen besonders empfängliche Menschen gegeben, die auf der Harfe oder der Cymbel, in bildlichen Darstellungen oder in Worten ihre Kämpfe geschildert haben, die sie oft von ihrem Beruf, der ihr Leben ausfüllte, ablenkten, ihre Kämpfe mit der Lüge und dem Betrug der Menschen, ihre Leiden in diesen Kämpfen, ihre Hoffnungen auf den Triumph des Guten, ihre Verzweiflung beim Sieg des Bösen und ihre Begeisterung bei der Erkenntnis des herannahenden Heils.

Seitdem es Menschen giebt, hatte die wahre Kunst, die von den Menschen hochgehalten wurde, keine andere Bedeutung, als daß sie

die Bestimmung und das Heil des Menschen in ihrer Weise zum Ausdruck zu bringen hatte.

Zu allen Zeiten und bis heute hat die Kunst im Dienste der Lehre vom Leben gestanden, im Dienste dessen, was später Religion genannt wurde; nur dann war die Kunst wirklich das, was in der Wertschätzung der Menschen so hoch stand. Aber mit dem Umschlag, der erfolgte, als an Stelle der Wissenschaft von der Bestimmung und dem Heil des Menschen, die Wissenschaft trat, die sich an alles heranmachte, was ihr gerade einfiel und die ihren Sinn und ihre Bedeutung vollständig einbüßte, während die wahre Wissenschaft verächtlich Religion genannt wurde, von jener Zeit ab ist auch die Kunst als eine wertvolle Manifestation des menschlichen Geistes verschwunden.

Solange es eine Kirche gab, im Sinne einer Lehre von der Bestimmung und dem Heil des Menschen, diente die Kunst der Kirche und sie war wahrhafte Kunst; aber seitdem die Kunst der Kirche untreu geworden ist und sich in den Dienst der Wissenschaft gestellt hat, während diese ihrerseits diente, wenn es ihr gerade paßte, hat die Kunst ihre Bedeutung eingebüßt. Und trotz ihrer, in Erinnerung an ihre Vergangenheit geltend gemachten Ansprüche und trotz der thörichten, nur ihre verlorene Bestimmung bekräftigenden Behauptung, die Kunst sei um der Kunst willen da, wurde sie zu einem Handwerk, das den Menschen Annehmlichkeiten bereiten soll; diese Kunst gehört unstreitig einfach in das Gebiet der Tanz-, Koch-, Verschönerungs- und Haarschneidekunst, deren Vertreter sich mit demselben Recht Künstler nennen, wie die Dichter, Maler und Musiker unserer Zeit!

So sehen wir denn, wenn wir in die Vergangenheit zurückblicken, im Laufe von Jahrtausenden – unter den Milliarden der dahin gegangenen Menschen – nur wenige hervortreten, wie Confucius, Buddha, Solon, Sokrates, Salomon, Homer, Jesaias, David. Man sieht, daß es nur sehr wenig solche Leute unter den Menschen gab, obwohl sie damals nicht nur aus einer Kaste, sondern aus allen Schichten der Bevölkerung hervorgingen; man sieht, sie sind selten, diese wahren Gelehrten und Künstler, diese Erzeuger der geistigen Nahrung. Und nicht ohne Grund hat die Menschheit sie so hoch geschäht und schätzt sie heute noch. Jetzt aber stellt es sich heraus, daß wir alle diese dahingegangenen großen Männer der Wissenschaft

und Kunst nicht mehr brauchen können! Heutzutage ist man imstande, die gelehrten und künstlerischen Größen nach dem Gesetz der Arbeitsteilung fabrikmäßig zu züchten – und wir können in einem einzigen Jahrzehnt mehr große Männer der Wissenschaft und Kunst hervorbringen, als seit Erschaffung der Welt unter allen Menschen aufgetreten sind.

Heute haben wir eine Gelehrten- und eine Künstlerzunft, die alle die geistige Nahrung, deren die Menschheit bedarf, in weit vollkommenerer Weise zu bereiten weiß.

Und sie haben eine solche Menge von dieser Nahrung zusammengebraut, daß man jener alten, genialen Männer, nicht nur derer aus der alten Welt, sondern auch der unserer Epoche näher stehenden gar nicht mehr zu gedenken braucht – ihre Thätigkeit fällt ja in die Zeit der theologischen und metaphysischen Periode; das muß alles aus der Erinnerung ausgelöscht werden! Aber die eigentliche, vernünftige Thätigkeit, die beginnt erst vor etwa 50 Jahren. Und in diesen 50 Jahren haben wir so viele große Männer hervorgebracht, daß deren an einer einzigen deutschen Universität mehr sind, als es früher in der ganzen Welt gegeben hat; und wir haben so viele Wissenschaften geschaffen (es ist ja Gott sei Dank leicht, sie hervorzubringen, man braucht nur an irgendwelche griechische Benennungen das Wort Logie anzuhängen, sie in fertige Rubriken einzuordnen, und die neue Wissenschaft ist da), daß nicht nur ein einzelner Mensch sie nicht alle kennen lernen kann, sondern daß niemand imstande ist, auch nur die Namen aller vorhandenen Wissenschaften zu behalten – die Namen allein füllen ein dickes Wörterbuch aus – und jeden Tag werden noch neue Wissenschaften dazu erfunden. Man hat deren einen ganzen Haufen zu Tage gefördert; es ist ähnlich damit gegangen, wie mit jenem finnländischen Lehrer, der den Kindern eines Gutsbesitzers, anstatt des verlangten Französischen das Finnländische beibrachte. Sie hatten die Sprache vortrefflich gelernt, nur gab es außer dem Lehrer keinen, der sie verstehen konnte. Ebenso geht es uns mit der Wissenschaft – wir haben ihre Lehren gründlich in uns aufgenommen, nur das eine ist schmerzlich, daß außer uns niemand etwas davon versteht, und daß all unser Wissen von jedem andern als unnützer Blödsinn angesehen wird.

Übrigens giebt es auch hierfür eine Erklärung: die Menschen begreifen den ganzen Nutzen der wissenschaftlichen Wissenschaft

nicht, weil sie sich noch unter dem Einfluß der theologischen Periode befinden, jener einfältigen Periode, in der das ganze Volk, bei den Juden, wie bei den Chinesen, bei den Indern wie bei den Griechen alles verstehen konnte, was ihm seine großen Lehrmeister sagten.

Aber was auch der Grund sein mag – Thatsache ist, daß Wissenschaft und Kunst stets zum Besitzstand der Menschheit gehörten, und wenn sie wirklich vorhanden waren, notwendig und allen Menschen verständlich waren.

Wir bringen etwas hervor, was wir Wissenschaften und Künste nennen, und nun stellt es sich heraus, daß wir überhaupt gar kein Recht haben, dem, was wir hervorbringen, diese Namen beizulegen.

XXXVII.

Aber hierauf entgegnet man mir: Sie legen der Wissenschaft und Kunst einfach eine andere, mit diesen Begriffen unvereinbare, engere Bedeutung bei; aber damit schaffen Sie ihr Dasein nicht aus der Welt, und es bleibt dennoch die wissenschaftliche und künstlerische Thätigkeit eines Galilei, Giordano Bruno, Homer, Michelangelo, Beethoven, eines Richard Wagner und aller der vielen Gelehrten und Künstler von geringerer Bedeutung bestehen, die ihr ganzes Leben dem Dienste der Wissenschaft und Kunst geweiht haben. Gewöhnlich wird dieser Einwand gemacht, indem man dabei den organischen Zusammenhang – den man ja in anderen Fällen wieder zu leugnen bestrebt ist – zwischen dem Wirken der früheren Gelehrten und Künstler mit dem der heute thätigen, festzustellen sucht. Gleichzeitig aber bemüht man sich von jenem besonderen, neuen Prinzip der Arbeitsteilung abzusehen, auf Grund dessen die Wissenschaft und Kunst ihre jetzige, privilegierte Stellung behaupten.

Vor allem ist es unmöglich, zwischen dem Wirken der früheren und der modernen Männer der Wissenschaft und Kunst einen organischen Zusammenhang festzustellen; denn gleichwie der heilige Lebenswandel der ersten Christen mit dem der Päpste nichts gemein hat, so besteht auch gar keine Gemeinschaft zwischen dem

Wirken eines Galilei, eines Shakespeare, eines Beethoven und dem eines Tyndall, eines Viktor Hugo, eines Wagner.

Gleichwie jene heiligen Väter jede Verwandtschaft mit den Päpsten weit von sich weisen würden, so würden auch die früheren Männer der Wissenschaft gegen jede Gemeinschaft mit ihren modernen Nachfolgern protestieren.

Und ferner darf man den Umstand nicht außer acht lassen, daß wir, dank der Bedeutung, die sich die Wissenschaften und Künste unserer Tage beilegen, einen äußerst genauen, durch die Wissenschaft selbst an die Hand gegebenen Maßstab besitzen, mit dessen Hilfe wir feststellen können, ob sie der ihnen auferlegten Bestimmung entsprechen oder nicht. Wir können daher nicht durch leeres Wortgeplänkel – sondern nur mit Hilfe des gegebenen Maßstabes die Frage nach der Berechtigung oder Nichtberechtigung jener sich so hochtrabend Wissenschaft und Kunst nennenden Bethätigung entscheiden.

Zur Zeit als die Priester der Ägypter und Griechen ihre, allen anderen Menschen verborgenen mystischen Handlungen verrichteten und sagten, daß alle Wissenschaft und Kunst in diesen Mysterien enthalten sei, da war es nicht möglich, auf Grund des Nutzens, den sie dem Volk brachten, die Daseinsberechtigung ihrer Wissenschaft zu prüfen, denn diese war ja, nach ihrer Versicherung, eine übernatürliche. Heute aber sind wir im Besitz eines äußerst genauen und einfachen, alles Übernatürliche ausschließenden Maßstabes: die Wissenschaft und Kunst haben es ja übernommen, die Gehirnthätigkeit für die Gesamtheit, zum Heil der Gesellschaft und der ganzen Menschheit zu verrichten. Wir haben daher ein Recht, nur einer solchen Thätigkeit, die dieses Ziel verfolgt und sich ihm nähert, den Namen der Kunst und Wissenschaft beizulegen. Somit kommen wir zu dem Schluß, daß, wie sich auch die Gelehrten und Künstler nennen mögen, die eine Theorie des Strafrechts, des Staatsrechts, des Völkerrechts aushecken, neue Kanonen und Sprengstoffe erfinden, unzüchtige Opern und Operetten, oder ebenso unzüchtige Romane schreiben, wir nicht das Recht haben, diese ganze Thätigkeit eine wissenschaftliche und künstlerische zu nennen; denn sie hat sich nicht das Heil einer menschlichen Gemeinschaft oder der ganzen Menschheit zum Ziel gesetzt, sie ist im Gegenteil auf die Schädigung der Menschheit gerichtet. Alles das, was wir aufgezählt haben, ist

also nicht Wissenschaft und nicht Kunst. Und ebenso können wir sagen, daß, wie sich auch jene Gelehrten nennen mögen, die in ihrer Herzenseinfalt ihr ganzes Leben lang mit der Untersuchung mikroskopisch kleiner Tierchen und mit teleskopischen oder spektroskopischen Forschungen beschäftigt sind, daß alle diese Leute, trotz ihres Eifers, nach der Definition des Begriffes selbst, nicht den Namen von Männern der Kunst und Wissenschaft verdienen. Dasselbe gilt von den Künstlern, die nach gründlichen Forschungen über die Denkmäler der Alten, sich mit der Produktion von historischen Romanen abgeben oder Bilder, Symphonien oder schöne Gedichte produzieren. Sie alle verdienen, trotz all ihres Eifers, nicht den Namen, den sie sich beilegen, erstens deswegen, weil ihr Wirken im Namen der Wissenschaft für die Wissenschaft und im Namen der Kunst für die Kunst, nicht das Heil der Menschheit zum Ziele hat; und zweitens aus dem Grunde, weil wir nicht sehen, daß die Früchte ihrer Thätigkeit dem Heil der Gesellschaft oder der Menschheit zu gute kommen.

Der Umstand, daß ihre Thätigkeit für einzelne Individuen in einigen Fällen nützliche und angenehme Folgen hat, kann uns dennoch kein Recht geben, sie – wie sich aus ihrer eigenen wissenschaftlichen Definition ergiebt – als Männer der wahren Wissenschaft und Kunst zu betrachten.

Ferner, wie sich auch die Leute nennen mögen, die die Errungenschaften der Elektrizität in Beleuchtung, Heizung und Bewegung umsetzen, oder die neue chemische Verbindungen herstellen, die Dynamit oder schöne Farbstoffe liefern, die kunstgerecht Beethovens Musik oder Theater spielen, die schöne Porträts, Stillleben, Landschaften und andere Bilder malen können, oder die interessante Romane, die nur dazu dienen sollen, dem Reichen seine Langeweile zu vertreiben, zu schreiben verstehen – die Thätigkeit all dieser Leute kann nicht den Namen der Wissenschaft und Kunst verdienen. Denn ihr Wirken ist nicht, wie die Gehirnthätigkeit im Organismus, auf das Wohl des Ganzen gerichtet, die Triebfeder ihres Handelns besteht nur im persönlichen Vorteil, im Streben nach Privilegien, nach Geld, das für die Erfindungen und Erzeugnisse der sogenannten Kunst gezahlt wird. Daher kann diese Art von Thätigkeit keinen anderen Rang beanspruchen, als jeder andere eigennützige, auf den persönlichen Vorteil gerichtete, zu den Annehmlich-

keiten des Lebens beitragende Beruf, wie der des Gastwirts, des Reiters, der Putzmacherin, der Prostituierten u.s.w. Die Thätigkeit der einen wie der anderen entspricht in keiner Weise der Bestimmung der Wissenschaft und Kunst, die auf Grund der Arbeitsteilung dem Heil der Menschheit oder einer menschlichen Gemeinschaft zu dienen gelobt hatten.

Die von der Wissenschaft gegebene Definition der Wissenschaft und Kunst ist vollständig richtig; aber unglücklicherweise fällt die Wirksamkeit unserer heutigen Wissenschaften und Künste nicht unter diese Begriffsbestimmung. Die einen wirken einfach schädlich, die anderen bringen nutzlose, wieder andere nichtssagende, nur für die Reichen berechnete Dinge hervor.

Sie mögen alle vortreffliche Menschen sein, aber sie erfüllen nicht das, was sie nach ihrer eigenen Definition auszuführen übernommen hatten. Daher haben sie ebensowenig das Recht, sich für Männer der Wissenschaft und Kunst zu halten, wie die heutige Geistlichkeit, die ihre auf sich genommenen Verpflichtungen nicht erfüllt, das Recht hat, sich als Träger und Verkündiger der göttlichen Wahrheit zu erklären.

Auch ist es begreiflich, warum die Förderer der Wissenschaft und Kunst ihren Beruf nicht erfüllt haben und ihn auch nicht erfüllen konnten.

Sie haben es deshalb nicht gethan, weil sie sich aus ihren Pflichten – Rechte gemacht haben.

Wissenschaftliche und künstlerische Thätigkeit, in ihrer wahren Bedeutung, sind nur dann von ersprießlicher Wirkung, wenn sie keine Rechte, sondern nur Pflichten kennen. Nur aus dem Grunde, weil sie so beschaffen sind, daß sie ihrem Wesen nach die äußerste Selbstverleugnung üben müssen, wird ihr Wirken von der Menschheit so hoch geschätzt.

Wenn Menschen in Wahrheit dazu berufen sind, durch geistige Arbeit anderen zu dienen, so werden sie bei der Erfüllung dieses Berufs immer zu leiden haben, denn nur aus Leiden und Qualen kann eine geistige Welt hervorgehen.

Selbstentäußerung und Leiden werden das Los des Denkers und Künstlers sein, denn ihre Ziele sind das Wohl der Menschheit. Die Menschen sind elend, sie dulden und gehen zu Grunde. Zum Warten und Tändeln ist keine Zeit.

Der Denker und Künstler wird niemals auf jenen olympischen Höhen thronen, auf denen wir sie in unserer Vorstellung zu sehen gewohnt sind; er wird immer und ewig von Unruhe und Angst verfolgt sein und glauben, er hätte das, was die Menschen zum Heile führen und sie von ihrem Elend befreien könnte, finden und verkünden können; und das ist ihm bis jetzt nicht gelungen; morgen aber ist es vielleicht schon zu spät – er könnte doch plötzlich sterben.

Nicht der wird ein Denker und Künstler, der in einer Anstalt erzogen wird, in der, wie man glaubt, solche Leute ausgebildet werden (in Wahrheit erzieht man sich dort nur Verderber der Kunst und Wissenschaft), aus der er mit einem Diplom und mit einem Versorgungsanspruch für das Leben hervorgeht, sondern der froh wäre, nicht denken und nicht ausdrücken zu müssen, was ihm ins Herz gelegt ist, der aber nicht anders kann, da ihn zwei unbesiegbare Gewalten dazu treiben: ein innerer Trieb und die Not der Menschen.

Geschmeidige, genußsüchtige, selbstgefällige Denker und Künstler giebt es nicht.

Geistige und schöpferische Arbeit, wie sie der Gesamtheit in Wahrheit not thut, ist der schwerste Beruf des Menschen – ein Kreuz, wie es im Evangelium heißt. Und das einzige zweifellose Merkmal des in Wahrheit Auserwählten ist die Selbstverleugnung, das Opfer seines Ich, zur Bethätigung der in den Menschen, zum Nutzen seiner Mitmenschen gelegten Kraft.

Lehren, wieviel Käfer es in der Welt giebt, die Sonnenflecken beobachten, Romane und Opern schreiben, das kann man, ohne zu leiden; aber die Menschen lehren, ihr Heil zu suchen, das nur in der Selbstentäußerung und im Dienste der Mitmenschen besteht, und dieser Lehre gewaltigen Ausdruck verleihen, das vermag man nicht ohne Selbstverleugnung.

Eine wahre Kirche gab es, solange ihre Lehrer duldeten und litten, aber sobald sie anfingen Fett anzusetzen – ging es mit ihrem Lehramt zu Ende.

Es war eine Zeit, wo es goldene Popen und hölzerne Schalen gab; jetzt giebt es goldene Schalen und – hölzerne Popen, wie das Volk sagt.

Nicht umsonst ist Christus am Kreuze gestorben, nicht umsonst vermag das Opfer des Leidens alles zu besiegen.

Unsere Wissenschaft aber und unsere Kunst sind wohlversorgt

mit Diplomen versehen, und haben nur das eine Ziel im Auge, wie sie noch reicher versorgt, d. h. für die Dienste der Menschheit noch ungeeigneter werden könnten.

Es giebt für die Echtheit der Wissenschaft und Kunst zwei unzweifelhafte Merkmale: das erste, ein inneres, besteht darin, daß ihre Jünger nicht um ihrer persönlichen Vorteile willen, sondern mit Selbstverleugnung ihrem Beruf obliegen; und das zweite Merkmal, ein äußeres, besteht darin, daß die Erzeugnisse der Wissenschaft und Kunst allen Menschen, deren Heil sie im Auge haben, gleichmäßig verständlich sind.

Was auch immer von den Menschen als ihre Bestimmung und ihr Heil angesehen werden mag, die Wissenschaft wird stets die Lehre von dieser Bestimmung und diesem Heil darstellen, die Kunst aber wird ihr Ausdruck sein. Die Gesetze von Solon und Confucius – sind Wissenschaft; die Lehre von Moses und Christus – sind Wissenschaft; die athenischen Bauwerke, die Psalmen von David, die Heiligenbilder – sind Kunst. Die Lehre von Körpern mit vier Dimensionen dagegen, die Erlernung der Tabellen von chemischen Verbindungen u.s.w. war und wird nie Wissenschaft sein. An die Stelle der wahren Wissenschaft und Kunst sind heute die Theologie und die juristischen Wissenschaften getreten; an die Stelle der wahren echten Kunst kirchliche und staatliche Ceremonien, an die alle Menschen gleich wenig glauben und die von allen gleich wenig ernst genommen werden. Das, was bei uns als Wissenschaft und Kunst gilt, sind Erzeugnisse des müßigen Verstandes und des Gefühls, deren Zweck darin besteht, ebenso müßige Köpfe und Gefühle zu reizen; es sind Erzeugnisse, die dem Volke unverständlich sind und die nicht an sein Ohr dringen, denn der Geist, aus dem sie hervorgehen, kümmert sich nicht um das Wohl des Volkes.

So weit unsere Kenntnis vom Leben der Menschen reicht, finden wir immer und überall eine herrschende, sich fälschlich Wissenschaft titulierende Lehre, die den Sinn des Lebens nicht entschleiert, sondern verdunkelt.

So war es bei den Ägyptern, den Indern, den Chinesen, zum Teil bei den Griechen (den Sophisten), dann später bei den Mystikern, den Gnostikern, Kabbalisten, und im Mittelalter bei den Theologen, den Scholastikern, den Alchymisten und so überall bis in unsere Zeit hinein.

Welch ein besonderes Glück ist es, in einem solchen besonderen Zeitalter zu leben, in dem jene geistige Thätigkeit, die sich Wissenschaft nennt, nicht nur nicht auf Irrwege gerät, sondern sich, wie man uns versichert, im Zustand einer so ungewöhnlichen Blüte befindet.

Ob nicht vielleicht dieses besondere Glück daher kommt, daß der Mensch seine eigene Erniedrigung nicht sehen kann oder nicht sehen will?

Wie kommt es denn, daß von jener Wissenschaft der Theologen und Kabbalisten nichts übrig geblieben ist, als bloße Worte, und wir uns so besonders glücklich fühlen?

Die Merkmale der Vollkommenheit sind ja dieselben geblieben. Dieselbe Selbstzufriedenheit, dieselbe blinde Zuversicht, daß wir, und nur wir, auf dem rechten Wege sind und daß erst mit uns die wahre Wissenschaft beginnt.

Dieselben Erwartungen, daß wir ganz, ganz nahe daran sind, etwas Ungewöhnliches zu entdecken, und dasselbe, unsere Verirrung aufdeckende Hauptmerkmal: unsere ganze Weisheit bleibt unter uns, und die Masse des Volks versteht sie nicht, nimmt sie nicht auf, bedarf ihrer nicht. Unsere Lage ist eine sehr schwierige, aber deshalb dürfen wir uns nicht scheuen, dieser Thatsache offen ins Gesicht zu sehen.

Es ist Zeit, daß wir zur Besinnung kommen und Einkehr halten in uns selbst.

Wir sind ja nichts anders als Schriftgelehrte und Pharisäer, die sich an Mosis Stelle gesetzt, die Schlüssel zum Himmelreich an sich genommen haben, ohne selbst hinein zu gelangen und andere hinein zu lassen. Wir, Priester der Wissenschaft und Kunst, sind ja nichts anderes als ganz gemeine Betrüger und haben auf die von uns usurpierte Stellung noch weniger ein Anrecht, als die allerschlausten und lasterhaftesten Priester der Kirche.

Wir haben ja für unsere privilegierte Stellung nicht die geringste Entschuldigung: wir haben diese Stellung durch Betrug an uns gebracht und halten uns darin auch nur durch Betrug.

Die Priester – unserer Kirche oder die der katholischen Geistlichkeit – hatten, so lasterhaft sie auch waren, doch ein gewisses Anrecht auf ihre Stellung, – sie sagten, daß sie das Volk lehrten, wie es zu leben und worin es sein Heil zu suchen habe. Wir aber haben ihre

Stellung unterwühlt, wir haben den Menschen erst bewiesen, daß sie von jenen betrogen werden, haben uns dann an ihre Stelle gesetzt; aber wir lehren das Volk nicht, wie es zu leben habe, wir erklären vielmehr, daß es dieser Unterweisung gar nicht bedarf, wir saugen die gesunden Säfte des Volkes auf und lehren dafür unsere Kinder die griechische und lateinische Grammatik, den Talmud unserer Zeit, damit sie imstande seien, jenes Schmarotzerleben weiter zu leben, das wir selbst führen.

Wir sagen: früher gab es Kasten, wir aber haben keine. Aber was soll es denn heißen, daß die einen Menschen samt ihren Kindern arbeiten und die anderen nicht? Bringt einen unserer Sprache unkundigen Inder zu uns herüber, laßt ihn einen Einblick gewinnen in die Zustände, die in Europa und in unserem Lande seit einigen Generationen bestehen, er wird euch dieselben zwei Hauptkasten der Arbeitenden und der Nichtarbeitenden aufweisen, wie er sie in seiner Heimat kennt. Wie bei ihm, so verleiht auch bei uns das Recht, nicht zu arbeiten, eine besondere Weihe, die wir Wissenschaft und Kunst, überhaupt Bildung nennen.

Gerade diese Bildung und die ganze damit verbundene Verkehrung der Vernunft hat uns zu jenem merkwürdigen Wahnsinn geführt, infolgedessen wir nicht sehen, was doch so klar und zweifellos ist.

Wir zehren das Leben unserer Mitmenschen auf und halten uns doch für Christen, halten uns doch für humane, gebildete und völlig gerechte Menschen.

XXXVIII.

Was aber soll man thun? Was sollen wir thun?

Diese Frage, die sowohl ein Eingeständnis dessen, daß unser Leben ein schlimmes und ungerechtes ist, als auch gleichsam eine Bestätigung der Unmöglichkeit, es trotzdem zu ändern, in sich schließt, diese Frage habe ich von allen Seiten gehört, ich höre sie immer wieder, und nur aus diesem Grunde habe ich sie als Überschrift für diese ganze Abhandlung gewählt.

Ich habe meine Leiden, mein tastendes Suchen und meine Lö-

sung der Frage geschildert. Ich bin ein Mensch wie alle, und wenn ich mich in irgend etwas von dem Durchschnittsmenschen meiner Kreise unterscheide, so hauptsächlich darin, daß ich mehr als ein solcher Mensch es sonst zu thun pflegt, der falschen Lehre unserer Zeit gedient und geschmeichelt habe, daß mir von den Vertretern der herrschenden Lehre mehr Beifall zu teil geworden ist, als anderen, und daß ich daher sündhafter geworden und mehr vom rechten Wege abgewichen bin, als andere.

Ich glaube daher, daß die Lösung der Frage, die ich, als für mich selbst maßgebend gefunden habe, auch für alle aufrichtigen Menschen Giltigkeit haben wird, die an sich dieselbe Frage richten werden. Vor allem habe ich mir auf die Frage, was soll ich thun, erwidert: Du sollst nicht lügen, weder vor den Menschen, noch vor dir selbst, du sollst dich vor der Wahrheit nicht fürchten, wohin sie dich auch führen mag. Wir alle wissen, was es heißt, vor den Menschen zu lügen, und trotzdem lügen wir unaufhörlich, vom Morgen bis zum Abend: „Nicht zu Hause“ wenn ich zu Hause bin; „sehr erfreut“, wenn ich gar nicht erfreut bin; „mein Verehrtester“, während ich jemand gar nicht verehre; „ich habe kein Geld“, obgleich ich welches habe u.s.f. Wir halten die Lüge vor den Menschen, insbesondere gewisse Arten der Lüge, für etwas Schlimmes, aber die Lüge vor uns selbst fürchten wir nicht; und doch ist die schlimmste, die offenbarste, verlogenste Lüge vor den Menschen, in Bezug auf ihre Folgen, nichts, im Vergleich mit der Lüge vor uns selbst, aus der wir unser Leben aufbauen.

Eben diese Lüge ist es, von der man sich lossagen muß, wenn man imstande sein will, auf die Frage zu antworten: *Was sollen wir thun*?

Denn alles, was wir thun, unser ganzes Leben, beruht auf der Lüge, und wir geben diese Lüge geflissentlich vor anderen und vor uns selbst als Wahrheit aus? In diesem Sinne heißt Nicht-lügen, sich vor der Wahrheit nicht fürchten, es bedeutet keine Ausflüchte erfinden und sich die Ausflüchte, die Menschen erfunden haben, nicht zu eigen machen, um die Schlußfolgerungen der Vernunft und des Gewissens vor sich selbst zu verbergen; Nicht-lügen heißt in diesem Sinne ferner, sich nicht davor fürchten, mit seiner Umgebung auseinanderzukommen und allein zu bleiben mit seiner Vernunft und seinem Gewissen; heißt die Lage nicht fürchten, in die man durch

das Festhalten an der Wahrheit gebracht werden könnte, in der festen Überzeugung, daß die Lage, in die man durch die Wahrheit und das Gewissen kommen könnte, so sonderbar dies auch scheinen mag, niemals eine schlimmere sein kann, als die, die sich auf der Lüge aufbaut. In unserer Stellung, in der wir privilegierte geistige Arbeit verrichten, nicht lügen, bedeutet, seine Schuld vermindern.

Möglich, daß sie schon so groß ist, daß man sie niemals wird abtragen können. Aber so wenig es auch sein mag, die geringste Verminderung ist besser, als seine ganze Schuld stehen zu lassen, und je weiter man auf dem falschen Wege vorgedrungen ist, der kleinste Rückschritt ist doch besser, als ein weiterer Fortschritt.

Die Lüge vor anderen ist nur unvorteilhaft.

Jede Frage wird immer durch die Wahrheit einfacher und kürzer entschieden, als durch die Lüge. Durch die Lüge vor anderen wird die Sache nur verwirrt und die Lösung wird erschwert; aber die Lüge vor sich selbst, die als Wahrheit ausgegeben wird, zerstört das ganze Leben des Menschen.

Wenn jemand, der einen falschen Weg eingeschlagen hat, ihn als den richtigen anerkennt, so bewirkt jeder Schritt auf diesem Wege, daß er sich von seinem Ziel entfernt; wenn ein schon lange auf diesem falschen Wege einherschreitender Mensch von selbst darauf kommt, oder wenn ihm gesagt wird, daß dieser Weg ein falscher ist, er nun aber vor dem Gedanken, wie weit er sich schon in der falschen Richtung bewegt habe, erschrickt und sich dann einzureden sucht, daß er sich vielleicht auch auf diesem Wege herausfinden werde, dann wird er niemals auf den richtigen kommen. Und wenn der Mensch vor der Wahrheit erschrickt und sie, trotzdem er sie gesehen hat, nicht anerkennt, sondern die Lüge der Wahrheit vorzieht, so wird ein solcher niemals erkennen, was er zu thun habe.

Wir, die wir nicht nur reich sind, sondern auch zu den Privilegierten, zu den sogenannten Gebildeten gehören, sind soweit auf dem falschen Wege fortgeschritten, daß wir entweder eine sehr große Energie besitzen, oder auf dem falschen Wege große Leiden erdulden müssen, um zur Besinnung zu kommen und die Lüge zu erkennen, in der wir leben.

Ich habe die Lüge unseres Lebens erkannt, dank jenen Leiden, die ich, infolge des falschen Weges, den ich ging, zu erdulden hatte; sobald ich aber meinen Irrtum erkannt hatte, besaß ich auch den

Mut, zunächst nicht in Wirklichkeit, sondern im Geiste, den Weg zu betreten, den mir Vernunft und Gewissen bezeichneten, ohne Rücksicht darauf, wohin sie mich führen könnten. Und ich ward für diesen Mut belohnt. Alle die verwickelten, zusammenhanglosen, wirren und sinnlosen Erscheinungen des Lebens, die mich umgaben, sah ich plötzlich in voller Klarheit vor mir, und meine Stellung, vorher so sonderbar und schwierig diesen Erscheinungen gegenüber, erschien mir auf einmal natürlich und klar. Von diesem neuen Standpunkt aus war mir die Richtung, die meine Thätigkeit zu nehmen hatte, mit voller Bestimmtheit vorgezeichnet, sie wich ganz von der bisherigen ab, – es war eine neue, weit ruhigere, liebevolle und freudige Thätigkeit.

Was mich früher abgeschreckt hatte, zog mich jetzt an. Und darum glaube ich, daß, wer sich aufrichtig die Frage vorlegt: was soll ich thun, und bei der Beantwortung dieser Frage sich hütet, sich selbst zu belügen, und den von der Vernunft ihm vorgeschriebenen Weg geht, ich glaube, daß ein solcher die Lösung der Frage schon in der Hand hat.

Wenn er sich nur hütet, sich selbst zu belügen, wird er schon finden, was, wo und wie er zu thun hat.

Nur eines könnte ihm bei seinem Suchen nach dem Ausgang hinderlich sein – das ist eine ungerechtfertigt hohe Meinung von sich selbst und der von ihm eingenommenen Stellung. Das war bei mir der Fall; darum bestand die zweite, aus der ersten hervorgehende Antwort auf die Frage „was soll ich thun?“ für mich darin, daß ich in der vollsten Bedeutung des Wortes Buße that, mit anderen Worten, daß ich meine Meinung über den Wert, den ich meiner Stellung und meiner Thätigkeit beimaß, völlig änderte: statt der Nützlichkeit und der Wichtigkeit meines Wirkens mußte ich seine Schädlichkeit und Unbedeutendheit, statt meiner Bildung mußte ich meine Unbildung, statt meiner Sittlichkeit und Güte mußte ich meine Unsittlichkeit und Herzlosigkeit anerkennen, und statt meiner angemaßten Höhe meine Niedrigkeit.

Ich sage, daß ich außer der Befreiung von der Lüge, vor mir selbst noch besondere Buße zu thun nötig hatte, denn wenn auch das eine aus dem andern hervorgeht, so war doch meine irrige Vorstellung von meiner hohen Bestimmung so sehr mit meinem ganzen Wesen verwachsen, daß ich, bis zu dem Zeitpunkt, wo ich in voller

Aufrichtigkeit Buße that und mich von der gewohnten, falschen Wertschätzung meiner selbst los gemacht hatte, nicht imstande war, die Größe der Lüge zu ermessen, mit der ich mich selbst betrog. Nur nachdem ich Buße gethan, d. h. aufgehört hatte, mich als eine besonders hervorragende Persönlichkeit zu betrachten, und mich als eine solche betrachtete, die mit allen andern Menschen auf der gleichen Stufe stehe, wurde mir der von mir einzuschlagende Weg völlig klar.

Vorher aber war ich nicht imstande, mir die Frage „was soll ich thun?“ zu beantworten, weil ich eben die Frage falsch gestellt hatte. Bevor ich Buße gethan hatte, stellte ich die Frage so: welchen Beruf soll ich mir erwählen, ich, der ich im Besitz von soviel Bildung und so vielen Fähigkeiten bin.

Wie soll ich dem Volke durch meine Bildung und meine Fähigkeiten das wieder zurückzahlen, was ich ihm mein Leben hindurch genommen habe und nehme. Aber diese Frage war eine unberechtigte, weil sie die falsche Vorstellung in sich schloß, daß ich nicht ein solcher Mensch sei, wie alle anderen, sondern ein besonderer, der berufen sei, den Menschen mit den Fähigkeiten und der Bildung zu dienen, die ich mir durch 40jährige Übung angeeignet hatte. Ich stellte mir diese Frage, aber in Wahrheit hatte ich sie schon im voraus beantwortet, und zwar dadurch, daß ich von vornherein die mir willkommene Art der Thätigkeit bestimmte, durch die ich berufen sei, den Menschen zu dienen. Ich fragte mich in Wirklichkeit: Wie soll ich, ein so vorzüglicher, mit so vielen Kenntnissen und Talenten ausgestatteter Schriftsteller, diese Eigenschaften zum Nutzen der Menschen verwenden? Die richtige Fragestellung wäre aber die gewesen, wie sie sich zum Beispiel einem gelehrten Rabbiner hätte stellen müssen, der den ganzen Kursus des Talmuds durchgemacht und der die Zahl der Buchstaben, aus denen alle heiligen Bücher bestehen und alle Spitzfindigkeiten seiner Wissenschaft in sich aufgenommen hätte. Wie für den Rabbiner, hätte auch für mich die Frage folgendermaßen lauten müssen: Was soll ich thun, der ich infolge meiner unglücklichen Lebensbedingungen meine besten Lehrjahre statt zur Gewöhnung an die Arbeit, zur Erlernung der französischen Sprache, des Klavierspiels, der Grammatik, der Geographie, der juristischen Wissenschaften, zur Lektüre von Gedichten, Novellen, Romanen, von philosophischen Systemen und zu militärischen

Übungen verwandt habe; was soll ich, der ich die besten Jahre meines Lebens mit unnützen und die Seele verderbenden Dingen verbracht habe, thun, um, trotz all dieser unglücklichen Lebensbedingungen meiner Vergangenheit, all den Menschen, denen ich diese ganze Zeit hindurch meine Nahrung und Kleidung zu verdanken habe, und die auch heute noch für mich arbeiten, meine Schuld abzutragen? Hätte ich mir diese Frage so gestellt, wie sie jetzt, nachdem ich Buße gethan habe, vor mir steht, die Frage, was soll ich thun, der ich ein so verderbter Mensch bin, so wäre die Antwort leicht gewesen; sie hätte gelautet: Lerne nicht auf Kosten anderer zu leben, und sei immer bestrebt, während deiner Lehrzeit, wie auch nach deiner Lehrzeit, in jedem einzelnen Falle, deinen Nebenmenschen Nutzen zu bringen, durch die Arbeit deiner Hände, deiner Füße, deines Kopfes, deines Herzens und durch alles das, was den Menschen ein Bedürfnis ist.

Und darum sage ich, daß der unseren Kreisen angehörige Mensch, abgesehen davon, daß er sich und andere nicht belügen soll, Buße thun muß, daß er all den mit unserer Bildung, unserer Verfeinerung und unseren Talenten in uns eingewurzelten Hochmut abstreifen muß, daß er sich nicht als Wohlthäter des Volkes, als Mann des Fortschritts betrachten darf, der es gelegentlich nicht verschmäht, seine nutzbringenden Errungenschaften mit dem Volke zu teilen; er muß sich um und um als schuldbeladen, verderbt und unnütz bekennen, von dem Streben beseelt sein, sich zu bessern und nicht glauben, dem Volke Wohlthaten zu erweisen, sondern vor allen Dingen erst aufhören, es zu kränken und zu erniedrigen.

Sehr häufig höre ich vortreffliche junge Leute, die sich dem negativen Teil meiner Schriften zuneigen, die Frage stellen: Was also soll ich thun? Was soll ich, der ich meine Studien an einer Universität oder an einer anderen höheren Anstalt beendigt habe, thun, um nützlich zu sein?

Diese jungen Leute stellen diese Frage, aber im Grunde ihres Herzens ist es bei ihnen beschlossene Sache, daß die von ihnen erworbene Bildung ein gewaltiger Vorzug sei, daß sie dem Volke eben auf Grund dieses Vorzugs dienen müssen, und deshalb ist das, wogegen sie sich mit aller Gewalt sträuben, die Forderung, eine aufrichtige, ehrliche Kritik an die Frage zu legen, was sie unter ihrer Bildung verstehen: an die Frage, ob das, was sie Bildung nennen, der

Inbegriff von guten oder schlimmen Eigenschaften sei. Sobald sie das thun würden, müßten sie sich unfehlbar von ihrer Bildung lossagen und die Notwendigkeit anerkennen, ihre Lehrzeit von vorne zu beginnen; das aber ist das einzige, was ihnen not thut.

Von jedem anderen Standpunkt aus sind sie in keiner Weise imstande, die Frage zu beantworten: Was sollen wir thun, denn die Frage, die sie sich stellen, ist nicht die, um die es sich handelt.

Die richtige Fragestellung wäre folgende: auf welche Weise soll ich, ein hilfloser, unnützer Mensch, dessen beste Lehrjahre, infolge unglücklicher Lebensbedingungen, beim Studium eines Seele und Leib zerstörenden, wissenschaftlichen Talmuds vergeudet worden sind, auf welche Weise soll ich diesen Irrtum wieder gut machen und den Menschen dienen lernen. Statt dessen lautet aber ihre Fragestellung folgendermaßen: Wie soll ich, im Besitz von so vielen vorzüglichen Kenntnissen, die ich mir erworben habe, mit Hilfe dieser, den Menschen nützlich sein?

Und darum wird der Mensch niemals auf die Frage: „was sollen wir thun?“ die richtige Antwort zu finden wissen, bevor er nicht aufgehört hat, sich selbst zu belügen und bevor er nicht Buße gethan hat. Und diese Buße hat nichts Schreckliches, ebenso wenig wie die Wahrheit, und ist ebenso freudenreich und fruchtbringend wie diese. Man braucht nur die Wahrheit ganz zu erkennen und aufrichtig Buße zu thun, um zu begreifen, daß niemand im Leben weder Rechte noch Privilegien, noch besondere Vorzüge besitzt und besitzen kann, daß aber unsere Pflichten ohne Ende und grenzenlos sind, und daß die oberste unzweifelhafte Pflicht des Menschen darin besteht, daß er an dem zur Erhaltung seines Lebens und des Lebens anderer Menschen notwendigen Kampf mit der Natur selbst teilnehmen muß.

In dieser Erkenntnis von der Pflicht des Menschen aber ist das Wesen der dritten Antwort auf die Frage: „was sollen wir thun?“ enthalten.

Ich habe mich bemüht, mich selbst nicht zu belügen, ich habe mich bemüht, die letzten Reste jener falschen Meinung von der meiner Bildung und meinen Talenten zukommenden Bedeutung aus mir auszutreiben und Buße zu thun; aber auf dem Wege, auf dem die Lösung der Frage: „was soll ich thun?“ lag, fand ich eine neue Schwierigkeit: es giebt so viel verschiedenerlei Arbeit in der Welt,

daß ich eines Hinweises darauf bedurfte, an was ich eigentlich herangehen sollte. Die Antwort auf diese Frage erhielt ich durch die mir selbst auferlegte Buße für das Schlimme, das mein Leben erfüllt hatte. Was soll ich thun, worin besteht die mir zufallende Aufgabe? So fragt ein jeder, und auch ich habe so gefragt, bis ich unter dem Einfluß der großen Bedeutung, die ich meiner Bestimmung beilegte, erkannt hatte, daß es meine oberste und unanfechtbarste Aufgabe sein müsse, mich durch meiner eigenen Hände Arbeit zu ernähren, zu kleiden, zu wärmen, mich anzubauen [sic] und für andere im selben Sinne zu wirken, denn ich hatte erkannt, daß, seitdem die Welt besteht, gerade hierin die oberste und nicht zu bezweifelnde Pflicht eines jeden von uns bestand und besteht.

In der Erfüllung dieser Aufgabe findet der Mensch einzig und allein volle Befriedigung seiner natürlichen, leiblichen und geistigen Ansprüche: denn es ist eine leibliche Befriedigung, sich selbst durch seiner Hände Arbeit zu ernähren, zu kleiden, und für sein Wohlergehen Sorge zu tragen, dasselbe aber für andere zu thun, darin liegt eine geistige Befriedigung.

Jede andere menschliche Thätigkeit ist nur dann eine rechtmäßige, wenn diese oberste, natürliche Forderung des Menschen erfüllt ist.

In welchem Wirkungskreis der Mensch auch seinen Beruf erblicken mag: ob in der Beherrschung anderer, in der Verteidigung seiner Landsleute in der Abhaltung eines Gottesdienstes, in der Belehrung anderer, in der Auffindung von Dingen, die die Annehmlichkeiten des Lebens erhöhen, in der Forschung nach den Gesetzen des Weltalls, in der Verkörperung der ewigen Wahrheiten durch künstlerische Gestaltung – für den vernünftigen Menschen wird seine oberste und nicht zu bezweifelnde Pflicht immer darin bestehen, daß er, zum Zwecke der Erhaltung seines eigenen Lebens und des seiner Mitmenschen, thätigen Anteil nimmt am allgemeinen Kampf mit der Natur.

Diese Pflicht wird immer die oberste sein und zwar schon aus dem Grunde, weil die Erhaltung ihres Lebens für die Menschen das Nächstliegende ist; und damit man imstande sei, die Menschen zu beschützen, zu belehren und ihr Dasein angenehmer zu gestalten – muß man vor allen Dingen ihr Leben selbst zu erhalten suchen. Daß ich aber am Kampfe anderer Menschen keinen Anteil nahm, meine

Ausbeutung fremder Arbeit, ist gleichbedeutend mit der Vernichtung eines fremden Lebens.

Und darum ist es nicht möglich und ist es sinnlos, der Erhaltung des menschlichen Lebens dienen zu wollen, indem man Menschenleben vernichtet.

Die Pflicht, am Kampfe der Natur zum Zwecke der Beschaffung von Lebensmitteln thätigen Anteil zu nehmen, wird immer die erste und unanfechtbarste unter allen anderen menschlichen Pflichten sein, denn diese Pflicht ist das Gesetz des Lebens, und die Abwendung von ihr zieht immer eine unvermeidliche Strafe nach sich – die Vernichtung, sei es des leiblichen, sei es des geistigen Lebens des Menschen.

Wenn der Mensch sich von seinen Mitmenschen abschließt und sich zugleich seiner Pflicht entzieht, zur Beschaffung seines Lebensbedarfes teilzunehmen am Kampf mit der Natur, so tötet er sich damit selbst, denn sein Leib wird dahinsiechen.

Wenn sich der Mensch ferner dieser Pflicht entzieht und andere, deren Leben er dadurch zerstört, zwingt, sie zu erfüllen, so straft er sich mit der Vernichtung des vernünftigen Lebens, d. h. des Lebens, das allein einen vernünftigen Sinn besitzt.

So sehr war ich durch mein vergangenes Leben verdorben, so sehr war auch mir dieses, unser Dasein beherrschende, oberste und unzweifelhafte Gesetz Gottes oder der Natur verborgen, daß es mir als etwas Sonderbares, Furchtbares, Schimpfliches erschien, es zu erfüllen; als ob die Erfüllung eines ewigen und unbezweifelbaren Gesetzes und nicht seine Verletzung etwas Sonderbares, Furchtbares und Schimpfliches wäre! Anfangs glaubte ich, die Ausführung dieses Gedankens erfordere irgend welche besonderen Vorbereitungen, eine besondere Einrichtung, eine kooperative Gemeinschaft gleichgesinnter Menschen – die Zustimmung der Familie, einen dauernden Aufenthalt auf dem Lande; dann erschien es mir als etwas, dessen ich mich schämen müsse, wenn ich mich so sehr vor aller Welt exponierte, indem ich etwas in unserer Zeit so Ungewohntes unternahm, wie die Beschäftigung mit körperlicher Arbeit – kurz ich wußte nicht, wie ich an die Sache herantreten sollte.

Aber es bedurfte nur der Erkenntnis, daß dies keine außergewöhnliche Thätigkeit sei, deren Ausführung eine besondere Erfindung und Organisation erheischte, sondern, daß ich nichts anderes

anstrebte, als eine Rückkehr aus jener falschen Stellung, in der ich mich befand, einer Rückkehr zum naturgemäßen Leben; daß es nur eine Vernichtung der Lüge, in der ich lebte, bedeute – ich brauchte mir dies nur klar zu machen, und alle Schwierigkeiten waren aus dem Wege geräumt.

Es hatte sich, wie ich erfuhr, niemals als notwendig erwiesen, besondere Einrichtungen zu treffen, mich anzupassen und auf die Zustimmung anderer Leute zu warten, denn ebenso gut, wie es in jeder Lage, in der ich mich früher befunden hatte, Menschen gegeben hatte, die nicht nur mich, sondern auch sich zu ernähren, zu kleiden, zu wärmen wußten, so konnte auch ich, überall und unter allen Umständen, dasselbe für mich und für sie thun, sofern ich dazu die Zeit und die Kraft fand.

Und ferner, bei der Verrichtung einer ungewohnten und die Menschen gleichsam befremdenden Arbeit eine falsche Scham zu empfinden, vermag ich gleichfalls nicht, und zwar aus dem Grunde, weil ich, solange ich dies *nicht* that, keine falsche, sondern wahrhafte Scham empfand.

Und bei dieser Erkenntnis und der sich aus ihr ergebenden praktischen Schlußfolgerung fand ich mich vollkommen dafür belohnt, daß ich vor diesen Forderungen der Vernunft nicht zurückschreckte und unverzagt den mir von ihr bezeichneten Weg ging.

Nachdem ich einmal zu diesem praktischen Ergebnis gekommen war, war ich überrascht von der Leichtigkeit und Einfachheit aller der Fragen, die mir vorher so schwierig und verwickelt erschienen waren.

Aus die Frage: „was soll ich thun?“ bot sich mir eine gar nicht zu bezweifelnde Antwort: Vor allem sollst du das besorgen, was du für deine eigene Person nötig hast, deinen Ssamowar, deinen Ofen, dein Wasser, deine Kleidung, kurz, alles was du mit deinen eigenen Händen verrichten kannst.

Ich fragte: Wird das nicht den Menschen, die das bis jetzt zu thun gewohnt waren, befremdlich vorkommen, und es stellte sich heraus, daß diese Befremdung nur acht Tage lang anhielt, und daß es nach dieser Zeit im Gegenteil sonderbar erschienen wäre, wenn ich zu meinen früheren Lebensgewohnheiten zurückgekehrt wäre.

Ich fragte: Wird es notwendig sein, diese physische Arbeit zu organisieren, eine kooperative Genossenschaft auf dem Lande einzu-

richten, und es zeigte sich, daß dies alles nicht nötig sei, daß die Arbeit, sofern sie sich nicht die Beschaffung der zum Müßiggang erforderlichen Mittel und die Ausbeutung fremder Arbeit zum Ziele setzt – wie es mit der auf den Gelderwerb gerichteten Thätigkeit der Fall ist, – daß die auf die Befriedigung der einfachsten Bedürfnisse ausgehende Arbeit die Menschen von selbst aus der Stadt in die Dörfer zur Mutter Erde lockt, dorthin, wo eben diese Arbeit zur fruchtbringendsten und freudigsten Beschäftigung wird.

Der Gedanke, irgend eine kooperative Genossenschaft zu gründen, stellte sich aber aus dem Grunde als hinfällig heraus, weil der arbeitende Mensch von selbst naturgemäß zu der schon vorhandenen Gemeinschaft der sich in gleicherweise Bethätigenden hingeleitet wird.

Auf die Frage: wird diese Art der Thätigkeit nicht alle meine Zeit in Anspruch nehmen, wird sie mich nicht der Möglichkeit berauben, jene geistige Arbeit zu leisten, die mir am Herzen liegt, an die ich durch Gewohnheit gebunden bin, und die ich im Augenblicke der Selbstüberhebung als nicht unnütz betrachte? – auf diese Frage erhielt ich eine ganz unerwartete Antwort: die Energie meiner geistigen Thätigkeit war stärker geworden und zeigte eine gleichmäßige Zunahme, indem sie sich in demselben Maße, in dem meine physische Anstrengung zunahm, von jeder störenden Beimengung befreite.

Es zeigte sich, daß mir, wenn ich der körperlichen Anstrengung 8 Stunden gewidmet hatte, nämlich jene 8 Stunden, die ich früher in schwerem Kampf gegen die mich verzehrende Langeweile verbracht hatte, jetzt noch weitere 8 Stunden blieben, von denen ich, nach meiner Veranlagung, nur 5 Stunden zu geistiger Arbeit nötig hatte; es zeigte sich, daß, wenn ich, der ich ein äußerst fruchtbarer Schriftsteller bin, und seit nahezu 40 Jahren fast nichts anderes gethan habe, als schreiben, und 300 Druckbogen hervorgebracht habe, alle diese 40 Jahre hindurch mit dem arbeitenden Volke zusammen in Reih' und Glied gearbeitet und im Laufe von nur 5 Stunden im Tage mich mit Lesen und ernstem Studium beschäftigt und nur an Feiertagen nicht mehr als zwei Seiten geschrieben hätte (ich habe aber einen Druckbogen pro Tag produziert), daß ich dann dieselben 300 Bogen in nur 14 Jahren hervorzubringen imstande gewesen wäre.

Noch eine andere merkwürdige Thatsache kam hier zum Vorschein – das Resultat einer ganz einfachen arithmetischen Rechnung, die jeder siebenjährige Schulknabe machen kann, und die ich bis dahin nicht fertig gebracht hatte. Ein Tag und eine Nacht bestehen aus 24 Stunden; wir schlafen 8 Stunden, es bleiben also 16 übrig. Wenn demnach irgend ein beliebiger Mann, der sich geistig beschäftigt, seiner Thätigkeit nur 5 Stunden täglich widmen würde, so könnte er eine ungeheure Summe von Arbeit leisten; und wozu verwendet er eigentlich die noch übrigen 11 Stunden?

So hatte es sich denn gezeigt, daß die körperliche Arbeit nicht nur die Möglichkeit geistiger Thätigkeit nicht ausschließt, daß sie sie nicht nur veredelt, sondern daß sie ihr einen höheren Wert giebt und anregend auf sie wirkt.

Ich fragte: wird mich die physische Arbeit nicht vieler unschuldiger, dem Menschen eigentümlicher Genüsse berauben, wie der Freude an der Kunst, der Erwerbung von Kenntnissen, der Geselligkeit und überhaupt der Lebensfreude? und es stellte sich gerade das Gegenteil heraus: je schwerer die Arbeit war, die ich verrichtete, je mehr sie sich der Feldarbeit, die doch als die allergröbste Arbeit angesehen wird, näherte, um so stärker wurde meine Genußfähigkeit, um so mehr wuchs mein Wissensdrang, um so inniger und liebevoller schloß ich mich an die Menschen an, und um so mehr Freude hatte ich am Leben.

Auf die Frage (die mir so oft von nicht ganz aufrichtigen Leuten gestellt wurde): welche Wirkung denn ein solch winziger Tropfen im Meer haben könne, wie mein persönlicher Anteil an der physischen Arbeit, verglichen mit dem Meere von Arbeit, deren Früchte von mir verzehrt wurden? – auch auf diese Frage war die Antwort eine wunderbare und unerwartete. Es zeigte sich, daß ich nur meine Arbeit zu einer gewohnheitsmäßigen Bedingung meines Lebens zu machen brauchte, und fast alle meine verwerflichen, kostspieligen, meinem früheren, physischen Müßiggang anhaftenden Gewohnheiten und Bedürfnisse waren, ohne irgend eine Anstrengung von meiner Seite, von selbst verschwunden; ich will hierbei gar nicht von meiner Gewohnheit reden, den Tag in die Nacht zu verwandeln und umgekehrt, auch nicht von meinem Bett, von meiner Kleidung, von der konventionellen Reinlichkeit – die bei der körperlichen Arbeit geradezu unmöglich und hinderlich wird; aber auch meine Nah-

rung mußte ich ändern, das Bedürfnis nach einer anderen Art der Ernährung hatte sich eingestellt.

An Stelle jenes Süßen und Fetten, Verfeinerten, Zusammengesetzten und Gewürzten der früheren Tage, machte sich das Bedürfnis, nur die allereinfachste, mir jetzt auch am besten schmeckende Kost zu mir zu nehmen, geltend: Krautsuppe, Grütze, Schwarzbrot, Thee und ein kleines Stück Zucker dazu.

So waren also, ganz abgesehen von der Thatsache, daß jene einfachen, gewöhnlichen, mit weniger Nahrung zufriedenen Arbeiter, mit denen ich in Berührung kam, mir zum Vorbild dienten, in Wirklichkeit meine Bedürfnisse, infolge meines arbeitssamen Lebens, für mich unmerklich andere geworden. Je mehr ich mich in meine neue Lebensweise eingewöhnt hatte und die Handgriffe der Arbeit besser zu beherrschen lernte, desto mehr gewann der von mir gelieferte Tropfen physischer Arbeit an Bedeutung, je reicher die Früchte meiner Arbeit wurden, um so geringer wurden auch die Anforderungen, die ich an die Leistungsfähigkeit anderer stellte, und mein Dasein näherte sich in natürlicher Weise, ohne besondere Anstrengung und Entbehrungen, jener Einfachheit in der Lebensführung, an die ich, solange ich meine wahre Arbeitspflicht nicht erfüllt hatte, gar nicht einmal denken durfte. Es zeigte sich wieder, daß meine kostspieligsten Ansprüche an das Leben – eben die Ansprüche, die meiner Eitelkeit und meinem Trieb nach Zerstreuung entsprungen waren, gerade durch mein müßiges Leben bedingt gewesen waren.

Bei der physischen Arbeit war für die Eitelkeit kein Raum, und es fehlte jeder Wunsch nach Zerstreuung, denn meine Zeit war in vollkommener Weise ausgefüllt; ich empfand, nach der körperlichen Ermüdung, die einfache Ruhe beim Thee, beim Lesen eines Buches, bei der Unterhaltung mit meiner Umgebung weit angenehmer, als Theaterbesuch, Kartenspiel, Konzerte, große Gesellschaften – als alle diese Dinge, die viel Geld kosten.

Kommen wir jetzt zu der Frage, ob diese ungewohnte Arbeit nicht einen üblen Einfluß auf meine Gesundheit ausgeübt habe, ohne die es unmöglich ist, den Menschen zu dienen. Es stellte sich heraus, daß trotz der bestimmten Versicherungen berühmter Ärzte, denen zufolge anstrengende physische Arbeit, namentlich in meinem Alter, von nachteiligen Wirkungen begleitet sein könnte, (wogegen man mir zur schwedischen Gymnastik, zur Massage u.s.f.

riet, d. h. zu Einrichtungen, die für die naturgemäße Lebensweise des Menschen Ersatz leisten sollen), es stellte sich heraus, daß ich mich, je anstrengender eine Arbeit war, um so kräftiger, frischer, fröhlicher und gütiger gestimmt fühlte. Es zeigte sich also und stand unzweifelhaft fest, daß alle die ausgeklügelten Erfindungen des menschlichen Geistes: Zeitungen, Theater, Konzerte, Besuche, Bälle, Kartenspiel, Zeitschriften, Romane nichts anderes sind, als Mittel, zu denen gegriffen wird, um das geistige Leben des Menschen, mit Umgehung der ihm von der Natur vorgezeichneten Pflicht, für andere zu arbeiten, aufrecht zu erhalten; es zeigte sich ferner, daß es sich ebenso mit allen hygienischen und medizinischen ausgeklügelten Erfindungen des menschlichen Geistes verhält, mögen sie sich nun auf besonders angepaßte Nährmittel, Getränke, Wohnungen, Ventilation, Heizung, Kleidung, Medikamente, Mineralwasser, Massage, Gymnastik, elektrische und andere Kuren beziehen; es zeigte sich, daß all diese schlau ersonnenen Kniffe nichts anderes sind, als Mittel zur Erhaltung des physischen Lebens des seinen natürlichen Arbeitsbedingungen entfremdeten Menschen. Auf diese Weise werden die Menschen wie Pflanzen behandelt, die man in hermetisch geschlossenen Räumen aufzieht, wo mit Hilfe von chemischen Apparaten künstliche Wasserverdunstung und für die Pflanzenatmung besonders geeignete Luft erzeugt wird, während man doch in Wirklichkeit nur das Fenster zu öffnen, nur das zu thun brauchte, was nicht nur der menschlichen, sondern auch der tierischen Natur entspricht – nämlich zweckmäßige Nahrung zuzuführen, den überschüssigen Vorrat von Energie zu entfernen, ihn durch Muskelarbeit zu entladen.

Die tiefsinnigen Grundsätze der für unsere Kreise ausgeklügelten Lehren unserer Medizin und Hygiene lassen sich ganz gut mit dem Vorgehen eines Mechanikers vergleichen, der seinen stillstehenden Dampfmotor zu voller Glut anfachen, dann alle Ventile schließen, und nur daran denken wollte, den Dampfkessel vor der Gefahr einer Explosion zu bewahren!

Und als ich alles das klar verstanden hatte, da mußte ich laut auflachen! Einer ganzen Reihe von Zweifeln, von tastenden Versuchen, von langwierigen Verstandesschlüssen hatte es für mich bedurft, um zur Erkenntnis der ungewöhnlichen Wahrheit zu gelangen, daß dem Menschen Augen gegeben seien, um zu sehen, Ohren, um zu

hören, Beine, um zu gehen, Leib und Hände, um zu arbeiten; und daß ferner der Mensch, wenn er seine Glieder nicht zu dem vorgeschriebenen Zwecke gebraucht, seine eigene Lage dadurch verschlimmert.

Ich bin zu dem Schlusse gekommen, daß es mit uns privilegierten Menschen ebenso gegangen ist, wie mit den Hengsten eines meiner Bekannten.

Der Verwalter, weder ein Liebhaber, noch ein Kenner von Pferden, hatte von seinem Herrn den Befehl erhalten, die besten unter seinen Hengsten zum Pferdemarkt zu führen. Er trennte sie nun von der übrigen Herde, brachte sie im Stalle unter, fütterte sie mit Hafer und tränkte sie; da er sich aber fürchtete, die teueren Pferde einem anderen anzuvertrauen, so wurden sie weder geritten noch frei laufen gelassen, ja nicht einmal herausgeführt. Natürlich wurden sie krank und waren zu nichts mehr zu brauchen.

Ganz so geht es uns, nur mit dem Unterschied, daß die Pferde sich durch nichts täuschen lassen und, um nicht ins Freie zu gelangen, angebunden werden müssen; wir aber werden in einer ähnlichen unnatürlichen und verderblichen Lage erhalten, und zwar durch Verirrungen, die uns umstrickt haben und uns wie an einer Kette festhalten.

Wir haben unser Leben im Gegensatz zur sittlichen wie zur physischen Natur des Menschen eingerichtet, und alle Kräfte unseres Geistes werden zu dem Zwecke angespannt, um dem Menschen die Überzeugung beizubringen, daß diese Art des Lebens die einzig richtige sei. Alles was wir Kultur nennen, unsere Wissenschaft und Kunst, die Verfeinerung der Lebensgenüsse, sind nichts anderes als Versuche, die sittlichen und natürlichen Triebe des Menschen zu umgehen; alles was wir Hygiene und Medizin nennen, sind nichts weiter als Versuche, die natürlichen und physischen Forderungen der menschlichen Natur zu umgehen.

Aber dieser Betrug hat seine Grenzen, und wir gelangen bis zu ihnen.

Wenn das Leben, wie wir es führen, das richtige ist, so ist es besser, gar nicht zu leben – so spricht die jetzt herrschende, am meisten in Mode gekommene Philosophie Schopenhauers und Hartmanns. Wenn das unser Leben sein soll, so ist es besser nicht zu leben – so spricht die immer größere Zunahme der Selbstmorde unter den

privilegierten Ständen. Wenn das das wahre Leben sein soll, so wäre es auch für die kommenden Generationen besser nicht zu leben, so spricht die, sich stets nach dem Winde richtende, medizinische Wissenschaft mit den von ihr zur Vernichtung der weiblichen Fruchtbarkeit ersonnenen Mitteln.

In der Bibel steht geschrieben, es sei ein den Menschen beherrschendes Gesetz: „Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen"; wie auch zu lesen steht: „Du sollst mit Schmerzen Kinder gebären."

Ein Bauer, Namens Bondarew, der darüber einen Artikel geschrieben hat, ist der Mann, dem ich meine Aufklärung über die Weisheit dieser Worte verdanke.

Mein ganzes Leben hindurch sind es zwei russische Denker gewesen, die auf mich einen großen sittlichen Einfluß ausgeübt, mein Denken bereichert und meine Weltanschauung geklärt haben.

Diese beiden Männer waren keine russischen Dichter, Gelehrte oder Prediger – es waren zwei noch heute lebende, merkwürdige Menschen; beide waren sie Bauern, der eine hieß Sjutajew, der andere Bondarew.

Aber – *nous avons changé tout ça*[5] sagt bei ihrem lügenhaften Gerede über die Medizin jene Molièresche Figur, die gleichzeitig behauptet hatte, die Leber befinde sich auf der linken Seite; *nous avons changé tout ça*: die Menschen brauchen nicht mehr zu arbeiten, um sich zu ernähren, das werden alles schon die Maschinen besorgen, und die Frauen brauchen nicht mehr zu gebären, die Wissenschaft lehrt, gewisse Mittel dagegen anzuwenden, und das Volk ist schon ohnedies allzu zahlreich.

Im Bezirk Krapiwna streift ein zerlumpter Bauer herum. Er war während des Krieges Getreideeinkäufer bei einem Beamten, der den Proviant zu besorgen hatte. Der sich allmählich ausbildende nähere Verkehr mit diesem Beamten brachte den Bauer, wie man zu sagen pflegt, um seinen Verstand, und er wurde von dem Wahn befallen, er habe ebenso wenig wie die Herren nötig etwas zu thun, und der Kaiser selbst müsse für seinen Unterhalt sorgen. Dieser Bauer nennt sich jetzt „erlauchtester, militärischer Fürst Blochin, Proviantlieferant aller Stände". Er versichert von sich selbst, er habe die ganze

[5] [Wir haben das alles geändert]

Beamtenlaufbahn durchgemacht und müsse nun, in seiner Eigenschaft als ausgedienter Militär, vom Kaiser ein offenes Konto bei der Bank, Kleider, Uniformen, Pferde, Wagen, Thee, Erbsen, Diener und volle Verpflegung bekommen.

Auf die Frage, ob er nicht arbeiten wolle, antwortet er stolz: „Danke sehr, das wird alles von den Bauern besorgt."

Sagt man ihm, die Bauern werden ebenfalls nicht arbeiten wollen, so antwortet er: für die Bauern im Bezirk ist das nichts zu schwer Fallendes, (er drückt sich mit Vorliebe hochtrabend aus und gebraucht gern von Zeitwörtern abgeleitete Hauptwörter) …

Jetzt, nach dem Vorhandensein von Maschinen für die Erleichterung der Bauern, sagt er, giebt es für sie keine Beschwerlichkeit mehr. Fragt man ihn, zu welchem Zweck er lebe, so antwortet er: um sich die Zeit zu vertreiben.

Diesen Menschen betrachte ich immer als einen Spiegel, ich sehe in ihm mich selbst und unseren gesamten Stand.

Seine Beamtenlaufbahn mit einem hohen Titel zu beschließen, um dann im stande zu sein, sich seine Zeit zu vertreiben und ein Konto bei der Bank zu haben, während die Bauern, für die dies „nach dem Erfundensein von Maschinen keine Beschwerlichkeit mehr hat", alle Arbeit thun müssen.

Das ist die umfassende Formulierung der von den Menschen unserer Kreise vertretenen unsinnigen Lehre.

Wenn wir fragen: welche bestimmte Art von Arbeiten sollen wir denn thun? so stellen wir in Wahrheit gar keine Frage, sondern wir sagen damit, nur nicht mit derselben Ehrlichkeit, wie der erlauchteste, militärische Fürst Blochin, der Inhaber sämtlicher Titel wurde und den Verstand verlor, daß wir nichts thun wollen.

Wer sich auf sich selbst besinnt, der wird diese Frage gar nicht stellen können, denn einerseits ist alles, wessen er bedarf, schon durch anderer Hände Arbeit gethan und wird weiter gethan, während jeder gesunde Mensch, wenn er ausgewachsen ist und sich satt gegessen hat, sogleich das Bedürfnis empfindet, zu arbeiten, mit den Füßen, den Händen und mit dem Kopf. Damit er Arbeit finde und Arbeit leiste, hat er es nur nötig, sich nicht zurückzuhalten; nur wer sich der Arbeit schämt, wie irgend eine Dame der Gesellschaft, die ihren Gast bittet, sich nicht zu bemühen, die Thüre selbst zu öffnen, sondern zu warten, bis sie dem Diener geschellt habe, nur ein sol-

cher Mensch wird sich die Frage vorlegen können, welche bestimmte Art der Arbeit man thun soll.

Es handelt sich nicht darum, irgend eine bestimmte Arbeit zu finden – es giebt so viel Arbeit, daß man weder selbst, noch ein anderer damit fertig werden könnte – sondern darum handelt es sich, daß man sich lossage von jener sündhaften Lebensanschauung, wonach der Mensch zu seinem Vergnügen ißt und schläft; daß man sich die einfache und gerechte Anschauung zu eigen mache, mit der jeder Arbeiter aufwächst und lebt, daß der Mensch vor allen Dingen eine Maschine ist, die mit Nahrung geheizt werden muß, um zu leben; daß es aus diesem Grunde schimpflich, drückend, unerlaubt ist zu essen, ohne zu arbeiten; daß man sich ebenso scheuen muß, zu essen, ohne zu arbeiten, wie man sich vor dem Feuer scheut. Sobald man von dieser Erkenntnis durchdrungen ist, weiß man auch, wo man seine Arbeit zu suchen hat, und diese Arbeit wird immer eine freudige sein und die seelischen und leiblichen Bedürfnisse des Menschen vollauf befriedigen.

Ich persönlich habe mir diese Thätigkeit folgendermaßen zurechtgelegt: Der Tag eines jeden Menschen wird durch die Art und Weise, wie er seine Nahrungszufuhr einteilt, in vier Teile zerlegt, oder in vier „Spannen Zeit“ wie es die Bauern nennen:

1. In die Zeit vor dem Frühstück; 2. Vom Frühstück bis zum Mittagessen; 3. Vom Mittagessen bis zum Vesperbrot und 4. Vom Vesperbrot bis zum Abendessen.

Ferner die Thätigkeit, zu der er sich hingezogen fühlen kann, ist vierfacher Art: 1. Die Bethätigung der Muskelkraft, die Arbeit der Hände, der Füße, der Schultern, des Leibes, die schwere Arbeit, die im Schweiße des Angesichts verrichtet wird. 2. Die Thätigkeit der Finger und des Handgelenks, das Geschicklichkeit erfordernde Handwerk; 3. Die Thätigkeit des Verstandes und der Phantasie; 4. Die Bethätigung des Geselligkeitstriebes.

So kann man auch die Arbeitserzeugnisse, deren sich der Mensch zu erfreuen hat, in folgende vier Rubriken unterbringen. 1. Die Produkte der schweren Arbeit, wie Brot, Vieh, Baulichkeiten, Brunnen, Teiche u.s.f. 2. Produkte des Handwerks, wie Kleidung, Stiefel, Hausrat u.s.f. 3. Produkte der geistigen Thätigkeit, der Wissenschaften und der Künste und 4. Die eingebürgerte Geselligkeit, Bekanntschaften u.s.f.

Und ich glaube, daß es am besten sein müßte, wenn man mit der verschiedenartigsten Tagesarbeit in der Weise abwechseln wollte, daß alle vier Bethätigungstriebe des Menschen geübt würden, so daß er imstande wäre, alle vier Arten von Arbeitserzeugnissen, die er selbst genießt, auch seinerseits wieder hervorzubringen und anderen zuzuwenden. Dann wären von allen seinen vier „Spannen" die erste der schweren Arbeit gewidmet, die zweite dem Handwerk, die dritte der geistigen Thätigkeit und die vierte der Geselligkeit. Glücklich der, dem es gegeben ist, seine Thätigkeit auf diese Art auszuüben; aber wer dies nicht vermag, der muß stets dessen eingedenk sein, daß die Hauptsache in der klaren Erkenntnis der menschlichen Arbeitspflicht besteht, in der Pflicht, jede seiner „Spannen" zur Arbeit zu verwenden.

Ich glaube, daß erst dann, wenn die Menschen sich in dieser Weise ihr Leben gestaltet haben, die falsche, in unserer heutigen Gesellschaftsordnung bestehende Arbeitsteilung verschwinden würde; erst dann wird jene gerechte Teilung der Arbeit sich einbürgern, die dem Glück des Menschen keinen Abbruch thut.

Ich selbst habe mich, um dieses Beispiel zu geben, mein ganzes Leben lang mit geistiger Arbeit beschäftigt. Ich sagte mir immer, ich hätte sie so eingeteilt, daß das Schreiben, d. h. meine geistige Thätigkeit, das mir zugefallene besondere Arbeitsgebiet darstelle, während ich alle übrigen Arbeiten, deren Erzeugnisse ich bedurfte, anderen Leuten überließ (oder sie dazu zwang). Diese, wie man meinen sollte, für die geistige Thätigkeit vorteilhafte Einrichtung stellte sich aber – ganz abgesehen von der ihr zu Grunde liegenden Ungerechtigkeit – in Wirklichkeit gerade als die für diese Thätigkeit am wenigsten vorteilhafte heraus.

Ich richtete meine ganze Lebensweise, Nahrung, Schlaf, Zerstreuungen, immer mit Rücksicht auf die meiner Specialbeschäftigung gewidmete Zeit ein, und außer dieser Arbeit that ich weiter nichts.

Daraus ergab sich vor allem, daß der Kreis meiner Beobachtungen und meines Wissens ein eingeschränkterer wurde, so daß ich oftmals keinen Gegenstand für meine Betrachtungen hatte; es geschah nicht selten, wenn ich mir die Aufgabe stellte, das menschliche Leben zu schildern (und das Studium des menschlichen Lebens ist die immerwährende Ausgabe jeder geistigen Thätigkeit), daß ich

meine Unkenntnis aufs tiefste empfand und gezwungen war, zu lernen, nach Dingen zu fragen, die jeder nicht mit einer speciellen Art der Thätigkeit Beschäftigte weiß. Und ferner ergab sich, daß ich mich oft zum Schreiben niedersetzte, ohne einen inneren Trieb dazu zu verspüren, wie ja auch kein Mensch von mir nach meinen Schriften im höheren Sinn, d. h. nach meinen Gedanken, Verlangen trug, sondern nur das Gewicht meines Namens für journalistische Zwecke in Betracht kam. Ich bemühte mich, aus mir herauszupressen, was ich konnte, manchmal preßte ich nichts aus mir heraus, zuweilen etwas sehr Minderwertiges und dann fühlte ich mich unzufrieden und traurig. Und oft kamen Tage und Wochen, wo ich aß, trank, schlief, mich wärmte und nichts that, oder mich dem hingab, was für niemanden von Nutzen ist, und so das unzweifelhafteste und schlimmste Verbrechen beging, das von Angehörigen des Arbeiterstandes so selten oder fast nie verübt wird. Jetzt aber, nachdem ich die Notwendigkeit physischer Arbeit, sowohl der groben, als auch der handwerksmäßigen erkannt hatte, war das Bild ein ganz anderes geworden: meine Zeit war ausgefüllt, so bescheiden es auch sein mochte, aber zweifellos in nützlicher, in freudiger und für mich belehrender Weise.

Und daher riß ich mich, im Interesse meiner eigentlichen Berufsthätigkeit, von dieser zweifellos nützlichen und freudigen Beschäftigung nur dann los, wenn ich den inneren Drang dazu fühlte, und wenn zugleich unabweisliche Forderungen an meine schriftstellerische Thätigkeit gestellt wurden. Durch diese Forderungen wurde aber nur der höhere Wert und darum auch der größere Nutzen meiner eigentlichen Berufsthätigkeit und zugleich auch die Freude, die ich an ihr hatte, bedingt.

So zeigte es sich also, daß die Beschäftigung mit der physischen Arbeit, die für mich, wie für jeden anderen Menschen notwendig war, meiner engeren Berufsthätigkeit nicht nur nicht hinderlich war, sondern, daß sie eine notwendige Vorbedingung für den daraus erwachsenden Nutzen, für den Wert und die mit dieser Arbeit verknüpfte Freude bildete.

Der Vogel ist so organisiert, daß er notwendigerweise fliegen, hüpfen, picken und eine gewisse Verstandesthätigkeit ausüben muß; und wenn er alles das thut, dann ist er befriedigt, glücklich – kurz, dann erst ist er wirklich ein Vogel.

Ebenso der Mensch: wenn er geht, wenn er geschäftig ist, Lasten hebt und schleppt, mit den Fingern, den Augen, den Ohren, mit der Zunge, dem Hirn arbeitet, nur dann ist er befriedigt – kurz, nur dann ist er Mensch.

Wer seinen Beruf in der Arbeit findet, wird naturgemäß zu der, seinen äußeren und inneren Bedürfnissen entsprechenden Änderung seiner Thätigkeit hinstreben, aber er wird die einmal festgesetzte Ordnung nur dann ändern, wenn er einen unbezähmbaren Drang nach irgend einer ausschließlichen, speciellen Thätigkeit in sich fühlt, und wenn gerade an *diese* Thätigkeit von anderen Menschen Ansprüche erhoben werden.

Es ist eine Wesenseigentümlichkeit der Arbeit, daß zur völligen Befriedigung aller Bedürfnisse der Menschen gerade diese Abwechslung in den verschiedenen Arten der Thätigkeit notwendig ist, damit die Arbeit nicht eine Last, sondern eine Freude sei.

Nur der irrige Glaube, daß die Arbeit ein Fluch sei, konnte die Menschen zu jener Selbstbefreiung von gewissen Arbeitszweigen verleiten, d. h. zu der Aneignung fremder Arbeit, durch die andere Menschen zu einer bestimmten Thätigkeit gezwungen werden, und die Arbeitsteilung genannt wird.

Wir sind ja so sehr an unsere falsche Ansicht von der Organisation der Arbeit gewöhnt, daß wir meinen, der Schuster, der Maschinenarbeiter, der Schriftsteller, der Musiker, würde glücklicher sein, wenn er sich von der dem Menschen eigentümlichen Arbeit frei machte.

Da, wo fremde Arbeit keinem Zwang unterliegt, und wo es keinen falschen Glauben an das vermeintliche Glück des Müßiggangs giebt, wird es niemanden einfallen, sich im Interesse einer bestimmten, speciellen Thätigkeit von der physischen, zur Befriedigung seiner Lebensbedürfnisse notwendigen Arbeit frei machen zu wollen, denn ein specieller Beruf ist kein Vorzug, sondern er ist ein Opfer, das der Mensch seiner Neigung und seinen Brüdern bringt.

Der Schuster im Dorfe, der sich von seiner gewohnten, mit Freuden verrichteten Feldarbeit losreißt und zu seinem eigentlichen Handwerk zurückkehrt, um für seine Nachbarn Stiefel zu flicken oder zu fertigen – wird nur deshalb die immer genußreiche und nutzbringende Feldarbeit im Interesse anderer aufgeben, weil es ihm Vergnügen macht, Stiefel anzufertigen, weil er weiß, daß keiner

sie so gut herstellen kann wie er, und daß seine Kunden ihm dafür dankbar sein werden.

Aber er wird niemals den Wunsch haben, für die Dauer seines ganzen Lebens der angenehmen Abwechslung in seiner Thätigkeit zu entsagen.

Dasselbe gilt vom Dorfältesten, vom Maschinenarbeiter, vom Schriftsteller, vom Gelehrten. Uns, mit unseren verkehrten Begriffen, scheint es ja nur, als hätte einen, von seinem Herrn seines Amtes enthobenen und wieder zur Feldarbeit gezwungenen Geschäftsführer oder einen zur Ansiedelung nach Sibirien verbannten Minister eine Strafe, ein Unglück betroffen. In Wirklichkeit hat man ihnen eine Wohlthat erwiesen, denn man hat ihre eigentliche, schwere Berufsarbeit durch genußreiche, abwechslungsreiche Thätigkeit ersetzt.

In den, nach naturgemäßen Grundsätzen lebenden Gemeinwesen geht es ganz anders zu. Ich kenne eine solche Gemeinschaft, deren Glieder sich selbst ernähren. Einer von diesen Leuten hatte eine höhere Bildung genossen als die übrigen, und so verlangte man denn von ihm, daß er den anderen vorlese, wozu er sich am Tage vorbereiten mußte. Er that mit Freuden, was man von ihm verlangte, denn er fühlte, daß er den anderen nützlich sei; und er that damit ein gutes Werk. Aber diese ausschließlich geistige Thätigkeit fing an, ihn zu ermüden, und seine Gesundheit wurde angegriffen. Da that er den andern Gliedern der Gemeinschaft leid, und sie baten ihn, daß er wieder zur Feldarbeit zurückkehren möge.

Für die Menschen, die in der Arbeit das Wesen und die Freude des Lebens erblicken, wird immer der Kampf mit der Natur – die Arbeit des Ackerbauers, des Handwerkers, die Grundlage seines Daseins bilden; ferner die geistige Thätigkeit, sowie die Aufrechterhaltung des geselligen Verkehrs.

Es wird dann nur in dem Fall eine Abwendung von einem oder mehreren dieser Arbeitsgebiete eintreten, und nur dann eine abgesonderte Thätigkeit stattfinden, wenn ein dazu veranlagter Mensch – der seinem speciellen Beruf mit Liebe zugethan ist und weiß, daß er ihn besser als andere zu erfüllen vermag, den ihm daraus erwachsenden Vorteil aufgiebt, um den an ihn unmittelbar gestellten, unabweislichen Forderungen zu genügen. Nur bei einer solchen Auffassung von der Arbeit und der aus ihr hervorgehenden, natürlichen

Arbeitsteilung wird jener in unserer Vorstellung der Arbeit anhaftende Fluch von ihr genommen, und jede Art von Thätigkeit wird uns stets froh stimmen. Denn der Mensch wird entweder eine zweifellos nutzbringende Arbeit leisten, die ihn fröhlich macht und ihn nicht drückt oder er wird das Bewußtsein in sich tragen, daß er durch die Ausübung einer schwierigeren, ungewöhnlichen Thätigkeit ein Opfer bringt, wobei er sich jedoch nur durch den Gedanken, den anderen zu nützen, leiten läßt.

Aber die Teilung der Arbeit, sagt man uns, ist vorteilhafter.

Für wen ist sie vorteilhafter? frage ich. Es mag vorteilhafter sein, in aller Eile möglichst viel Stiefel und Kattun herzustellen.

Wer aber soll denn diese Stiefel und Kattune herstellen?

Es giebt Leute, die Generationen hindurch nichts anderes thun, als Stecknadelköpfe fabrizieren. Wie kann man also sagen, daß die Teilung der Arbeit für den Menschen vorteilhafter sei.

Wenn es sich darum handeln würde, eine möglichst große Menge Kattun und Nadeln anzufertigen – dann ist diese Behauptung richtig. Es handelt sich jedoch um die Menschen, um ihre Wohlfahrt. Diese aber liegt in ihrem Leben, und Leben bedeutet Arbeit. Wie also sollte die Notwendigkeit einer qualvollen drückenden Arbeit von größerem Vorteil für die Menschen sein können?

Wenn es sich nur um den Vorteil des einen Teils der Menschen handelte, ohne Berücksichtigung der Wohlfahrt der Gesamtheit, so wäre es jedenfalls am lohnendsten für die einen, wenn sie die anderen auffressen würden! Menschenfleisch soll ja übrigens ganz wohlschmeckend sein! Vorteilhaft für alle Menschen ist nur eines – eben das, was ich mir selbst wünsche, – das größte Wohlergehen und die Befriedigung sämtlicher, leiblicher wie seelischer Bedürfnisse, die mir durch mein Gewissen und meine Vernunft zum Bewußtsein kommen. Und so habe ich denn, was meine eigene Person anlangt, gefunden, daß ich zur Erlangung meiner Wohlfahrt und zur Befriedigung dieser meiner Bedürfnisse nur von jener Wahnvorstellung geheilt zu werden brauche, von der ich, wie jener Irrsinnige im Bezirk Krapiwna, befallen war, und die darin bestand, daß die Herren nicht arbeiten dürften, und daß alle Arbeit von andern Leuten gethan werden müsse; nein, man muß, ohne viel zu grübeln, nur das thun, was dem Wesen des Menschen entspricht, wenn er die seiner Natur innewohnenden Bedürfnisse zu befriedigen sucht. Und als

ich dies gefunden hatte, war ich zur Überzeugung gelangt, daß diese auf die Befriedigung unserer Bedürfnisse gerichtete Thätigkeit von selbst in die verschiedenen Arten der Arbeit zerfällt, von denen jede einzelne ihren Reiz hat und nicht nur keine Last ist, sondern, infolge der durch diese Verschiedenheit ermöglichten Abwechselung, eine Erholung bedeutet.

Ich habe in rohen Umrissen (ohne im geringsten auf der Richtigkeit meiner Einteilung zu bestehen) diese Art der Thätigkeit, auf Grund der von mir als richtig erkannten Forderungen, jenen vier „Spannen" entsprechend, in vier Abschnitte zerlegt, aus denen sich bei mir der Tag zusammensetzt; und ich bemühe mich, diesen Forderungen gerecht zu werden.

Die Antworten, die sich mir also auf die Frage, was wir thun sollen, als für meine Person gütig, ergeben haben, lassen sich folgendermaßen zusammenfassen:

Das erste ist: Sich selbst nicht belügen, so weit auch unser Lebensweg von jenem einzig richtigen und von der Vernunft vorgezeichneten entfernt sein mag, und die Wahrheit niemals fürchten.

Das zweite ist: Sich vom Glauben an seine angemaßten Rechte, sich von seinen Privilegien, von seinen eingebildeten Vorzügen anderen Menschen gegenüber lossagen und sich schuldig bekennen.

Das dritte ist: Jenes ewige, über allem Zweifel stehende, in der Menschheit waltende Gesetz erfüllen, das von uns fordert, daß wir zur Erhaltung unseres Lebens, wie des Lebens unserer Mitmenschen mit der Natur kämpfen.

XXXIX.
Über die Arbeit und den Luxus

Ich bin mit meiner Aufgabe zu Ende; ich habe alles gesagt, was sich auf mich selbst bezieht, aber ich kann es mir nicht versagen, auch noch das auszusprechen, was sich aus meinen Darlegungen für die Allgemeinheit ergiebt; ich möchte an der Hand einiger allgemeiner Betrachtungen die Schlußfolgerungen, zu denen ich gelangt bin, auf ihre Richtigkeit prüfen.

Es liegt mir am Herzen zu sagen, aus welchen Gründen ich glau-

be, daß sehr viele unter den Angehörigen unserer Kreise notwendigerweise zu demselben Ergebnis gelangen müssen, wie ich. Und endlich möchte ich auch die Folgen ins Auge fassen, die sich ergeben werden, wenn auch nur einige wenige den von mir betretenen Weg gehen.

Ich glaube, daß viele zu demselben Resultat, wie ich, gelangen werden, wenn die zu unseren Kreisen, zu unserer Kaste gehörigen Menschen sich ernstlich auf sich selbst besinnen wollten; dann würden unsere, nach individuellem Glück strebenden Jünglinge erschaudern vor der immer zunehmenden, sie unfehlbar ins Verderben ziehenden Armseligkeit ihres Lebens; dann werden die unter ihnen, die noch ein Gewissen besitzen, zurückbeben [zurückschrecken] vor der Herzlosigkeit und der Ungerechtigkeit ihrer Lebensweise, und die Ängstlichen werden sich entsetzen vor der Gefahr, die ihrem Leben droht.

Das Unglück unserer Zeit: So sehr wir Reichen auch bemüht sind, mit Hilfe der Wissenschaft und der Kunst unser ungerechtes Leben zurecht zu flicken und vor Verfall zu bewahren – dieses Leben wird dennoch von Jahr zu Jahr schwächlicher, krankhafter und qualvoller; mit jedem Jahr vergrößert sich die Zahl der Selbstmorde und der Verbrechen gegen das keimende Leben; mit jedem Jahr werden neue Generationen dieses Standes geschwächt, mit jedem Jahr empfinden wir den sich immer steigernden und den uns bedrückenden Lebensüberdruß.

Es ist klar, daß auf diesem Wege der Erhöhung des Komforts und der Genüsse des Lebens, der ärztlichen Kuren, daß durch künstliche Gebisse, falsche Zähne und Haare, Inhalationen, Massage u.s.f. die Rettung nicht zu bewirken sein wird. Diese Wahrheit ist eine so landläufige geworden, daß in den Zeitungen Reklamen für Magenpulver für Reiche gedruckt werden, mit der Überschrift: *„Blessings for the poor"* (Segen für die Armen), in denen gesagt wird, nur die armen Leute hätten eine normale Verdauung, während die Reichen Hilfsmittel bräuchten, unter denen eben diese Pulver von großer Wichtigkeit seien.

Nein, ändern läßt sich dies durch keine Vergnügungen, durch keinen Komfort, durch keine Pulver – nur eine veränderte Lebensweise vermag hier zu helfen.

Der Widerstreit unseres Lebens mit unserem Gewissen: So sehr wir

uns auch bemühen mögen, unseren Verrat an der Menschheit vor uns selbst zu entschuldigen, so zerfallen doch alle unsere Rechtfertigungsgründe in nichts vor der deutlichen Sprache der Thatsachen: rings um uns herum sterben die Menschen infolge von übermäßiger Arbeit und Mangel; durch unsere Schuld wird die Nahrung, die Kleidung, die Arbeitskraft der Menschen zerstört, nur damit uns Zerstreuung und Abwechslung geboten werde. Und darum kann das mahnende Gewissen der zu unseren Kreisen gehörigen Menschen, sofern ihnen nur noch ein Rest davon geblieben ist, nicht verstummen und zwingt uns, auf allen diesen Komfort und die Lebensannehmlichkeiten zu verzichten, die wir unseren duldenden und in Mühe und Arbeit zu Grunde gehenden Brüdern zu verdanken haben.

Aber nicht genug, daß jeder Mensch, dessen Gewissen noch nicht gestorben ist, dies von selbst empfindet – er wäre ja froh, wenn er nicht daran zu denken brauchte, aber in unserer Zeit kann er sich diesen Thatsachen nicht mehr verschließen – der edlere Teil der Wissenschaft und Kunst, dem noch der Sinn ihrer Bestimmung nicht verloren gegangen ist, erinnert uns beständig an unsere Grausamkeit und unsere ungesetzliche Stellung. Die alten, starken Rechtfertigungsgründe sind alle zerstört; die neueren ephemeren [mehr flüchtigen], vom Fortschritt der Wissenschaft um der Wissenschaft und der Kunst um der Kunst willen, vermögen es nicht mehr, sich des hereinbrechenden Lichts des einfachen, gesunden Menschenverstands zu erwehren.

Das Gewissen der Menschen läßt sich nicht mehr durch neue Entdeckungen beschwichtigen; es kann nur noch durch eine völlige Änderung unseres Lebens beruhigt werden, die so beschaffen sein muß, daß es in keiner Beziehung irgend einer Rechtfertigung mehr bedarf.

Die Gefahr unseres Lebens: So sehr wir uns auch bemühen mögen, die deutliche, offenbare Gefahr, die darin liegt, daß den von uns geknebelten Menschen endlich die Geduld reißt, vor uns zu verbergen, so sehr wir uns auch bemühen dieser Gefahr durch jede Art von Betrug, von Gewaltmaßregeln, von Beschwichtigungsmitteln entgegen zu arbeiten, sie wächst trotzdem mit jedem Tag, mit jeder Stunde; schon längst steht sie drohend vor uns, jetzt aber ist die Zeit reif und mit Mühe nur vermögen wir uns auf unserem Schifflein auf

der tosenden und über uns zusammenschlagenden See flott zu erhalten, die uns jeden Augenblick zornig hinabzuziehen und zu verschlingen droht. Die Arbeiterrevolution mit all ihren Schrecken der Verwüstung und des Mordes, sie droht uns nicht nur, nein, schon seit 30 Jahren wandeln wir auf diesem Vulkan und wir vermögen nur vorläufig, durch allerlei schlaue Manöver, den Ausbruch auf kurze Zeit hinzuhalten. Das ist die Lage in Europa: so ist sie auch bei uns – ja weit schlimmer, weil es hier an Rettungsventilen fehlt. Außer dem Zaren, haben auch die das Volk bedrückenden Klassen unserer Nation keine Entschuldigung für sich; sie alle halten sich noch in ihrer Stellung nur durch Gewaltmaßregeln, durch Schlauheit und durch den Opportunismus, d. h. durch ihre Geschicklichkeit. Aber der Haß, den die schlechteren Elemente im Volke gegen uns hegen und die Verachtung, die wir in den Augen seiner bessern Elemente verdienen, sie wachsen mit jeder Stunde.

Bei unserem Volke ist seit 3–4 Jahren ein neues, vielsagendes Wort in allgemeine Anwendung gekommen; dieses Wort, das ich früher nie gehört habe, ist ein auf der Straße gebräuchliches Schimpfwort geworden, mit dem man uns bezeichnet – es ist das Wort „unnützer Brotesser".

Der Haß und die Verachtung des bedrückten Volkes schwellen immer mehr an, während die Kräfte, die physischen wie die sittlichen, der reicheren Klassen abnehmen; der allem zu Grunde liegende Betrug wird fadenscheinig, und es giebt nichts mehr, womit sich die reichen Klassen unserer Gesellschaft über die ihnen drohende Todesgefahr hinwegtäuschen könnten.

Was wir verloren haben, ist nicht wieder einzubringen; das zerstörte „Prestige" wieder herzustellen, ist unmöglich; es bleibt denen, die ihr altes Leben nicht ändern wollen, nur eines – die Hoffnung, daß es für die Dauer ihres Daseins noch so weiter gehen wird und was nach ihnen kommt – das kümmert sie nicht!

So macht es der blinde Haufe der Reichen, aber die Gefahr wächst und wächst und die furchtbare Katastrophe rückt immer näher.

Drei Gründe sind es, durch welche die reichen Klassen auf die Notwendigkeit hingewiesen werden, ein neues Leben zu beginnen: das Bedürfnis nach ihrem individuellen Wohlergehen und dem ihrer Nächsten, ein Bedürfnis, das auf dem von diesen Klassen einge-

schlagenen Wege nicht befriedigt werden kann; ferner, das auf diesem Wege ebenfalls unmöglich zu befriedigende Bedürfnis, der mahnenden Stimme ihres Gewissens zu gehorchen; und endlich die durch keinerlei äußere Mittel zu beseitigende, drohende und immer wachsende Gefahr für ihr Leben. Durch alle diese Gründe zusammengenommen, sollten sich die reichen Klassen zur Änderung ihres jetzigen Lebens bestimmen lassen, einer Änderung, die das Wohlergehen mit dem Gewissen versöhnen und zugleich die drohende Gefahr beseitigen würde.

Eine solche Änderung ist nur durch ein einziges Mittel möglich – wir müssen aufhören zu betrügen, Buße thun und anerkennen, daß die Arbeit nicht der Fluch, sondern die Freude des Lebens ist.

Aber hierauf antwortet man mir: was kann es denn aber nützen, daß ich 10, 8, 5 Stunden lang eine physische Arbeit verrichte, die von Tausenden von Bauern für das Geld, das ich besitze, gethan wird?

Es wird folgenden Nutzen bringen: Du kannst dich der einfachen und klaren Einsicht nicht verschließen, daß du erstens selbst fröhlicher, gesünder, rüstiger, gütiger sein wirst als vorher, und daß du das einzig wahre Leben kennen lernen wirst, vor dem du dich selbst versteckt hattest, oder das man dir verborgen hatte.

Und zweitens wird die nützliche Wirkung des neuen Lebens darin bestehen, daß dein Gewissen, wenn du eines besitzest, nicht nur nicht bedrückt sein wird, wie es jetzt, beim Anblick einer Arbeit bedrückt ist, die andere Menschen für dich gethan haben – die Schwierigkeit dieser Arbeit pflegen wir meist aus Unkenntnis zu überschätzen oder zu verkleinern – sondern du wirst fortwährend das freudige Bewußtsein in dir tragen, daß du mit jedem Tag mehr und mehr die Forderungen deines Gewissens erfüllst und dadurch aus der furchtbaren Lage befreit wirst, in der du dich befindest, so lange die Anhäufung der durch unser Leben bedingten Übel in der Welt eine so entsetzliche ist, daß es keine Möglichkeit giebt, den Menschen Gutes zu erweisen; du wirst die Freude empfinden, frei zu sein, und die Möglichkeit haben, Gutes zu thun; du wirst das Fenster einschlagen, das dein Zimmer verdunkelt, und einen Ausblick gewinnen auf das sich vor dir ausbreitende Gebiet der sittlichen Welt, das dir bisher verborgen war.

Du wirst, statt der beständigen Furcht vor der Vergeltung für das Übel, das du über die Menschen bringst, fühlen, daß du auch deine

Mitschuldigen vor der Rache schützest, und vor allem, daß du die Unterdrückten von den furchtbaren Gefühlen der Rache und des Hasses befreist.

Aber, so pflegt man uns zu entgegnen, ist es denn nicht geradezu lächerlich, daß die Angehörigen unserer Kreise, mit den sie beschäftigenden tiefsinnigen Problemen der Philosophie, der Wissenschaft, der Kunst, der Politik, der Kirche, des öffentlichen Lebens, ist es nicht geradezu lächerlich, daß wir, die Minister, Senatoren, Akademiker, Professoren, Künstler, Sänger, deren Zeit so kostbar ist, daß uns die Menschen für jede Viertelstunde, die wir ihnen schenken können, dankbar sind, diese kostbare Zeit und noch dazu zu einer solchen Beschäftigung hergeben sollen, wie Stiefel putzen, Hemden waschen, graben, Kartoffeln pflanzen, Hühner und Kühe füttern u.s.w., zu Arbeiten, wie sie mit Freuden nicht nur von unserem Hausknecht und unserer Köchin, sondern von Tausenden von Leuten, die die Zeit, die wir unseren Berufsgeschäften widmen, nicht zu schätzen wissen, für uns verrichtet werden. Aber wie kommt es denn, frage ich, daß wir uns selbst ankleiden, waschen können, daß wir – ich bitte um Verzeihung wegen des Eingehens auf diese Einzelheiten – unser Nachtgeschirr eigenhändig halten, daß wir selbst gehen, für Damen Stühle herbeiholen, unseren Gästen die Thüren öffnen und schließen, ihnen in den Wagen helfen, und hundert andere derartige Dinge thun, die in früheren Zeiten unsere Sklaven besorgten?

Wir thun alles dies heute aus dem Grunde selbst, weil wir es so für richtig halten, weil es die menschliche Würde, d. h. die Pflicht von uns fordert.

Das Gleiche gilt aber auch für die eigentliche körperliche Arbeit. Die Würde des Menschen, seine heilige Pflicht, verlangt von ihm, daß er die ihm von der Natur verliehenen Hände und Füße zu dem Zwecke gebrauche, zu dem sie ihm gegeben sind, und daß er die ihm durch seine Nahrung zugeführten Kräfte zu der diese Nahrung wieder erzeugenden Arbeit verwende, nicht aber dazu, daß seine Hände infolge ihrer Unthätigkeit einschrumpfen, nicht dazu, daß er sie wasche und pflege und nur dazu gebrauche, um sein Essen, seine Getränke und seine Cigarette zum Munde zu führen.

Das ist die wahre Bedeutung, die der physischen Arbeit für alle Menschen ohne Ausnahme, in allen Gemeinwesen, zukommt; aber

in unserer Gesellschaft, in der die Abwendung von diesem Naturgesetz einem ganzen Kreise von Menschen zum Unglück geworden ist, erhält die Hingabe an die physische Arbeit noch eine weitere Bedeutung – nämlich die, einer durch Wort und That vorbildlich wirkenden Thätigkeit, durch die ein furchtbares, die Menschheit bedrohendes Elend aus der Welt geschafft wird. Wenn man behauptet, daß die physische Arbeit für einen gebildeten Menschen eine allzu minderwertige Beschäftigung sei, so ist das ebenso, wie wenn man beim Bau eines Tempels sagen wollte, es sei von keiner Wichtigkeit, daß jeder Stein genau an seinen Platz komme.

Alle großen Dinge in der Welt werden gerade durch unmerkliche, bescheidene, einfache Arbeit geschaffen. Aber bei blendender Beleuchtung, im Donner der Geschütze, in glänzenden Uniformen, ist man nicht einmal imstande daran zu denken, den Pflug zu handhaben, oder einen Bau zu errichten, oder Vieh zu weiden. Blendende Beleuchtung, Kanonendonner, Musik, Uniformen, übertriebene Sauberkeit, all der Glanz, den wir mit unserer Vorstellung von wichtigen Dingen zu verbinden gewohnt sind, sie sind immer ein Zeichen, daß diese Dinge gar nicht so wichtig sind.

Das wahrhaft Große ist immer einfach und bescheiden.

So liegt denn, wie wir sehen, das Große, das uns zu thun bevorsteht, in der Lösung jener furchtbaren Widersprüche, in denen wir dahin leben.

Und das, wodurch diese Widersprüche gelöst werden können, ist eben jene bescheidene unmerkliche, uns lächerlich dünkende Arbeit, die darin besteht, daß wir jede Dienstleistung selbst verrichten, daß wir durch eigene körperliche Arbeit unseren Lebensbedarf decken, und wenn möglich, auch den anderer Menschen. Das ist es, was wir thun sollen, wir Reichen, sobald wir das Elend, die Ungerechtigkeit und die Gefahr der Lage, in die wir hineingeraten sind, erkannt haben.

Wozu es führen soll, daß ich, oder ein Zweiter, und Dritter, daß eine Handvoll Menschen sich vor der physischen Arbeit nicht scheuen und sie als eine unverlierbare Grundlage unseres Glückes, unserer Gewissensruhe und unserer Sicherheit anerkennen? Es wird dazu führen, daß es einen, zwei, drei, eine Handvoll Menschen geben wird, die, ohne mit anderen Leuten in Konflikt zu kommen, ohne staatliche oder revolutionäre Gewalt, für sich allein, die als

unlösbar betrachtete, die ganze Welt beschäftigende Aufgabe lösen werden, und zwar in einer solchen Weise, daß ihr eigenes Leben besser, ihr Gewissen ruhiger sein wird, und daß das Übel und die Unterdrückung ihre Schrecken für sie verliert; es wird dazu führen, daß auch andere Menschen erkennen werden, daß das Heil, das sie überall suchen, ganz nahe bei ihnen liegt, daß die scheinbar unversöhnlichen Gegensätze zwischen den Forderungen unseres Gewissens und der Weltordnung auf die leichteste und einfachste Art ihre Lösung finden, daß wir, anstatt die uns umgebenden Menschen zu fürchten, uns ihnen nähern und sie lieben sollen.

Das scheinbar unlösbare, socialökonomische Problem, das uns beschäftigt, entspricht ja vollkommen dem Sinn jenes Krylowschen Kästchens in der Fabel. Das Kästchen läßt sich auf die einfachste Weise öffnen!*

(* Es wird den deutschen Leser interessieren, die Fabel von Iwan Andrejewitsch Krylow kennen zu lernen, auf die hier angespielt wird. In Rußland ist sie allgemein bekannt. Sie lautet in der Übersetzung von C. von Gernet:

Das Kästchen.

Es träfe manch gelehrter Tropf
Den Nagel richtig auf den Kopf,
Wollt' er, statt drüber viel zu sinnen,
Es nur ganz schlicht beginnen.

Es ward ein Kästchen einst dem Käufer zugestellt.
Die Arbeit war gar fein und sauber ausgefallen
Und jeder hatte drum am Kästchen ein Gefallen.
Da tritt ein Techniker, von dem man Großes hält,
Herein. Er sieht es an. „Ha, heimlich zu verschließen
Versteht sich, ohne Schloß!

Ich öffne es! Ja wohl! Wie sollt' ich das nicht wissen.
Ihr kichert? Wartet etwas bloß!
Den Kniff entdeck' ich bald. Gleich soll's ans Öffnen gehen!
Ich bin von jenen nicht, die nichts vom Fach verstehen."

Das Kästchen nimmt er nun zur Hand;
Rechts, links wird es von ihm gewandt.
Er grübelt, denkt, versucht zu rücken,
Bald an der Klammer hier, bald dort am Knopf zu drücken.

Drob zuckt die Achseln einer sacht,
Der andre sieht's und lacht,
Und jenes Paar auf ihn dort seine Glossen macht.
Von ihm wird leise nur vernommen:
„Nicht hier, nicht so, nicht da!" Noch hat nicht abgenommen

Sein Eifer. Wie er schwitzt! Das Kästchen hat zuletzt
Er dennoch hingesetzt;
Doch, wie's zu öffnen war, gelang ihm nicht zu wissen:
Es war ja gar nicht zum Verschließen.)

Aber es wird sich so lange nicht öffnen lassen, als die Menschen nicht darauf kommen, das Nächstliegende und Einfachste zu thun – es aufzumachen.

Das scheinbar unlösliche Problem ist gleichbedeutend mit der alten Frage nach der Ausbeutung der Arbeit der einen durch die andern; diese Frage ist in unserer Zeit in dem Begriff des Eigentums zum Ausdruck gelangt. In früheren Zeiten wurde die Arbeit anderer einfach durch den Zwang der Sklaverei ausgebeutet – heute geschieht dasselbe durch das Eigentum.

Das Eigentum ist in unserer Zeit die Wurzel alles Übels und aller Leiden derer, die Eigentum besitzen, wie derer, die keins besitzen; es ist die Ursache der Gewissensbisse derer, die es mißbrauchen, wie auch in ihm die Gefahr eines Zusammenstoßes liegt zwischen denen, die Eigentum im Überfluß besitzen und denen, die keins haben.

Das Eigentum ist die Wurzel alles Übels und zugleich ist es gerade das Eigentum, worauf das ganze Streben unserer modernen Gesellschaft gerichtet ist, es ist der Leitstern für die Thätigkeit der ganzen Welt.

Staaten, Regierungen intriguieren, führen Krieg um das Eigentumsrecht auf die Ufer des Rheins, auf Ländereien in Afrika, in China, auf der Balkan-Halbinsel. Bankiers, Händler, Fabrikanten,

Grundbesitzer mühen sich ab, überlisten einander, quälen sich und quälen andere um des Eigentums willen. Beamte, Handwerker suchen sich durchzuschlagen, unterdrücken, dulden um des Eigentums willen. Gericht und Polizei schützen das Eigentum; Zwangsarbeit, Gefängnisse, alle Schrecken der sogenannten Strafen – alle diese Dinge sind nur um des Eigentums willen da.

Das Eigentum ist die Wurzel alles Übels, und die ganze Welt ist nur auf die Verteilung und die Sicherung des Eigentums bedacht.

Aber was ist denn das Eigentum?

Die Menschen sind an den Glauben gewöhnt, das Eigentum sei etwas dem Menschen wirklich Zugehöriges. Daher auch der Name Eigentum. Wir sprechen in demselben Sinne von unserer Hand wie von unserem Haus. Wir sagen: meine eigene Hand, wie wir mein eigenes Haus sagen. Aber das ist ja augenscheinlich nichts anderes als Verirrung und Aberglaube!

Wir wissen, und wissen wir es nicht, so können wir uns leicht davon überzeugen, daß das Eigentum nur ein Mittel zur Ausbeutung der Arbeit anderer ist. Die Arbeit anderer kann aber niemals meine eigene sein. Sie hat sogar mit dem – sehr präzisen und wohl definierten – Begriff des Eigentums gar nichts gemein. Ihm zu eigen nannte der Mensch und wird er stets das nennen, was seinem Willen unterworfen und an sein Bewußtsein gebunden ist – seinen Körper. Sobald der Mensch etwas sein eigen nennt, was nicht sein Körper ist, was er jedoch seinem Willen ebenso unterworfen zu wissen wünscht, wie es sein Körper ist, so begeht er einen Irrtum, setzt sich dadurch Enttäuschungen und Leiden aus und bringt sich in die Notwendigkeit, andere Menschen zum Leiden zu verurteilen.

Der Mensch betrachtet seine Frau, seine Kinder, seine Sklaven, seine Sachen als sein Eigentum; die Wirklichkeit belehrt ihn aber immer darüber, daß dies ein Irrtum ist und er ist gezwungen, sich von seinem Aberglauben frei zu machen oder er muß selbst darunter leiden und anderen Leiden anthun.

Bei den heute herrschenden Zuständen entsagen wir zwar, dem Namen nach, dem Eigentumsrecht auf die Person anderer Menschen – in Wirklichkeit aber machen wir, dank dem Gelde, (dank der Erhebung des Geldes in Form von Steuern durch die Regierung), ein Eigentumsrecht auf das Geld, d. h. die Arbeit anderer geltend.

Aber das Eigentumsrecht auf seine Frau, seinen Sohn, seine Skla-

ven, ist eine Fiktion, die durch die Wirklichkeit zerstört wird und dem, der an sie glaubt, zur Qual gereicht; denn meine Frau, mein Sohn werden sich niemals meinem Willen in demselben Maße unterwerfen, wie mein eigener Körper. Genau ebenso wird das Geld, das ich mein Eigentum nenne, dies niemals in Wirklichkeit sein können, es wird immer ein Selbstbetrug sein und einen Quell des Leidens für mich bilden. Mein wahres Eigentum wird stets nur mein Körper sein, denn nur dieser wird sich mir immer unterwerfen müssen und ist an mein Bewußtsein gebunden.

Nur uns, die wir uns so sehr daran gewöhnt haben, auch das, was *nicht* unser Körper ist, als unser Eigentum zu betrachten, kann ein solch roher Aberglaube als etwas erscheinen, was für uns nützlich sei und keine schlimmen Folgen nach sich ziehe. Aber wir brauchen uns nur in das Wesen der Sache hineinzudenken, um zu sehen, wie furchtbar die Folgen dieses, wie überhaupt jedes Aberglaubens sind.

Nehmen wir ein Beispiel der allereinfachsten Art: ich betrachte mich selbst als mein Eigentum, und ebenso irgend einen anderen Menschen.

Ich bin genötigt, mir mein Mittagessen selbst zu kochen. Wäre ich nun nicht in dem Aberglauben befangen, daß ich ein Eigentumsrecht auf einen anderen Menschen besitze, so würde ich diese Kunst, wie auch jede andere, deren ich bedürfte, meinem wahren Eigentum, d. h. meinem Körper – mir selbst – beibringen. Heute aber muß mein angemaßtes Eigentum diese Kunst erlernen, und das Ergebnis ist das, daß mein Koch mir nicht gehorcht, daß er nicht diensteifrig genug ist und mich sogar im Stiche läßt, oder daß er stirbt; ich aber stehe da mit meinem ungestillten, durch den Besitz eines Kochs besonders gesteigerten Bedürfnis nach Befriedigung, nicht gewohnt etwas zu lernen und mit dem Bewußtsein, daß ich durch alle die Unzuträglichkeiten, die ich mit meinem Koch gehabt habe, ebensoviel Zeit verloren habe, als ich selbst zur Erlernung der erforderlichen Kochkunst gebraucht hätte. Dasselbe gilt für das eingebildete Eigentumsrecht auf Bauten, Kleidung, Hausrat, Ländereien und Geld. Jede Art von angemaßtem Eigentum pflegt bei uns unverhältnismäßige und nicht immer zu befriedigende Bedürfnisse hervorzurufen und beraubt uns der Möglichkeit für unser wahres und zweifelloses Eigentum – unseren Körper – die Kenntnisse, Fähigkeiten,

Gewohnheiten, Vervollkommnungen zu erwerben, die wir imstande gewesen wären uns anzueignen.

Das Ergebnis ist immer, daß wir ohne Nutzen für uns selbst, für unser wahres Eigentum, unsere Kraft, manchmal unser Leben vergeudet haben, ohne daß wir das in unserem Besitz behalten hätten, was niemals in Wirklichkeit unser Eigentum war und sein konnte. Nehmen wir an, ich richte mir, wie ich mir einbilde, eine eigene Bibliothek ein, eine eigene Bildergalerie, eine eigene Wohnung, kaufe mir Kleider, erwerbe eigenes Geld, um dafür alles, was ich brauche, kaufen zu können – und was ist das Ergebnis von alledem? Nur das eine, daß ich mit diesem, meinem eingebildeten Eigentum umgehe, als ob es in Wirklichkeit mein Eigentum wäre, daß ich gänzlich die Fähigkeit verliere, den Unterschied zwischen dem wahren und eingebildeten Eigentum zu erkennen: das eine ist thatsächlich mein Eigentum, das ich besitze, über das ich wirklich frei verfügen darf, das mir dienen kann und das stets in meiner Gewalt sein wird. Das andere ist etwas, das nicht mein Eigentum ist und es auch nicht sein kann, mit welchem Namen ich es auch belegen mag und das nicht den Gegenstand meiner Bethätigung bilden kann.

Worte haben immer eine klare Bedeutung, solange wir ihnen nicht absichtlich einen falschen Sinn unterschieben!

Was ist Eigentum?

Eigentum ist das, was mir allein gegeben ist, was ausschließlich mir gehört, das, womit ich immer alles thun kann, was mir beliebt, was mir niemand nehmen kann, was bis ans Ende meines Lebens in meinem Besitz bleibt und endlich das, was gerade ich selbst benutzen, vermehren, verbessern soll.

Ein solches Eigentum ist ja für jeden Menschen nur er selbst.

In Wirklichkeit aber pflegt gerade in diesem Sinn das eingebildete Eigentum betrachtet zu werden, eben das, um dessentwillen (um das Unmögliche zustande zu bringen: dieses eingebildete Eigentum zu einem wirklichen zu machen) all die furchtbaren Übel, wie Kriege, Hinrichtungen und Gerichte und Gefängnisse, Luxus und Laster, Mord und Vernichtung der Menschen in die Welt kommen.

Was soll also dabei herauskommen, wenn vielleicht zehn Menschen pflügen, Holz hacken, Stiefel machen und zwar nicht aus Not,

sondern in der Erkenntnis, daß der Mensch die Pflicht habe zu arbeiten, und daß er es um so besser hat, je mehr er arbeitet? Es wird eben das dabei herauskommen, daß diese zehn Menschen oder auch nur ein einziger von ihnen, durch jene Erkenntnis, sowie durch die That, die anderen zu der Einsicht bringen werden, daß dem furchtbaren Übel, unter dem sie leiden, keine Schicksalsfügung, kein Willensakt Gottes, oder irgend eine historisch begründete Notwendigkeit zu Grunde liegt, daß es vielmehr nichts weiter, als ein nicht einmal starker und schrecklicher, sondern ein schwacher und erbärmlicher Aberglaube ist, an dem, wie z. B. am Götzendienst, man nur aufzuhören braucht festzuhalten, um sich von ihm zu befreien und ihn zu zerstören, wie ein schwaches Spinngewebe.

Wenn die Menschen beginnen werden zu arbeiten, um dieses beglückende Gesetz ihres Lebens zu erfüllen, d. h. dem Gesetz ihrer Arbeitspflicht zu genügen, dann werden sie auch von dem mit Elend so geschwängerten Aberglauben des Eigentums erlöst sein, und alle zur Aufrechterhaltung dieses Eigentums bestehenden Einrichtungen der Welt, – des Eigentums, das der Mensch noch außer seinem eigenen Körper zu besitzen wähnt, – werden sich für sie nicht nur als überflüssig, sondern als störend erweisen; es wird dann einem jeden klar werden, daß alle diese Einrichtungen nicht notwendige, sondern schädliche, künstliche und falsche Bedingungen des Lebens sind.

Für den, der in der Arbeit keinen Fluch, sondern eine Freude sieht, wird der Begriff eines außerhalb seiner Person gelegenen fälschlichen, sogenannten Eigentums, mit andern Worten, das Recht oder die Möglichkeit, die Arbeit anderer Menschen auszubeuten, nicht nur unnütz, sondern auch störend sein. Wenn ich es liebe und gewohnt bin, mir mein Mittagessen selbst zu kochen, so wird der Umstand, daß irgend ein anderer dies Geschäft für mich zu besorgen beginnt, mich meiner gewohnten Beschäftigung entreißen, und ich werde keine Befriedigung davon haben, denn ich war zufrieden mit meiner eigenen Arbeit. Außerdem wird aber für einen solchen Menschen der Erwerb eines solchen Eigentums auch kein Bedürfnis sein: Der Mensch, der in der Arbeit das Leben selbst sieht, wird es auch mit Arbeit erfüllen und daher immer weniger und weniger der Arbeit anderer oder, mit anderen Worten des sogenannten Eigentums zur Ausfüllung seiner Zeit bedürfen, die er nicht zur Beschaf-

fung all der Dinge, die ihm sein Leben angenehm machen und verschönern sollen, zu verwenden weiß.

Wenn das Leben des Menschen mit Arbeit erfüllt ist, so bedarf es keiner schönen Zimmer, keiner Möbel, keiner verschiedenartigen schönen Kleider, er braucht weniger und nicht so teure Nahrung, er bedarf nicht all der modernen Verkehrsmittel und keiner Zerstreuungen.

Die Hauptsache aber besteht darin, daß, wer in der Arbeit den Beruf und die Freude seines Lebens findet, niemals nach einer ihm, durch die Thätigkeit anderer zu beschaffenden Erleichterung seiner eigenen Arbeit streben wird.

Wer sein Leben in der Arbeit findet, wird in dem Maße, in dem sein Können, seine Fertigkeiten und seine Widerstandskraft wachsen, nach immer mehr und mehr Arbeit streben, um sein Leben auszufüllen.

Für einen solchen Menschen, für den der Sinn des Lebens in der Arbeit liegt, nicht aber in den auf die Erlangung des Eigentums, d. h. der Arbeit anderer hinzielenden Einrichtungen, kann von irgend welchen besonderen Werkzeugen der Arbeit keine Rede sein.

Zwar wird natürlich auch ein solcher Mensch stets die für seine Arbeit am geeignetsten erscheinenden Werkzeuge benutzen, immer aber wird er, auch bei der Handhabung der rohesten Arbeitsgeräte, dieselbe Befriedigung mit sich selbst empfinden.

Hat er einen Dampfpflug, so wird er diesen benutzen, hat er keinen, so wird er ein Pferd vorspannen, besitzt er auch kein solches, so nimmt er eine Hacke zur Hand, hat er auch diese nicht, so greift er zur Schaufel – in jedem Falle wird er seinen Zweck entsprechend erfüllen, wird sein Leben in einer für andere nützlichen Weise verbringen und daher volle Befriedigung finden.

Aber auch die Stellung eines solchen Menschen wird sowohl nach außen, als auch nach innen, eine glücklichere sein, als dessen, der sein Leben dem Erwerb von Eigentum widmet.

In äußerer Beziehung wird ein solcher Arbeiter sich niemals in Not befinden können, denn alle Menschen werden in der Erkenntnis seines Arbeitsdranges ihn zu schätzen wissen – sie werden seine Arbeitskraft ebenso nutzbringend zu verwerten suchen, wie etwa eine Wasserkraft zum Treiben einer Mühle – und daher werden sie seine Arbeit möglichst produktiv zu machen bestrebt sein.

Sie werden es sich daher angelegen sein lassen, seine materielle Existenz zu sichern, was sie für Leute, die nach dem Erwerb von Eigentum streben, nicht thun würden. Die Sicherung seiner materiellen Existenz ist aber alles, was der Mensch braucht.

In innerer Beziehung aber wird ein solcher Mensch immer glücklicher sein, als einer, der auf den Erwerb von Eigentum bedacht ist, weil dieser das Ziel seines Strebens niemals zu erreichen vermag, jener es aber immer nach Maßgabe seiner Kräfte erreicht: der Schwache, der Greis wird seine völlige Befriedigung und die Liebe und Teilnahme der Menschen finden.

Das also ist das Bild der Zustände, die sich ergeben würden, wenn einige Sonderlinge – oder Irrsinnige daran gehen wollten, zu pflügen, Stiefel zu machen u.s.f. statt Cigaretten zu rauchen, Schraube zu spielen, in der ganzen Welt herumzureisen und sich mit ihrer Langeweile im Laufe der freien zehn Stunden, über die jeder geistig Arbeitende im Tag verfügt, herumzutreiben.

Diese Irrsinnigen werden also durch die That den Nachweis liefern, daß jenes angebliche Eigentum, um dessentwillen die Menschen leiden, sich und andere quälen, für die ihre Glückseligkeit gar kein Erfordernis bildet, daß es ihnen sogar hinderlich ist, mit einem Wort, daß dieses falsche Streben nur auf einem Aberglauben beruht. Es wird sich ergeben, daß nur unser Kopf, unsere Hände, unsere Füße unser wahres Eigentum sind, und daß man, um es wirklich mit Nutzen und Freudigkeit anwenden zu können, sich von der irrigen Vorstellung eines außerhalb unserer Person liegenden, uns zukommenden Eigentums, losmachen muß, einer Vorstellung, durch die wir uns zur Vergeudung unserer besten Lebenskraft verführen lassen. Es wird sich ergeben, daß diese Leute den Nachweis liefern, daß nur dann, wenn der Mensch aufgehört hat, an dieses imaginäre Eigentum zu glauben, er imstande sein wird, sein wahres Eigentum, seine Fähigkeiten, seine Körperkräfte, so auszunützen, daß sie ihm hundertfache Früchte tragen und ein Glück gewähren, von dem wir heute noch gar keinen Begriff haben. Dann wird er ein nützlicher, kraftvoller, guter Mensch sein, der, was auch immer mit ihm geschehen sollte, stets auf seinen eigenen Füßen stehen wird; er wird anderen Menschen ein Bruder sein, sein Leben wird klar vor aller Welt liegen und er wird allen unentbehrlich und teuer werden. Und die Menschen werden zu ihm aufschauen wie zu dem Häuflein dieser

anderer Irrsinnigen, und sie werden begreifen, was sie alle zu thun haben, um jene furchtbare Schlinge zu lösen, in die sie durch ihren Eigentumsaberglauben geraten sind, was sie zu thun haben, um aus der unglücklichen Lage herauszukommen, in der sie heute, alle ohne Ausnahme, seufzen, und aus der sie keinen Ausweg sehen.

Was aber, fragt man uns, vermag denn ein Einzelner gegenüber der großen Menge, die ihn nicht versteht?

Es giebt in der That keinen Einwand, der das Unrecht derer, die ihn vorbringen, deutlicher zum Ausdruck zu bringen geeignet wäre, als dieser.

Schiffsknechte ziehen ihre Barke gegen den Strom. Glaubt man wirklich, daß einer unter ihnen so thöricht wäre, daß er sich weigern sollte, an seinem Tau zu ziehen, weil er allein nicht die Kraft habe, die Barke gegen den Strom zu bewegen?

Jeder, der anerkennt, daß er außer seinen, aus seiner rein tierischen Natur hervorgehenden Ansprüchen – essen und schlafen – auch noch irgend eine menschliche Verpflichtung habe, der weiß sehr wohl, worin diese besteht – ebenso wie es dieser an einem Tau ziehende Schiffsknecht weiß, daß er nur an seinem Tau zu ziehen und auf dem bekannten, ausgetretenen Wege weiterzuschreiten braucht. Erst wenn er sein Tau von sich geworfen hat, dann erst wird er sich Gedanken darüber machen, was er zu thun und wie er sich weiter zu helfen habe. Und was für diese Schiffsknechte gilt, das gilt auch für alle, eine gemeinsame Arbeit verrichtenden Menschen; das gilt auch für die Sache der ganzen Menschheit: keiner darf sein Tau von sich werfen, ein jeder muß daran gegen den Strom ziehen in der ihm, von dem, der über ihn gebietet, angegebenen Richtung. Dazu ist dem Menschen sein Verstand verliehen, damit er die Richtung immer einzuhalten wisse!

Diese Richtung aber ist so deutlich, so unzweifelhaft durch das Leben der uns umgebenden Menschen, durch unser eigenes Gewissen, und durch alle zu Tage getretenen Schlüsse menschlicher Weisheit vorgezeichnet, daß nur der Mensch, der nicht arbeiten will, sagen kann, daß er sie nicht sehe.

Was also wird das Ergebnis sein?

Es wird dieses sein: Ein, zwei Menschen werden anfangen an ihrem Tau zu ziehen, ein dritter, der es sieht, gesellt sich zu ihnen, und so werden sich allmählich alle besseren Elemente ihnen anschließen,

bis endlich eine Bewegung der Massen eintritt, die vorwärtsschreitend, andere mit sich zieht und auch die ergreift, die noch nicht verstanden haben, was geschieht und warum es geschieht.

Zuerst werden sich der Zahl derer, die mit Bewußtsein im Dienste des göttlichen Gesetzes wirken, solche hinzugesellen, die halb unbewußt und halb auf Treu und Glauben dem gleichen Prinzip dienen wollen; dann wird eine große Zahl von Menschen hinzukommen, die im vollen Glauben an die ihnen von den Pionieren verkündete Lehre handeln, und endlich wird auch die Mehrzahl der Menschen die Wahrheit anerkennen. Dann wird es geschehen, daß die Menschen aufhören werden, einander zu vernichten und daß sie ihr Glück auf Erden finden. Das wird dann geschehen (und es wird nicht mehr lange dauern), wenn die Angehörigen unserer Kreise und nach ihnen die ungeheure Masse der Arbeiter zur Einsicht kommen werden, und wenn sie nicht mehr glauben werden, daß man sich schämen müsse, Aborte zu entleeren und zu reinigen, daß es aber keine Schande sei, sie zu füllen, um sie von anderen Menschen, unseren Brüdern, entleeren zu lassen; wenn sie nicht mehr glauben werden, daß man sich schämen müsse in selbstgemachten Stiefeln in Gesellschaft zu gehen, daß es aber keine Schande ist, an andern Menschen vorbei zugehen, die gar keine Fußbekleidung haben; daß man sich schämen müsse, kein Französisch zu können oder vom neuesten Klatsch nichts zu wissen, daß es aber keine Schande sei, Brot zu essen und sich nicht darum zu kümmern, wie es gemacht wird; daß man sich schämen müsse, kein gestärktes Hemd und keine reine Wäsche zu besitzen, daß es aber keine Schande sei, in reinen Kleidern einherzugehen und dadurch seinen Müßiggang zur Schau zu tragen; daß man sich schämen müsse, schmutzige Hände zu haben, daß es aber keine Schande sei, von der Arbeit schwielige Hände zu bekommen.

Alles dies wird eintreten, sobald es von der öffentlichen Meinung gefordert wird. Die öffentliche Meinung aber wird es dann fordern, wenn die die Geister beherrschenden Wahnvorstellungen, die ihnen die Wahrheit verhüllen, schwinden werden. Zu meinen Lebzeiten haben in dieser Beziehung große Umwälzungen stattgefunden. Diese sind aber nur darum möglich gewesen, weil die öffentliche Meinung eine andere geworden war. Ich kann mich noch sehr wohl der Zeit erinnern, als die reichen Leute es für eine Schande

hielten, anders als im Vierspänner mit zwei Dienern auszufahren, als sie sich schämten, wenn sie sich keinen Diener oder kein Dienstmädchen halten konnten, die sie anzukleiden, ihnen Strümpfe und Stiefel anzuziehen, sie zu waschen, ihnen das Nachtgeschirr zu halten hatten u.s.w. Dann aber empfanden sie es auf einmal als eine Schande, wenn sie sich nicht selbst ankleideten, nicht selbst ihre Strümpfe und Stiefel anzogen, und wenn sie mit Bedienten ausfuhren. Alle diese herrlichen Dinge hat die öffentliche Meinung zu stande gebracht!

Liegen die Wandlungen, die sich in der öffentlichen Meinung unserer Tage vorbereiten, nicht klar zu Tage? Es brauchte vor 25 Jahren nur der der Leibeigenschaft zu Grunde liegende und sie rechtfertigende Irrtum aus der Welt geschafft zu werden, und die öffentliche Meinung darüber, was lobenswert, und was schimpflich sei, änderte sich, wie auch unser ganzes Leben ein anderes wurde. Es braucht nur der der Macht des Geldes über den Menschen zu Grunde liegende und sie rechtfertigende Irrtum aus der Welt geschafft zu werden, und die öffentliche Meinung darüber, was lobenswert und was schimpflich sei, wird eine andere werden, wie auch unser Leben ein anderes werden wird.

Die Zerstörung des, die Macht des Geldes rechtfertigenden Irrtums, sowie die Änderung der öffentlichen Meinung in dieser Beziehung vollzieht sich jetzt schon mit raschen Schritten. Der allem zu Grunde liegende Irrtum schimmert schon durch und man vermag nur noch zur Not die Wahrheit zu verdecken. Man braucht nur genauer hinzusehen, um die Änderung der öffentlichen Meinung deutlich zu erkennen, die nicht nur eintreten muß, sondern schon eingetreten ist, wenn sie auch noch nicht mit Worten ausgesprochen ist. Ein nur einigermaßen gebildeter Mensch unserer Zeit braucht sich nur in die Schlußfolgerungen hineinzudenken, die sich aus seiner Weltanschauung ergeben, um sich zu überzeugen, daß die Wertschätzung des Guten und Bösen, des Löblichen und Schimpflichen, die er sich in seiner Lebensführung, gleichsam nach dem Gesetz des Beharrungsvermögens, zu eigen gemacht hat, seiner ganzen Weltanschauung direkt zuwiderläuft.

Der moderne Mensch braucht sich nur auf einen Augenblick von seiner, nach dem Gesetz des Beharrungsvermögens verlaufenden Lebensführung loszusagen, sie von der Seite zu betrachten und der

seiner ganzen Weltanschauung entsprechenden Bewertung zu unterziehen, um vor dem Urteil erschreckt zurückzufahren, das er dann seiner Weltanschauung gemäß über sein Leben fällen muß!

Nehmen wir beispielsweise einen jungen Menschen (bei der Jugend ist die Lebensenergie stärker und die Selbsterkenntnis unklarer) der reicheren Stände, gleichviel welcher Richtung diese im übrigen huldigen mögen. Jeder gut geartete Jüngling hält es für schimpflich, einem alten Manne, einem Kind, einer Frau keine Hilfe zu leisten; er hält es im allgemeinen für schimpflich, einen andern Menschen in Gefahr für sein Leben oder für seine Gesundheit zu bringen, für seine Person aber diese Gefahr zu scheuen. Ein jeder hält es für schimpflich und barbarisch, das zu thun, was wie Schuyler erzählt, bei den Kirgisen während eines Sturms der Brauch ist, nämlich, daß sie ihre Weiber und Greisinnen ins Freie schicken, damit sie während des Sturms die Zipfel an den Ecken ihrer Wagen zusammenhalten, während sie selbst im Innern der Wagen bei ihrem Kumys sitzen bleiben; ein jeder hält es für schimpflich, einen schwachen Menschen zu zwingen, daß er Arbeiten für ihn verrichte, er würde es für noch schimpflicher halten, wenn er, der Stärkere z. B. in Augenblicken der Gefahr, auf einem Schiff die Schwächeren fortstoßen, sie der Gefahr überlassen und selbst zuerst in das Rettungsboot steigen würde u. s. f. Sie halten alle diese Dinge für schimpflich und werden sie – mit einigen außergewöhnlichen Ausnahmen – um keinen Preis thun; im täglichen Leben aber fehlt zu solchen Handlungen, und noch weit schlimmeren, das ihnen anhaftende Odium, und man begeht sie daher beständig. Man braucht darüber nur ein wenig nachzudenken, um das zu sehen und zu schaudern!

Ein junger Mann pflegt täglich ein reines Hemd zu tragen. Wer wäscht seine Wäsche in dem Fluß? Irgend eine Frau – in welchen Umständen sie sich auch befinden mag – sehr oft in einem Alter, daß sie die Großmutter oder Mutter des jungen Mannes sein könnte; zuweilen ist es auch eine kränkliche Frau. Mit welchem Namen wird der junge Mann den bezeichnen, der, um der Laune willen, sein auch ohnedies noch reines Hemd zu wechseln, eine Frau, die seine Mutter sein könnte, zum Waschen des Hemdes anhält?

Der junge Mann schafft sich Pferde an, um damit groß zu thun, und sie werden mit Lebensgefahr von einem Manne zugeritten, der

sein Vater oder Großvater sein könnte; der junge Mann setzt sich aber erst dann auf sein Pferd, wenn er nichts mehr zu befürchten hat. Mit welchem Namen wird dieser junge Mann den bezeichnen, der selbst der Gefahr aus dem Wege geht, einen andern in Gefahr bringt und das von diesem bestandene Wagnis zu seinem Vergnügen ausnutzt?

Das Leben der reicheren Klassen besteht thatsächlich aus einer ganzen Reihe solcher Handlungen.

Unsere Lebensweise erfordert unaufhörlich die anstrengende Thätigkeit unserer Greise, Kinder, Frauen, sowie mit Lebensgefahr verbundene Beschäftigungen, die von anderen Menschen ausgeübt werden, nicht zu dem Zweck, damit sie die Möglichkeit haben zu arbeiten, sondern, um unseren Launen zu genügen. Der Fischer ertrinkt, während er für uns Fische fängt, unsere Wäscherinnen erkälten sich und sterben, unsere Schmiede erblinden, unsere Fabrikarbeiter werden von Krankheiten dahingerafft, die Maschinenarbeiter werden zu Krüppeln, die Holzhauer werden von niederstürzenden Bäumen zermalmt, unsere Dachdecker fallen von der Höhe herab. Unsere Näherinnen siechen dahin. Alle Arbeitsleistungen unserer Zeit sind mit Verlust oder mit Lebensgefahr verbunden.

Sehr bald wird die Zeit kommen, ja, sie rückt jetzt schon heran, wo es schimpflich und verächtlich sein wird, nicht nur eine Mahlzeit, die aus fünf Gängen besteht und von Dienern serviert wird, zu sich zu nehmen, sondern sogar ein Mittagsmahl zu verzehren, das nicht von uns selbst zubereitet ist. Es wird schimpflich sein, nicht nur im eigenen Wagen mit feurigen Rossen dahinzusausen, sondern auch in einer Mietskutsche zu fahren, so lange man seine eigenen Beine brauchen kann; es wird schimpflich sein, an Werktagen Kleider, Fußzeug, Handschuhe zu tragen, die zur Arbeit ungeeignet sind; es wird schimpflich sein, auf Klavieren zu spielen, die 1200 oder auch nur 50 Rubel kosten – so lange andere, fremde Leute für mich arbeiten; meine Hunde mit Milch und Weißbrot zu füttern, während es Menschen giebt, die weder Milch noch Weißbrot haben; es wird schimpflich sein, Lampen und Kerzen zu brennen, wenn sie nicht der Arbeit dienen sollen, Öfen zu heizen, wenn wir unsere Nahrung nicht darin kochen, so lange es Menschen giebt, die kein Licht und keine Heizung haben. Unaufhaltsam und unvermeidlich nähern wir uns einer solchen Auffassung des Lebens. Schon stehen

wir auf der Grenzscheide unseres neuen Daseins, und es ist Sache der öffentlichen Meinung, diese neue Anschauung zur herrschenden zu machen. Die öffentliche Meinung aber, durch die sich eine solche Lebensauffassung Bahn brechen wird, entwickelt sich mit raschen Schritten.

Die Frauen sind es, durch welche die öffentliche Meinung gemacht wird, und der Einfluß der Frau in unserer Zeit ist ganz besonders stark.

Wie es in der Bibel heißt, ist dem Manne das Gebot der Arbeit geworden, der Frau das der Kindererzeugung.

Obwohl durch die Errungenschaften unserer Wissenschaften *nous avons changé tout ça*, so ist dennoch das dem Manne wie der Frau auferlegte Gebot unverändert dasselbe geblieben (so, wie die Leber im menschlichen Körper sich von jeher an der gleichen Stelle befindet) und jede Verletzung des Gebots zieht für beide unausbleiblich die Todesstrafe nach sich.

Der Unterschied besteht nur darin, daß eine – allgemeine – Außerachtlassung des Gebots durch den Mann die Todesstrafe in einer so nahen Zukunft zur Folge haben wird, daß sie fast schon zur Gegenwart gezählt werden kann, während die Unbotmäßigkeit des Weibes erst in einer ferner liegenden Zeit ihre Strafe finden wird. Wenn alle Männer das Gebot verletzen würden, so wären die Menschen sogleich dem Untergänge geweiht; wenn alle Frauen dies thäten, so würden erst die nachfolgenden Generationen zu Grunde gehen müssen. Infolge der Verletzung des Gebots durch einzelne Männer oder Frauen, würde jedoch nicht die ganze Menschheit zu Grunde gerichtet werden, sondern nur die Unbotmäßigen würden der Fähigkeit verlustig gehen, ihr Leben in der, dem Wesen des Menschen entsprechenden, vernunftgemäßen Weise zu gestalten.

Die Abwendung der Männer von diesem Gebot hat schon vor langer Zeit begonnen und zwar in den Gesellschaftsklassen, die die Macht besaßen, andere unter ihren Willen zu zwingen. Sie hat immer größere Verbreitung gewonnen, sie hat sich bis in unsere Zeit hinein fortgesetzt, und ist heute geradezu bis zum Wahnwitz ausgeartet, in so hohem Grade, daß diese Abwendung vom Gesetz zum Ideal erhoben wird, zu dem von jenem Fürsten Blochin ausgedrückten Ideal, das auch von Renan und der ganzen gebildeten Welt anerkannt wird und in dem Grundsatz gipfelt: Arbeiten müssen die

Maschinen, die Menschen aber müssen genießende Nervenbündel sein.

Eine Abwendung von dem Gebot durch die Frau hat nur in geringem Maße stattgefunden. Sie hat ihren Ausdruck nur in der Prostitution und den häufig verübten Verbrechen gegen das keimende Leben gefunden. Die den reicheren Ständen angehörigen Frauen haben im großen Ganzen die ihnen durch das Gebot auferlegte Pflicht zu erfüllen gewußt, während die Männer dies nicht thaten. Aus diesem Grunde wuchs die Macht der Frauen; sie fahren fort, über die zu herrschen, die sich dem Gebot entzogen und darum ihre Vernunft eingebüßt haben, und müssen fortfahren über sie zu herrschen.

Es wird gewöhnlich gesagt, daß die Frau (besonders gilt dies von der – kinderlosen Frau – der Pariserin) durch Ausnutzung aller ihr durch die höhere Civilisation verliehenen Mittel so bestrickend geworden sei, daß sie durch ihren Zauber die Männer in ihrem Bann halte. Das ist nicht nur nicht richtig, sondern das Gegenteil ist in Wirklichkeit der Fall. Nicht die kinderlose Frau hat die Herrschaft über den Mann gewonnen, sondern die Mutter, die das ihr auferlegte Gebot zu erfüllen wußte, während der Mann das seinige verletzte.

Die Frau aber, die sich durch künstliche Mittel kinderlos erhält und darauf ausgeht, den Mann durch ihre Schultern und Locken zu bethören, ist nicht das Weib, dem es gegeben ist, den Mann zu beherrschen. Das ist eine durch den Mann verdorbene, von ihm, dem verderbten Manne, zu sich herabgezogene Frau, die ebenso sehr, wie er selbst, dem ihr auferlegten Gebote Hohn spricht und, wie er selbst, den vernünftigen Sinn des Lebens verkennt.

Aus dieser Verirrung geht auch jener erstaunliche Unsinn hervor, der unter dem Namen „Frauenrechte“, aufgetaucht ist.

Diese Frauenrechte werden in folgender Weise formuliert: also, du, der Mann – so sagt die Frau – hast dich von dem Gebot der Pflicht, zu arbeiten, losgesagt, und möchtest nun, daß nur wir die uns auferlegte Arbeit nach ihrer ganzen Schwere tragen. Nein, stehen die Dinge so, so werden wir unsererseits ebenso gut wie du vermögen, jene Schein-Arbeit auszuführen, die du in den Banken, Ministerien, Universitäten, Akademien, Ateliers verrichtest; dann können wir, ebenso gut wie du, unter dem Deckmantel des Prinzips der

Arbeitsteilung, die Arbeit anderer ausbeuten und unser Leben genießen, indem wir nur unserer Sinnlichkeit fröhnen.

So sprechen diese Frauen und beweisen durch die That, daß sie keineswegs weniger, sondern sogar mehr als die Männer befähigt sind, diese scheinbare Arbeit zu leisten.

Die sogenannte Frauenfrage ist aufgetaucht und konnte nur auftauchen in einer Gesellschaft von Männern, die sich von dem Gebot der Arbeitspflicht losgesagt hatten.

Würde man dieses Gebot erfüllen, so wäre diese ganze Bewegung unmöglich.

Der Frau ist ihre besondere, zweifellose, unvermeidliche Arbeit zugeteilt, und daher kann sie niemals verlangen, daß man ihr auch noch jene Scheinarbeit der Männer, die den reicheren Klassen angehören, anweise. Nie wird es dem Weib eines wahrhaft arbeitsamen Mannes einfallen, ein Recht auf Teilnahme an seiner Arbeit geltend zu machen, z. B. in einem Bergwerk oder auf dem Acker. Und nur bei der scheinbaren Arbeit der Männer der reicheren Klassen konnte sie Anspruch auf Anteilnahme an dieser Arbeit erheben.

Die zu unseren Kreisen gehörige Frau war stärker als der Mann und ist es auch jetzt, nicht durch den von ihr ausgehenden Zauber, nicht durch ihre Fähigkeit, dieselbe pharisäische Scheinarbeit wie der Mann zu verrichten, sondern aus dem Grunde, weil sie das ihr auferlegte Gebot nicht verletzte, weil sie jene wirkliche, mit Lebensgefahr, mit äußerster Anspannung und Anstrengung verbundene Arbeit leistete, von der sich die Männer der begüterten Stände losgemacht haben.

Aber noch zu meiner Zeit hat auch die Abwendung der Frau von dem Gebot begonnen, d. h. es ist ihr moralischer Fall erfolgt und zu meiner Zeit fällt sie tiefer und tiefer.

Die Frau hatte sich abgewandt von dem ihr auferlegten Gebot und ließ sich nun gerne einreden, daß ihre Stärke in dem ihr verliehenen bestrickenden Zauber bestehe, oder auch in ihrer Fähigkeit, auf dem Gebiet der scheinbaren geistigen Arbeit thätig zu sein.

Aber diesen Bestrebungen der modernen Frau sind die Kinder hinderlich. Und nun geschah es zu meiner Zeit, mit Hilfe der Wissenschaft, (die ja immer für alles Schlechte zu haben ist), daß bei den besitzenden Klassen zehnerlei verschiedene Arten der Fruchtabtreibung in Anwendung kamen und so gang und gäbe wurden, als ge-

hörten die dazu verwandten Mittel zu den täglichen Erfordernissen ihrer Toilette! Und diese Frauen der besseren Stände, diese Mütter, sie ließen die Macht, die sie über die Männer besaßen, aus den Händen gleiten, um hinter den Straßendirnen nicht zurückzubleiben und auf dieselbe Stufe der Verkommenheit herabzusinken.

Das Übel hat schon weite Verbreitung gewonnen, mit jedem Tage breitet es sich aus; bald wird es alle Frauen der besseren Stände ergriffen haben, dann werden sie es den Männern gleichthun und wie diese, das Verständnis für den wahren Sinn des Lebens verlieren. Dann giebt es für diesen Stand keine Rückkehr mehr. Aber noch ist es Zeit!

Trotz allen auf sie eindringenden Einflüssen, ist die Zahl der Frauen, die das ihnen auferlegte Gebot erfüllen, doch noch größer, als die der Männer; daher giebt es unter ihnen noch einige verständige Wesen, in den Händen dieser wenigen, unseren Kreisen angehörigen Frauen liegt noch die Möglichkeit der Rettung.

O! wenn doch die Frauen die ihnen zukommende Bedeutung, wenn sie ihre Stärke richtig zu schätzen verständen und sie anwenden wollten zur Errettung ihrer Männer, Brüder, Kinder – zur Errettung aller Menschen! O, ihr Frauen, ihr Mütter der besseren Stände! Die Erlösung der Menschen dieser Erde von den Übeln, an denen sie alle kranken, liegt in euren Händen! Ich meine nicht euch Frauen, die ihr mit euren Taillen, Tournüren, Frisuren und mit euren männerbethörenden Künsten beschäftigt seid, die ihr gegen euren Willen, aus Unachtsamkeit, mit Verzweiflung Kinder gebäret, um sie dann Ammen zu überlassen; auch euch nicht, die ihr allerlei „Kurse“ besucht, von psychomotorischen Centren und von der Differentiation sprecht und gleichfalls bemüht seid, keine Kinder zu zeugen, weil dies eurer zunehmenden Verdummung, die ihr geistige Entwickelung nennt, hinderlich sei – nein, euch Frauen und Mütter meine ich, denen auch die Möglichkeit gegeben ist, die Erzeugung von Kindern zu vermeiden, die ihr euch jedoch unverzagt mit vollem Bewußtsein, dem einzigen, unabänderlichen Gebot unterwerft, wohl wissend, daß in dieser Unterwerfung die schwere und mühevolle Bestimmung eures Lebens besteht.

Ja, ihr Frauen und Mütter unserer reicheren Stände, in eurer Macht liegt mehr als in allen andern die Rettung der Menschen dieser Erde von dem sie bedrückenden Elend. Ihr, Frauen und Mütter,

die ihr euch mit vollem Bewußtsein dem Gebot Gottes unterwerft, ihr kennt allein innerhalb unserer unglücklichen, verstümmelten, unwürdigen Kreise, den vollen, den wahren Sinn des Lebens – ihr allein wißt, daß er in der Hingabe an das göttliche Gebot besteht. Ihr allein könnt die Menschen durch euer Beispiel lehren, wie groß das Glück ist, dessen sie sich jetzt berauben – das Glück, das in der Unterwerfung ihres Lebens unter den Willen Gottes liegt. Ihr allein kennt die euer ganzes Sein erfüllenden Wonnen und Freuden, ihr allein die Seligkeit, die dem Menschen beschieden ist, der nicht abweicht von dem göttlichen Gebot. Ihr kennt jenes Glück der Liebe zu eurem Gatten, das einzige Glück, das, nicht wie alles andere im Leben, ein Ende und eine Störung kennt, sondern den Keim zu einem neuen Glück, dem der Mutterliebe, in sich trägt! Ihr allein, die ihr einfachen Sinnes seid und euch Gottes Willen unterwerft, kennt nicht jenes possenhafte Getriebe in Uniformen und in festlich erleuchteten Sälen, aber ihr kennt jene wahrhafte, den Menschen von Gott auferlegte Arbeit, ihr kennt die wahre, euch dafür beschiedene Belohnung, ihr kennt die Seligkeit, die sie giebt.

Ihr lernt sie kennen, wenn ihr, nach den Freuden der Liebe mit Beben, Angst und Hoffnung jenen qualvollen Zustand der Schwangerschaft erlebt, der euch neun Monate lang zu kranken Menschen macht, euch an den Rand des Grabes bringt und zu unerträglichen Leiden und Schmerzen verurteilt; ihr lernt, was wahre Arbeit heißt, wenn ihr mit Freuden das Herannahen und die Zunahme der allerschrecklichsten Qualen fühlt, nach denen euch eine Seligkeit durchdringt, die nur ihr allein kennt.

Ihr lernt sie kennen, wenn ihr gleich nach diesen Qualen, ohne Ruhe und ohne Unterbrechung, eine andere Kette von Mühsal und Leiden auf euch nehmt – das Stillen eures Säuglings, wobei ihr das heftigste, menschliche Bedürfnis, den Schlaf (der, wie das Sprichwort sagt, teurer ist als Vater und Mutter), ohne Besinnen aufgebt, ihn eurer Pflicht, eurem Gefühl unterordnet und ganze Monate und Jahre keine Nacht ohne Störung schlafen dürft, ja, zuweilen oder oftmals ganze Nächte durchwacht, stundenlang hin und hergeht um mit unterlaufenen Armen, blutenden Herzens, euer krankes Kind zu wiegen.

Und wenn ihr alles das thut, von Keinem durch ein Wort ermuntert, von Niemandem bemerkt, und ohne für eure Leistungen auf

Lob oder Belohnung zu warten, wenn ihr dies nicht alles wie ein Wagnis erfüllt, sondern wie der vom Felde heimkehrende Arbeiter in jenem Gleichnis des Evangeliums, – einzig und allein in dem Bewußtsein, daß ihr nur das gethan habt, was die Pflicht von euch verlangt, dann kennt ihr den Unterschied zwischen der unechten Arbeit, die nur dazu dient sich vor den Menschen zu brüsten, und der wahren, die in der Erfüllung von Gottes Gebot besteht, dessen Weisung ihr in eurem Herzen fühlt.

Ihr wißt, wenn ihr in der wahren Bedeutung des Wortes Mütter seid, daß ihr nicht nur nicht darauf rechnen dürft, daß euere Arbeit von irgend jemandem gesehen, daß euch dafür Lob zu teil werde, sondern daß ihr euch damit zufrieden geben müßt, wenn man euch sagt, daß ihr nicht mehr und nicht weniger als eure Pflicht gethan habt. Ihr müßt auch darauf gefaßt sein, von denen, denen all euere Mühe gilt, nicht nur keinen Dank zu ernten, sondern oftmals von ihnen gequält zu werden und auch Vorwürfe zu hören, aber trotzdem gebt ihr euch dem nächsten Kinde mit derselben Selbstverleugnung hin! Wiederum leidet ihr; warum nehmt ihr wiederum dieselbe, von niemandem gesehene, furchtbare Arbeitslast auf euch, wo ihr doch wiederum von niemandem einen Lohn zu erwarten habt. Aber immer wieder empfindet ihr die gleiche Befriedigung. Wenn ihr so seid, dann wird in euren Händen die Herrschaft über die Menschen liegen und in euren Händen auch ihre Rettung.

Mit jedem Tage aber verringert sich eure Zahl: die einen denken nur daran, wie sie die Männer umstricken könnten und werden Straßendirnen, die andern suchen mit den Männern in ihrer sinnlosen, possenhaften Berufsarbeit zu wetteifern, wieder andere haben sich, wenn sie auch ihrer wahren Bestimmung noch nicht untreu geworden sind, doch innerlich davon losgesagt: sie erfüllen alle ihre schweren Mutterpflichten, aber sie thun es wie eine ihnen zufällig erwachsene Verpflichtung, mit Murren, mit einem gewissen Neid auf die dieser Notwendigkeit enthobenen kinderlosen Frauen. So berauben sie sich der einzigen, ihnen für ihre Pflichterfüllung beschiedenen Belohnung, der inneren, in der Erkenntnis der Erfüllung des göttlichen Willens liegenden Befriedigung, und statt dieser freudigen Empfindung, bringt ihnen das, was ihr Glück ausmachen sollte, nichts als Leid.

Wir, die Männer unserer Kreise, sind in unser unwürdiges Leben

so sehr verstrickt, wir alle haben seinen wahren Sinn so sehr aus den Augen verloren, daß wir sämtlich ohne Unterschied, auf dieselbe Stufe herabgesunken sind. Wir haben die ganze Schwere, alle Gefahren des Lebens anderen aufgebürdet, aber wir wagen es nicht, uns offen die uns zukommende Bezeichnung beizulegen, wir, die wir andere Menschen zwingen an unserer Statt die für die Erhaltung unseres Lebens erforderliche Arbeit zu verrichten und sie darüber zu Grunde gehen lassen: wir wagen es nicht auszusprechen, daß wir Schurken und Feiglinge sind.

Unter den Frauen aber giebt es noch sittliche Unterschiede.

Es giebt Frauen, die menschliche Wesen sind, Frauen, in denen die Natur des Menschen überhaupt, wie die der Frau im besonderen, ihren vollendetsten Ausdruck findet, und es giebt – Dirnen.

An dieser Unterscheidung werden die kommenden Generationen festhalten, und auch wir können nicht anders.

Jede Frau, sie mag sich kleiden wie sie will, sie mag sich nennen wie sie will, sie mag noch so verfeinert sein, wenn sie sich dem geschlechtlichen Verkehr nicht entzieht und doch die Geburt von Kindern zu verhüten sucht – ist sie eine Dirne.

Und wie tief auch eine Frau gefallen sein mag – wenn sie sich mit Bewußtsein der Erzeugung von Kindern hingiebt, so thut sie das beste, das höchste Lebenswerk, dessen sie fähig ist: sie erfüllt das Gebot Gottes, und es giebt niemanden in der Welt, der höher stände, als sie.

Wenn ihr in diesem Sinne handelt, so werdet ihr niemals, weder nach zwei, noch nach zwanzig Kindern sagen, daß ihr genug Kinder zur Welt gebracht habt, ebenso wenig, wie ein fünfzigjähriger Arbeiter sagen wird, er habe sich genug abgemüht, solange er noch arbeiten kann, so lange er noch ißt und trinkt und seine Muskeln nach Thätigkeit verlangen. Wenn ihr auf dieser Höhe steht, dann werdet ihr nicht das Geschäft des Stillens und der Pflege eurer Kinder einer anderen Mutter überlassen, ebenso wenig, wie ein Arbeiter seine begonnene und nahezu vollendete Arbeit einem andern übergeben wird – denn in diesem Beruf liegt der Inhalt eueres Lebens, und darum ist dieses um so vollkommener und glücklicher, je mehr von dieser Arbeit ihr zu bewältigen habt.

Wenn ihr auf dieser Stufe steht – und es giebt noch zum Glück für die Menschen solche Frauen – so werdet ihr dasselbe Gesetz, das

euer Leben bestimmt, das Gesetz der Erfüllung von Gottes Gebot, auch auf das Leben eueres Gatten euerer Kinder und der euch Nahestehenden anwenden.

Wenn ihr auf dieser Stufe steht und nach euerer eigenen Erfahrung wißt, daß nur in der selbstaufopfernden, ungesehenen, unbelohnten, mit Lebensgefahr und mit äußerster Anspannung aller Kräfte verbundenen Thätigkeit, die dem Leben anderer geweiht ist, der einzige Beruf besteht, der den Menschen Befriedigung und Stärke verleiht, dann werdet ihr dieselben Forderungen auch an andere stellen, dann werdet ihr auch euren Gatten zu der gleichen Arbeit anspornen, nach dem Maße dieser Arbeitsleistung den Wert der Menschen bemessen und schätzen und auch euere Kinder zu der gleichen Thätigkeit erziehen.

Nur eine Frau, die in der Geburt ihrer Kinder einen unangenehmen Zufall sieht, den Sinn des Daseins aber in den ihr gewährten Freuden der Liebe, den Bequemlichkeiten des Lebens, den Annehmlichkeiten der Bildung und Geselligkeit, wird ihre Kinder so erziehen, daß sie ihnen recht viel Vergnügen verschafft, die sie nach Möglichkeit genießen sollen, wird sie mit Leckerbissen füttern, sie herausputzen, durch künstliche Mittel amüsieren, wird in ihnen nicht die, zu einer selbstaufopfernden, mit Lebensgefahr und äußerster Muskelanstrengung erforderlichen Fähigkeiten, wie sie Mann oder Frau zukommt, entwickeln, sondern sie wird sie zur Abwendung von dieser Arbeit erziehen: zum Streben alles, das zu erwerben, was ihnen zu Diplomen und dem Privilegium, keine Arbeit zu thun, zu verhelfen geeignet ist. Nur eine solche Frau, der der wahre Sinn des Lebens verloren gegangen ist, wird sich hingezogen fühlen zu jener scheinbaren, ungerechten Thätigkeit des Mannes, die ihrem Gatten die Möglichkeit gewährt, nachdem er sich von seiner Menschenpflicht frei gemacht hat, mit ihr zusammen die Früchte der Arbeit anderer Leute zu genießen. Nur eine solche Frau wird einen ebensolchen Gatten für ihre Tochter wählen, sie wird die Menschen nicht nach ihrem inneren Wesen beurteilen, sondern nach den äußern, mit ihnen verbundenen Vorteilen, nach ihrer Lebensstellung, ihrem Geld und ihrer größeren oder geringeren Fähigkeit, die Arbeit anderer auszubeuten. Die echte Mutter aber, die durch ihr eigenes Wirken das Gebot Gottes erfüllt hat, wird auch ihre Kinder zur Erfüllung dieses Gebotes erziehen.

Für eine solche Mutter wird es eine Qual sein, ihr Kind verwöhnt, herausgeputzt und überfüttert zu sehen, denn sie weiß, daß durch alles dies dem Kinde die Erfüllung des göttlichen Gebotes, wie es die Mutter versteht, erschwert wird.

Eine solche Mutter wird ihren Sohn oder ihre Tochter nicht so erziehen, daß sie der Verführung unterliegen, sich von der Arbeit zu befreien, sondern sie wird sie zu allem anleiten, was ihnen von Nutzen sein wird zur Erfüllung der ihnen auferlegten Lebensarbeit. Sie wird nicht darnach zu fragen brauchen, was sie ihre Kinder zu lehren habe, zu welcher Thätigkeit sie sie vorbereiten müsse. Sie weiß, worin die Bestimmung des Menschen besteht und daher wird sie auch wissen, was die Kinder lernen sollen, zu welchem Beruf sie sie zu erziehen habe. Eine solche Frau wird ihren Gatten nicht nur zu keiner scheinbaren, ungerechten Thätigkeit anspornen, deren Ziel nur in der Ausbeutung fremder Arbeit besteht, sondern sie wird eine solche Thätigkeit mit Abscheu und Entsetzen verwerfen, in der für die Kinder die Gefahr einer doppelten Verführung liegt; eine solche Frau wird nicht darnach einen Gatten für ihre Tochter aussuchen, ob seine Hände wohlgepflegt und seine Manieren fein sind, sondern sie wird in der vollen Erkenntnis dessen, was wahre und was scheinbare Arbeit ist, diese scheinbaren Arbeiter immer und überall entlarven oder sie zu meiden suchen; sie wird die starken Männer auswählen und schätzen, nicht solche, die andere Leute zwingen, an ihrer Statt Arbeit zu thun (solche Leute sind die allerschwächlichsten), sondern solche, die für andere zu arbeiten gewohnt sind. Mit ihrem eigenen Gatten beginnend, wird sie am Manne nur die wahre, mit Verlust und Gefahren verbundene Arbeit achten und von ihm fordern; jene scheinbare, wichtigthuende Thätigkeit aber, deren Ziel es ist, sich von der wahren Arbeit frei zu machen, wird sie verachten.

Und die Frauen, die sich von ihrem wahren Beruf lossagen und dennoch die Rechte dieses Berufes genießen möchten, sollen nicht sagen, daß die Durchführung einer solchen Lebensauffassung für eine Mutter unmöglich sei, daß eine Mutter von der Liebe zu ihren Kindern viel zu sehr beherrscht werde, als daß sie ihnen den Genuß von Leckerbissen, von Vergnügungen, von schönen Kleidern versagen könne, als daß sie für die Versorgung ihrer Kinder nicht zittern sollte, wenn sie ihnen einen Gatten ohne Vermögen oder ohne gesi-

cherte Stellung gäbe, als daß sie für das Schicksal ihrer heiratenden Töchter und Söhne nicht mit Sorge erfüllt sein könnte, wenn sie ihnen nicht die herkömmliche Bildung verliehen hat.

Alles das ist Unwahrheit, die alleroffenkundigste Unwahrheit!

Eine wahre Mutter wird niemals so etwas sagen. Ihr sagt, ihr könnt euch nicht enthalten, eueren Kindern Konfekt oder Spielzeug zu geben und sie in den Cirkus zu führen?

Aber ihr gebt ihnen doch auch keine Vogelbeeren zu essen, ihr laßt sie nicht allein im Kahn fahren, ihr führt sie nicht ins *Café chantant*!

Warum könnt ihr euch denn in diesen Fällen zurückhalten und in jenen nicht?

Weil ihr die Unwahrheit sagt!

Ihr sagt, ihr liebt eure Kinder so sehr, daß ihr für ihr Leben fürchtet, daß ihr sie vor Hunger und Kälte bewahren müßt und daher Wert legt auf ihre Sicherheit vor jedem Ungemach, die euch durch die – von euch als ungerecht erkannte – Stellung eurer Männer gewährleistet werde.

Ihr fürchtet jene, in der Zukunft möglicherweise eintretenden Zufälligkeiten so sehr, durch die eure Kinder der Armut preisgegeben werden könnten – Zufälligkeiten, die sehr fernliegen und sehr unwahrscheinlich sind – und spornt eure Männer daher zu einer Thätigkeit an, deren Berechtigung ihr selbst nicht anerkennt. Was aber thut ihr jetzt schon, um eure Kinder unter den gegenwärtigen Lebensbedingungen vor unglücklichen Zufällen zu schützen, die möglicherweise in eueren jetzigen Verhältnissen eintreten könnten?

Bringt ihr etwa viel Zeit mit eueren Kindern zu?

Es ist schon viel, wenn ihr ihnen ein Zehntel Tages widmet!

Die übrige Zeit befinden sie sich in den Händen fremder, gedungener, oft von der Straße aufgelesener Leute, oder in Anstalten, wo sie allen Gefahren physischer und moralischer Ansteckung ausgesetzt sind!

Eure Kinder essen und nähren sich.

Durch wen und woraus wird ihr Mittagsmahl bereitet?

Meistenteils wißt ihr es selbst nicht!

Wer bringt ihnen sittliche Begriffe bei?

Das wißt ihr ja selber nicht!

So sagt es also nie, daß ihr das Übel zum Wohl eurer Kinder erduldet – das ist nicht wahr!

Ihr thut das Böse, weil ihr es liebt. Die echte Mutter, die in der Erzeugung und Erziehung ihrer Kinder den ihr auferlegten mit Selbstaufopferung verbundenen Beruf ihres Lebens und die Erfüllung von Gottes Gebot erblickt, wird das niemals sagen!

Sie wird es darum nicht sagen, weil sie weiß, daß ihr Beruf nicht darin besteht, daß sie gerade das aus ihren Kindern mache, was ihr selbst und der herrschenden Geistesrichtung einfällt; sie weiß, daß die Kinder, das heißt die folgenden Generationen, das Höchste und Heiligste sind, was es für den Menschen auf Erden giebt, und daß in der Hingabe ihres ganzen Seins an dieses Heiligtum ihr Leben bestehen soll!

Sie weiß es selbst, sie, deren Dasein sich fortwährend zwischen Leben und Tod bewegt, wenn sie das kaum sich regende Leben durch unablässige Sorge zur Entfaltung bringt, sie weiß, daß Leben und Tod sie nicht kümmern dürfen, daß es einzig und allein ihre Pflicht ist, dem Leben zu dienen; und darum wird sie nicht nach den ferner liegenden Gebieten dieses Dienstes suchen, sondern sie wird nur darnach streben, sich von den naheliegenden nicht zu entfernen.

Eine solche Mutter wird selbst gebären und selbst stillen, eine solche Mutter wird vor allem die Nahrung für ihre Kinder selbst bereiten, wird für sie nähen, wird sie waschen, sie belehren, wird bei ihnen schlafen und sich mit ihnen unterhalten, denn in dieser Thätigkeit sieht sie den Beruf ihres Lebens. Sie weiß, daß die Versorgung im Leben immer durch die Arbeit und die Fähigkeit zu dieser gewährleistet wird, und sie wird daher nach keinerlei, von außen kommenden Versorgungen durch das Geld ihres Mannes oder durch irgend welche zu erwerbende Diplome für ihre Kinder streben, sondern sie wird dieselbe Fähigkeit der hingebungsvollen Erfüllung von Gottes Gebot in ihnen zu entwickeln suchen, die sie selbst besitzt, die Fähigkeit, mit Verlust und Gefahr des Lebens verbundene Arbeit auf sich zu nehmen. Eine solche Mutter wird nicht bei andern Leuten fragen, was sie zu thun habe, sie wird alles wissen und sich vor nichts scheuen; und sie wird stets ruhig sein, denn sie weiß, daß sie alles erfüllt hat, was sie zu thun berufen war.

Wenn es vielleicht für den Mann und die kinderlose Frau Zweifel giebt über den Weg, den sie einzuschlagen haben, um Gottes

Gebot zu erfüllen – für die Frau, die auch Mutter ist, ist er unverrückbar und deutlich vorgezeichnet; und wenn sie dieses Gebot nur gehorsam und in der Einfalt ihres Herzens erfüllt, so steht sie auf jener Höhe der Vollkommenheit, zu der es einem menschlichen Wesen überhaupt gegeben ist, sich zu erheben. Dann wird sie für alle ein Vorbild der vollkommenen Erfüllung des göttlichen Gebotes sein, das zu erreichen die Menschen immer alle bestrebt sind!

Nur eine solche Mutter kann vor ihrem Tode ruhig zu Ihm, der sie auf die Erde gesandt und Dem sie durch die Geburt und Erziehung ihrer Kinder, die sie mehr geliebt hat als sich selbst, gedient hat, nur eine solche Mutter darf ruhig im Bewußtsein, den ihr auferlegten Dienst erfüllt zu haben, zu Ihm sprechen: „Herr, nun lässest Du Deinen Diener in Frieden fahren".

Und hierin liegt die höchste Vollkommenheit, zu der die Menschen, als zu dem höchsten Gut, streben.

Solche Frauen, die ihren weiblichen Beruf erfüllt haben, herrschen über die herrschenden Männer und dienen den Menschen als Leitsterne. Solche Frauen sind es, welche die öffentliche Meinung bestimmen und neue Generationen vorbereiten, und darum liegt in ihren Händen die Macht – die Macht, die Menschen von den bestehenden und drohenden Übeln unserer Zeit zu erlösen.

Ja, ihr Frauen, die ihr Mütter seid, euch ist mehr gegeben als anderen Menschen: in eueren Händen liegt die Erlösung der Welt!

14. Februar 1886.

———

[Illustrationsseite]

Leo N. Tolstoi und seine Gattin Sofja Andrejewna Tolstaja:
Gemälde von Ilya Repin | ИльяЕфимович Репин (1844-1930)

Institut für russische Literatur (Puschkin-Haus),
Russische Akademie der Wissenschaften | commons.wikimedia.org

Bruchstücke aus einem Privatbrief: aus Anlaß einer Entgegnung auf den Artikel „An die Frauen“[6].

Der Beruf jedes Menschen, des Mannes und der Frau, besteht darin, seinen Mitmenschen zu dienen. Diese allgemeine Behauptung wird, denke ich, Zustimmung bei allen nicht unsittlichen Menschen finden. Der Unterschied zwischen den Männern und den Frauen in der Erfüllung dieser Bestimmung liegt nur in den Mitteln, durch die sie ihr nachkommen, das heißt womit sie den Menschen dienen.

Der Mann dient den Menschen durch physische Arbeit, indem er die Mittel der Ernährung schafft, durch geistige Arbeit, indem er die Gesetze der Natur erforscht, um ihrer Herr zu werden, und durch Arbeit im Gemeinwesen, indem er die Formen des Zusammenlebens feststellt und die Beziehungen der Menschen zu einander regelt. Der Mann hat überaus mannigfaltige Mittel, um den Menschen zu dienen. Die gesamte Thätigkeit der Menschheit mit Ausnahme des Gebärens und Nährens ist sein Arbeitsfeld im Dienste der Menschen. Die Frau aber ist, abgesehen davon, daß sie in vieler Beziehung den Menschen in gleicher Weise dienen kann, wie der Mann, ihrer Körperbildung nach berufen und hingelenkt zu der Thätigkeit, die allein aus der Sphäre männlichen Wirkens ausgeschlossen ist.

Das Wirken im Dienste der Menschheit zerfällt von selbst in zwei Teile: in die Vergrößerung des Glücks der bestehenden Menschheit und in die Fortführung der Menschheit selber. Zu dem ersteren sind vornehmlich die Männer berufen, da ihnen die Möglichkeit fehlt, dem zweiten zu dienen. Zum zweiten sind vornehmlich die Frauen berufen, da sie ausschließlich dazu befähigt sind. Diesen Unter-

[6] Ein Teil des letzten Kapitels der Schrift *„Was sollen wir denn thun“* war, wie man sich aus der Einführung (Bd. I, 8 [→S. 17]) erinnern wird, in Rußland als gesonderter Artikel erschienen. Er trug den Titel *„An die Frauen“* und begann mit den Worten „Wie es in der Bibel heißt …“ [vgl. →S. 320]. [Wir lassen in der vorliegenden Neuedition die traurigen bzw. skandalösen Ausführungen Tolstois zur ‚Frauenfrage‘ ganz unkommentiert; *pb*]

schied nicht festzuhalten und zu verwischen, geht nicht an, ist nicht erlaubt, ist sündhaft (das heißt irrig). Aus diesem Unterschied ergeben sich die Pflichten der einen und der anderen, – Pflichten, die nicht von Menschen erdacht sind, sondern in der Natur der Dinge liegen. Aus diesem Unterschied wiederum ergiebt sich die Anschauung von Tugend und Laster bei Frau und Mann – eine Anschauung, die zu allen Zeiten bestanden hat und noch heute besteht und die nie aufhören wird zu bestehen, so lange bei den Menschen Verstand war, ist und sein wird.

Es war stets und wird stets sein, daß der Mann, der den größeren Teil seines Lebens in der ihm eigentümlichen, mannigfaltigen körperlichen und geistigen Arbeit im Gemeinwesen hinbringt, und daß die Frau, die den größeren Teil ihres Lebens in der ihr ausschließlich eigentümlichen Arbeit des Gebärens, Nährens und Aufziehens der Kinder hinbringt, in gleicher Weise empfinden werden, daß sie thun, was ihre Pflicht ist; und daß sie in gleicher Weise die Achtung und die Liebe der anderen Menschen erringen werden, weil sie Beide erfüllen, was ihnen ihrer Natur nach vorgezeichnet ist.

Der Beruf des Mannes ist mannigfaltiger und umfassender, der Beruf der Frau eintöniger und enger, aber tiefer; und darum war es und wird es immer so sein, daß der Mann, der Hunderte von Pflichten hat, auch wenn er einer, zehnen von ihnen, untreu geworden ist, noch ein nicht schlechter, nicht schädlicher Mensch sein wird, wenn er den größeren Teil seiner Bestimmung erfüllt. Die Frau aber, die eine kleine Zahl von Pflichten hat, sinkt sofort, wenn sie einer von ihnen untreu geworden ist, sittlich tiefer als der Mann, der zehnen von seinen Hunderten Pflichten untreu geworden ist. Das war stets die allgemeine Anschauung und wird es auch stets bleiben, denn sie geht aus dem Wesen der Sache hervor.

Soll der Mann den Willen Gottes erfüllen, so muß er ihm dienen im Bereiche der körperlichen Arbeit, des Denkens, der Sittlichkeit: er kann mit allen diesen Dingen seine Bestimmung erfüllen. Für die Frau sind die Mittel, Gott zu dienen, vornehmlich und fast ausschließlich (weil doch Niemand außer ihr es kann) – die Kinder. Nur durch seine Werke ist der Mann berufen, Gott und den Menschen zu dienen; nur durch ihre Kinder die Frau.

Und darum wird und muß die Liebe zu *ihren* Kindern, die der Frau eingepflanzt ist, die ausschließliche Liebe, gegen die mit dem

Verstande anzukämpfen ganz vergeblich ist, der Frau und Mutter stets eigentümlich sein. Diese Liebe zu dem Kinde in den ersten Jahren ist durchaus kein Egoismus, es ist die Liebe des Arbeiters zu seiner Arbeit, so lange sie unter seinen Händen ist. Nehmt ihm diese Liebe zum Gegenstand seiner Arbeit, und die Arbeit ist unmöglich. So lange ich einen Stiefel mache, liebe ich ihn über alles. Wenn ich ihn nicht liebte, könnte ich ihn auch nicht arbeiten. Zerstört man ihn mir, so gerate ich in Verzweiflung. Aber ich liebe ihn so nur, so lange ich arbeite. Ist die Arbeit fertig, so bleibt nur eine schwache Anhänglichkeit, eine parteiliche Bevorzugung zurück.

Ganz so geht es der Mutter. Der Mann, der berufen ist, den Menschen durch mannigfaltige Arbeiten zu dienen, auch er liebt diese Arbeiten, so lange er sie macht. Die Frau, die berufen ist, den Menschen durch ihre Kinder zu dienen, auch sie kann nicht anders, als diese ihre Kinder lieben, so lange sie an ihnen arbeitet, bis zu drei, sieben, zehn Jahren.

Dem allgemeinen Berufe nach, Gott und den Menschen zu dienen, sind Mann und Frau vollkommen gleich, ungeachtet des Unterschieds in der Form des Dienstes. Die Gleichheit liegt darin, daß der eine Dienst ebenso wichtig ist, wie der andere, daß der eine ohne den anderen nicht denkbar ist, daß der eine den anderen bedingt, und daß zu wahrem Dienste dem Manne wie der Frau in gleicher Weise die Erkenntnis der Wahrheit nötig ist, ohne die die Thätigkeit des Mannes wie des Weibes der Menschheit nicht nützlich, sondern schädlich wird. Der Mann ist berufen, seine mannigfaltige Arbeit zu leisten; seine Arbeit ist aber nur dann nützlich, und seine Thätigkeit, sie sei körperlicher, geistiger oder sozialer Art, ist nur dann fruchtbringend, wenn sie im Namen der Wahrheit und des Glückes der Nebenmenschen vollbracht wird. Der Mann mag sich noch so eifrig mit der Vergrößerung seiner Genüsse, mit müßiger Spekulation und sozialer Wirksamkeit zu seinem eigenen Vorteil beschäftigen, seine Arbeit wird nicht fruchtbringend sein. Sie wird nur dann fruchtbringend sein, wenn sie darauf gerichtet sein wird, die Leiden der Menschen, die aus Armut, aus Unwissenheit und einer falschen gesellschaftlichen Ordnung hervorgehen, zu vermindern.

Ebenso steht es mit dem Berufe der Frau: ihr Kinder-Gebären, Säugen, Auferziehen wird für die Menschheit nur dann von Nutzen sein, wenn sie nicht einfach Kinder zu ihrer Freude, sondern zukünf-

tige Diener der Menschheit auferziehen wird; wenn die Erziehung dieser Kinder vor sich gehen wird im Namen der Wahrheit und zum Glücke der Menschen, d. h. wenn sie ihre Kinder in dem Sinne erziehen wird, daß sie die besten Menschen und Arbeiter im Dienste ihrer Nebenmenschen werden.

Die ideale Frau wird nach meiner Meinung die sein, die sich die höchste Weltanschauung ihrer Zeit angeeignet hat und sich ihrem weiblichen, ihr unausrottbar eingepflanzten Berufe hingiebt – eine möglichst große Zahl von Kindern zu gebären, zu säugen und zu erziehen, die befähigt sind, für die Nebenmenschen zu arbeiten im Geiste der Weltanschauung, die sie von der Mutter empfangen haben.

Um sich diese höchste Weltanschauung anzueignen, hat man aber, nach meiner Meinung, nicht nötig, Hochschulen zu besuchen, man braucht nur das Evangelium zu lesen und die Augen, die Ohren und vor allem die Herzen offen zu halten.

Was aber sollen die thun, die keine Kinder haben, die nicht verheiratet sind, und die Witwen? Die werden vortrefflich handeln, wenn sie an der mannigfaltigen Arbeit der Männer teilnehmen. Man wird aber immer zu bedauern haben, daß ein so kostbares Werkzeug, wie die Frau, der Möglichkeit beraubt war, den ihr allein eigenen, hohen Beruf zu erfüllen.

Und das um so mehr, als jede Frau, wenn sie geboren hat und kraftvoll genug ist, noch die Möglichkeit findet, an der Arbeit des Mannes teilzunehmen. Die Teilnahme der Frau an dieser Arbeit ist überaus kostbar; immer aber wird es traurig sein, ein junges Weib, das zu gebären bereit ist, beschäftigt zu sehen mit männlicher Arbeit. Ein solches Weib zu sehen, heißt soviel, wie kostbare Schwarzerde sehen, die man mit Schotter bestreut hat, um einen Platz oder einen Spazierweg daraus zu machen. Ja, noch trauriger: Denn diese Erde hätte ja nur Getreide gebären können, das Weib aber kann etwas gebären, was über alle Schätzung hinausgeht, was das höchste aller Dinge ist – einen Menschen. Und nur sie allein kann das.

———

Bibliographische Übersicht zu Tolstois Werk *„Was sollen wir denn tun?“* (1882-1886)

Russischer Text

Große Werkausgabe | Lew N. TOLSTOI: Tak čto že nam delat'? (Was sollen wir denn tun?, 1882-1886). In: PSS [Russische Gesamtausgabe in 90 Bänden, Moskau 1928-1957ff: Polnoe sobranije sočinenij v 90 tomach]. Band 25. Moskau 1937, S. 182-411. [Als Internet-Ressource: http://tolstoy.ru/creativity/90-volume-colecti on-of-the-works].

Text- und Editionsgeschichte | „Tolstoi arbeitete an diesem großen sozialkritischen Traktat von 1882 bis 1886. Die Veröffentlichung des Werkes stieß bei der Zensur auf erhebliche Schwierigkeiten. Es erschien schließlich 1886 mit umfangreichen Streichungen in der von Tolstois Frau herausgegebenen zwölfbändigen Werkausgabe unter dem Titel ‚Gedanken, die durch die Volkszählung hervorgerufen wurden'. Auch die 1886 in Genf besorgte Ausgabe des Traktats, hier unter dem Titel ‚Worin besteht mein Leben?', blieb unvollständig. In Rußland konnte das Werk erst 1906 als Einzelpublikation erscheinen; es fand jedoch seit Mitte der achtziger Jahre in handschriftlichen Vervielfältigungen illegale Verbreitung.“ (Lew TOLSTOI: Philosophische und sozialkritische Schriften. Berlin: Rütten & Loening 1974, S. 787). – 1887 erschien bei Elpidine in Genf als Auszug aus dem Werk noch der Text *„Das Geld“* (entspricht den Kapiteln 17-20 der endgültigen Ausgabe); im Jahr 1889 brachte Elpidine schließlich einen dritten Auszug unter dem Titel *„Was sollen wir tun?“* (Kapitel 24-40 der endgültigen Ausgabe) heraus. Eine erste vollständige bzw. unzensierte russische Gesamtausgabe des Werkes hat Vladimir Čertkov 1902 in England ediert. – Vgl. auch im vorliegenden Band die Einführung von Raphael Löwenfeld →S. 13-17.

Teilübersetzung H. Samson-Himmelstjerna 1886

Leo TOLSTOI: Bekenntnisse. | *Was sollen Wir denn thun*? Ev. Lucä 3, 10. Aus dem russischen Manuskript übersetzt von H[ermann] von Samson-Himmelstjerna. Leipzig: Verlag von Duncker & Humblot 1886, S. 103-218.

Teilübersetzung L. A. Hauff 1890

Leo TOLSTOI: *Das Geld* – nebst eines Briefes des Verfassers an Herrn R. Übersetzt von L. A[lbert]. Hauff. Berlin: Verlag Otto Jahnke 1890. [128 Seiten]

Zwei Teilübersetzungen A. Scholz 1891

Leo TOLSTOI: *Geld*! Soziale Betrachtungen. Deutsch von August Scholz. Berlin: S. Fischer Verlag 1891. [79 Seiten]. [Ebenso folgender Auszug: Leo TOLSTOJ, Was ist Geld? Aus dem Russischen von August Scholz. In: Freie Bühne für modernes Leben, herausgegeben von Otto Brahm, Berlin, 1. Jahrgang, Heft 1, 29. Januar 1890, S. 3-5. Bibliographiert nach https://jochenteuffel.com].

Graf Leo TOLSTOI: *Was sollen wir also thun*? Deutsch von August Scholz. Berlin: Hugo Steinitz Verlag 1891. [159 Seiten; 5. und 6. Tausend 1899.]

Teilübersetzung H. Koskoschny (1895)

Graf Leo TOLSTOI: *Unsere Armen und Elenden*. Übersetzt aus dem Russischen von Dr. Hermann Koskoschny. Dritte Auflage. Leipzig: Greßner & Schramm 1895. [110 Seiten; Jahr der Erstauflage nicht ermittelt.] [Folgeauflage Berlin u. a.: Gnadenfeld 1900; 144 Seiten.]

Teilübersetzung A. Perloff (1901)

Leo TOLSTOI: *Was ist Geld*. Deutsch von Anton Perloff. Dritte & vierte Auflage. Berlin: Verlag Hugo Steinitz 1901. [111 Seiten; Jahr der Erstauflage nicht ermittelt.] [Ohne Übersetzername auch folgende Ausgabe: L. TOLSTOI, Was ist Geld? Berlin: Globus Verlag 1901; 112 Seiten.]

Gesamtübersetzung Carl Ritter 1902/1911/1991

Auflage 1902 | L. N. TOLSTOJ: Was sollen wir denn thun? Erster Band. (= Sämtliche Werke – Serie I, Band 3). Leipzig: Diederichs 1902. [323 Seiten; Anhang: Über die Volkszählung in Moskau]. – L. N. TOLSTOI: Was sollen wir thun? Zweiter Band. (= Sämtliche Werke – Serie I, Band 4). Leipzig: Diederichs 1902. [279 Seiten; Anhang: Bruchstücke aus einem Privatbrief]. – Nicht eingesehen! – *Russische Textgrundlage* für diese von Raphael Löwenfeld herausgegebene Übersetzung Carl Ritters war ein 1902 auch erstmalig in England gedrucktes vollständiges Manuskript des Werkes (Christchurch: Verlag Svobodnoe; Redaktion Vladimir Čertkov: Band 8 der in Russland verbotenen Werke Tolstois).

Neuauflage 1911 | Leo N. TOLSTOJ: Was sollen wir denn t[h]un? Erster Band. Mit Anhang über die Volkszählung in Moskau. (= Leo N. Tolstoj: Gesammelte Werke. Von dem Verfasser genehmigte Ausgabe von Raphael Löwenfeld: II. Serie, Band 5). Jena: Eugen Diederichs Verlag 1911. [323 Seiten; Nennung des Übersetzers Carl Ritter in der Einführung]. – Leo N. TOLSTOJ: Was sollen wir denn t[h]un? Zweiter Band. Mit Anhang: Bruchstücke aus einem Privatbrief. (= Leo N. Tolstoj: Gesammelte Werke. Von dem Verfasser genehmigte Ausgabe von Raphael Löwenfeld: II. Serie, Band 6). Jena: Eugen Diederichs Verlag 1911. [279 Seiten]. – Diese Auflage in zwei Bänden liegt als Textquelle der vorliegenden Neuedition der Tolstoi-Friedensbibliothek (zwei Bände in einem Band) zugrunde.

Neubearbeitung 1991 | Leo N. TOLSTOI: Was sollen wir denn tun? Band 1 und 2. (= Religions- und gesellschaftskritische Schriften, Band 3 und 4). Neu herausgegeben und durchgesehen von Paul H. Dörr. München: Eugen Diederichs Verlag 1991. [Band 1: 327 Seiten; Band 2: 295 Seiten, im Umfang von 21 Seiten ein Nachwort zur Geschichte des Werkes.] – Als Übersetzer der Diederichs-Ausgabe wird in dieser Auflage irrtümlich R. Löwenfeld statt (richtig) C. Ritter ausgewiesen.

Gesamtübersetzung Günter Dalitz 1974

Lew TOLSTOI: *Was sollen wir denn tun*?, übersetzt von Günter Dalitz. In: Lew Tolstoi: Philosophische und sozialkritische Schriften. (= Gesammelte Werke in zwanzig Bänden, herausgegeben von Eberhard Dieckmann und Gerhard Dudek, Band 15). Berlin: Rütten & Loening 1974, S. 165-470 und Anmerkungen S. 786-790.

Tagebuch- und Briefbezüge zur Schrift „Was sollen wir denn tun?"

Leo N TOLSTOI: Tagebücher 1847-1910. Aus dem Russischen übersetzt von Günter Dalitz. München: Winkler 1979, S. 286, 287, 288, 289, 290, 293, 294, 295, 302, 325, 332, 417 (Seitenangaben nach Register).

Lew TOLSTOI: Briefe. Erster und Zweiter Band. Übersetzt von Günter Dalitz aus dem Russischen. (= Gesammelte Werke in zwanzig Bänden. Hg. Eberhard Dieckmann und Gerhard Dudek, Band 16/17). Berlin: Rütten & Loening 1971: Erster Band (1844-1885), S. 607, 624, 627, 632; Zweiter Band (1886-1910), S. 5f., 46.

Tolstoi-Friedensbibliothek.de

Konzeption, Koordination & Projektumsetzung:

Peter Bürger (Mitglied des Versöhnungsbundes, von pax christi, Solidarischer Kirche im Rheinland, DFG-VK), in Zusammenarbeit mit Ingrid von Heiseler (Mitglied des Versöhnungsbundes)

Ständige Mitarbeit:

Bodo Bischof; Wolf-Dieter Grün (OCR-Programm); Dr. Marco A. Sorace (Webdesign); Katrin Warnatzsch

Beratung:

Eugen Drewermann; Ullrich Hahn (Versöhnungsbund); Prof. Thomas Nauerth (Ökumenisches Institut für Friedenstheologie); Bernd Schaller

Kooperationspartner:innen:

Editionsprojekt „Kirche & Weltkrieg“
https://kircheundweltkrieg.wordpress.com/
Geschäftsführender Vorstand des Versöhnungsbundes
https://versoehnungsbund.de/
Graswurzelrevolution
https://www.graswurzel.net
Lebenshaus Schwäbische Alb e.V.
https://www.lebenshaus-alb.de/
Internationale der Kriegsdienstgegner*innen (IDK)
https://www.idk-info.net/
Ökumenisches Institut für Friedenstheologie
https://friedenstheologie-institut.jimdofree.com/
pax christi-Diözesanverband Münster
https://www.muenster.paxchristi.de/
Solidarische Kirche im Rheinland
https://solidarischekirche.de/

Weitere Mitarbeiter:innen & Unterstützer:innen:

Ulrich Frey, Johannes Gertz, Rita Horstmann, Annelen Kranefuss, Prof. em. Dr. Gottfried Orth, Nadja Thelen-Khoder.

Der Band erscheint in der Reihe A des Editionsprojekts
‚Tolstoi-Friedensbibliothek' zur (Neu-)Erschließung
gemeinfreier Übersetzungen von ‚religionsphilosophischen
(theologischen) und sozialethischen Schriften' Leo N. Tolstois.
Über weiterführende Literatur, zu unseren Angeboten
sowie zum Kreis der Beteiligten (Konzeption
und Herausgeberschaft, Bearbeitung, Beratung,
Kooperationspartner*innen) informiert die Projektseite:
www.tolstoi-friedensbibliothek.de

Die Bearbeitung unserer Neuedition der
Schrift „Was sollen wir denn tun?" wurde
von der ‚Solidarischen Kirche im Rheinland'
mit einem Betrag von 500 Euro gefördert.